

Margarete Kurlbaum-Siebert / Die echte Macht

Margarete Kurlbaum-Siebert

Die echte Macht



Die Buchgemeinde / Berlin SW 68

ISBN 978-3-322-98042-7 ISBN 978-3-322-98669-6 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-322-98669-6

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1934 by Friedr. Vieweg & Sohn A.G., Braunschweig

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1934

Viewegdruck

Begeisterung und Idyll	7
Das Amt und die Staatsgefahr	36
Die feurigen Herzen	54
Der falsche Sieg	69
Verlorene Preußenschlacht	86
Die Flucht	106
Der zerbrochene Staat	116
Spielball	134
Ein Sommer für den Feind	157
Anruf aus Nacht	166
Der mühsame Weg	179
Die Stadt in der Luft	198
Glockenläuten zum Volksgebot	218
Die frohen Sieger	229
Der Zug des schwarzen Herzogs	262
Fliehen im deutschen Land	286
Spanien	300
Schande zum letzten Mal	325
Rußland und der Freund	343
Volksstürmen himmelan	370
Schwerer Krieg	398
Nur ein Tag	424
Der größte Schmerz	439
Jenseits des Weltgeschicks	459
Sieg	499

Begeisterung und Idyll

In einer dunklen Novembernacht im Jahre 1796 mitten in deutschen Landen ging ein junger Mensch, Karl Röper, der Sohn des Hauptpastors aus der braunschweigischen Stadt Budenfeld, rasch die Landstraße entlang, immer durch Finsternis, Sturm und Ungeßüm. Er lief freudenvoll, ein Siegesmelder, hielt nicht an und sang durch das Wetter, und am Himmel prallten die schwergewälzten Wolken gegeneinander an. Der Jüngling lief trunken schluchzend vor Glück unter der schwarzen Einsamkeit hin; kein Mensch begegnete ihm; in den Wiesen zur Seite schleuderte der Wind die zusammengeworfenen Büsche auseinander und peitschte die Baumkronen hoch auf. Karl riß seinen Mantel auf und die Jacke über seiner Brust. Er sang und schrie gegen den Himmel an: „Bist du da, Gewaltiger der Welt?“ und schrie den Namen seines Herzens jubelnd heraus: „Napoleon Bonaparte!“

Er sang seine Oden von ihm. „Du Maß der Welt! Gebirge ist deine Schulter. Dein Mantel schleift Länder zusammen. Größe bisher wird Kehricht vor dir. Unser. Uns gekommen. Jugend. Welt. O du Herrlichkeit. Du Ritter im Flammenstrom. Gott gibt Himmelschwert. Du hältst es. Schwinger. Erzengel. Ränder vom Weltgericht.“

Sturm packte hinein ins Buschwerk am Weg, riß und peitschte. Hinter Karl krachte ein hoher Baumstamm um. Er rannte achtlos vorwärts.

Bergendes Gehölz nahm ihn endlich auf. Hier sauste Wind nur klagend durchs Astgewirr. Aufatmend warf sich Karl gegen einen Stamm. Weiter! Er kannte den Weg durch die Waldfinsternis. Da lichtete sich das Holz schon, und

zu seinen Füßen, von Berg und Steinbruch schützend umfangen, lag die feste Kirche, ruhig umhegt vom schlafenden Dorf. Halb rutschend, halb kletternd im Lehm kam Karl ungefährdet auf dem gewohnten Pfad unten an, stand vor dem Pfarrhaus aus weißem und schwarzem Fachwerk und warf Steinchen gegen ein Fenster im ersten Stock. Ein Gesicht zeigte sich, Karl winkte. Er wartete ans Haus gelehnt. Bald öffnete sich leise ein Fenster im Erdgeschoß; zwei Jünglinge und ein Knabe wanden sich hindurch. Sie eilten alle über den Kirchhof hin, um sich in einem offenen Gedenktempelchen zu versammeln, in ihm vor allem Sturm durch die Berglehne geschützt.

Die beiden Jünglinge aus dem Pfarrhaus waren Friedrich von Haxfelde und Otto von Lössar, das Kind Friedrichs Bruder Erich. Alle drei waren beim erziehungsberühmten Pfarrer Funke unten im Pfarrhaus zum Lernen.

Karl umflammerte die Hände der Freunde: „Sein neuer, grenzenloser Sieg heißt Arcole!“ Hallend rief er über die Gräber hin: „Arcole! Horcht auf. Hört Ihr den Namen? Arcole, gestern noch ein vergessenes Dorf, heute Botschaft der Erzengel! So hallt es durch die Jahrhunderte. Arcole. Ewigkeit. Wir erleben sie. Gnade kam uns.“

Er riß ein Zeitungsblatt aus seiner Jacke. Sie konnten im Dämmer gejagten Mondschimmers nicht lesen. Nur war das Blatt da. „Heute kam es aus München“, erzählte Karl. „Ein Kaufmann brachte es zur Poststube mit. Er gab es meinem Vater, der es für mich haben wollte. Wer sonst in dieser stumpfen Welt begreift seinen Inhalt? Für uns kam die Kunde.“

Die Freunde saßen auf den Stufen des Tempelchens. Karl erklärte befriedigt: „In Italien haben die Oesterreicher nun überhaupt kein Heer mehr. Dieser Sieg hat ihre ganze Macht auseinandergesprengt.“

Mit Wohlwollen für Oesterreich hielten sich Karl als Braunschweiger und die Freunde als geborene Preußen nicht auf. Das Ende des siebenjährigen Krieges lag erst dreiund-dreißig Jahre zurück.

Karl hob zu deuten an. „Diese morsche Welt zerschmettert nun. Göttliches Aufatmen geht durch die Welt. Merkt auf diesen Sturm. Die Natur weiß um das Kommende. Bonaparte ist Werkzeug Gottes, der Götter und der Natur. Woher kommt er? Er ist Korsik. Was heißt das? Er gehört nirgends hin. Er ist nimmermehr ein Franzose. Er gehört der großen, der Allwelt. Nur, daß er jetzt in Frankreich das bereite Tatensfeld gefunden hat. Auf daß endlich Größe entschleiert sei. Endlich entscheidet Größe. So ist es möglich, endlich gibt doch Größe Gesehe? „D sagt nicht“, bat er eifrig, „weil wir Deutsche und keine Franzosen sind, so haben wir keinen Anteil. Wir müssen uns Größe verdienen. So ist unsere Bestimmung. Haben denn nicht wir am meisten, so grenzenlos unter engster, zusammengepreßter Kleinheit gelitten? Dem europäischen dürrn Schergentum schlottern die Knochen. Wir aber sind fröhlich, jubilieren und singen Lieder und Hosanna und Lebehoch. Die Totenstunde ist um, und die Gespenster greifen nach ihrem Leichentuch. Eins schlägt die Turmuhr; da stürzen die Knochenmänner zusammen. Ihre Welt mit ihnen, die sie Weltordnung nannten. Klarer Morgenhimmel will sich wölben. Die Gespenster fliehen ab mit Geheul. Gen Norden, gen Westen und Süden, gen Osten schwingt der Erzengel, unser Gottesbote und Gespensteraustreiber sein Blüheschwert. Nun kommt Weltenostertag. Da wird volles Licht und entzückende Klarheit sein, und nur Kraft durchflingt Himmel über die Erde hin und Freude und Harmonie. So ist es nun bestellt; Größe entscheidet nun.“

Er drückte seine Hände an sein Herz. „Ich habe immer gewünscht“, sagte er demütig, „daß ich große Zeiten so gern

erleben wollte. Um diese Seligkeit habe ich so sehr mit aller Inbrunst gebetet, und ich wollte um nichts Kleinliches und Selbstisches bitten. Erhört mich Gottes Gnade und Herrlichkeit nun? Herz, halte aus, nicht jezt, sondern durch die Jahrzehnte, das Leben lang. Schicksal, segne unsere Herzen, die Gefäße für Würde und Kraft sein wollen. Herrlichkeit tat sich uns auf. Der Heimatlose ist nun der Gottesknecht. Ist Korsika Heimat? Dem Europäer nimmermehr! Er kommt zu uns allen. Den bebenden Geschöpfen des alten Europas kommt Bonaparte als Erfüller der Geistgebote von Gottes Thron, noch mit allem Wissen um Gottes Klugheit und Kraft und auch um seine Pläne und Absichten. Der Himmel tat sich endlich auf.“

Otto von Lossar zählte Bonapartes bisherige Taten in Italien her. Millesimo, Montenotte, Mondovi, — darauf habe Bonaparte Turin eingenommen und den König Viktor Amadeus — der ausgerechnet auch noch Viktor heißen müsse — zum Frieden gezwungen. Alles in einem einzigen, dem vergangenen Jahr. Nun in diesem Lodi und Castiglione. Und jezt Arcole. Otto sagte auch immer wieder Arcole, und der Name berauschte auch ihn.

So redeten die Freunde, auf den Stufen des Tempelchens sitzend, in der Windnacht. Das Kind Erich war längst in einer Ede eingeschlafen. Endlich gingen sie nach dem Pfarrhaus zurück. Auch Karl kletterte noch in ihre Stube ein. Sie sprachen, in ihren Betten aufsitzend, noch viel, schliefen endlich für eine Stunde. Mit der Frühdämmerung lief Karl eilig nach Hause zurück, durch eine morgentlich verklärte Welt. Der Sturm war abgezogen. Klarer Tag schimmerte langsam auf. Karl kam unbemerkt zu Hause an, wusch sich, frühstückte schnell, raffte seine Bücher zusammen und lief zur Schule. Er saß in seiner Bank und senkte das Haupt über sein Buch, um die Sätze von Tacitus oder Thukydides auseinanderzu-

falteten, und saß ruhig, als gehe ihn brausende Lat einer Gegenwart nicht das geringste an.

Er hatte aber nur gewöhnt, in dieser Nacht unbemerkt aus- und wieder eingeschlüpft zu sein. Die Mutter trat am Nachmittag zu ihm ins Zimmer. Er hing schon wieder anbetend über dem Zeitungsblatt. Unterm Speisem zu Mittag hatte sich die Mutter nichts anmerken lassen. Jetzt wußte er, daß sie beunruhigt war und auch sofort, warum.

Er war das einzige Kind. Die Mutter stammte aus reichem und angesehenem Hause. Sie war schön, tatenfroh, heiter und klug. Sowohl sie wie der Sohn hatten sich längst über die Aufgabe geeinigt, um den Vater, einen hohen, kränklichen, ganz in die Fragen tiefer Frömmigkeit versunkenen Mann, schützende Arme zu breiten.

Nun trat die Mutter bei dem Sohn ein, schloß umständlich die Tür hinter sich; er merkte um ihre Befangenheit. Er liebte sie sehr; da mußte er an ihrer heißen Besorgnis laut auflachen. Er sprang zu ihr, um sie zu umfassen, ungefähr herumzuschleudern. „Nein, Mutter, nein, Du brauchst dich nicht zu ängstigen.“ Der Pfarrer Röper und seine Frau gehörten zu den wenigen, die von ihrem Sohn nie andere Anrede als das Du annehmen wollten.

„Wo warst du nur?“ fragte sie immer noch in Bangigkeit.

„Oho, kleine, große Mutter, Mutterlieb.“ Er berichtete genau.

„In solchem Wetter sollst du nicht durch die Nacht rennen, und so weit,“ sagte sie zärtlich.

„Schadet mir nichts. Ich möchte mit der Leiter zum Mond klettern.“

Sie war nicht überrascht; sie kannte solches Ungeßüm; sie wußte es als Erbe des eignen Blutes. Er erzählte, zeigte ihr das Zeitungsblatt, in das sie schon am Abend eingesehen hatte.

Sie sagte: „Ich wußte sofort, daß der Funke in dein Herz fiel. Kind, Kind, willst du auch bei uns die wilde Revolution?“

„Sollen wir ewig zwischen Gerümpel herumstolpern? Wir werden nimmermehr im heißen Blutstrom waten. Mutter! Wir Menschen müssen endlich Brüder sein. Wir Menschen müssen zu unserer Liebe zueinander hingezwungen werden, wenn wir denn immer widerstreben.“

„Liebe durch Schwertzwang“, sagte sie, „das alte Lied seit Jahrtausenden. Alle christliche Religion hat es gesungen, und immer siegte nur das Schwertsaufen und fraß sich tiefer ins Blut.“

„Auf uns liegt, die Liebe in der Welt dennoch einzusetzen, und sie ist immer am Ende aller Dinge. Aber im Moder muß sie ersticken, muß sterben und wird eingesargt, auf Nie-wieder-Auferstehen. Hoffnung braust über die Menschheit. Du und ich, so viele Millionen noch, erleben die neue Himmelsordnung für die Welt vorweg in unserem Glauben. Aber die Menschheit trachtet der Liebe zu, der Liebe. Alle andere Tugend ist doch nur Vorbereitung. Alle andere Tugend braucht einander. Hoffnung kann nicht ohne Glauben bestehen. Glauben ist der Hoffnung anderes Sein. Nur Liebe ist Erfüllung. Alles Sein zerschmilzt in ihrem Glanz. Erfüllte Liebe ist gänzlich Unendlichkeit.“

„Dein Herz reißt Dich hin“, sagte sie liebevoll, stolz, auch wehmütig. Der Sohn mußte bald von ihr gehen.

Karl sollte nach Ostern zur Universität ziehen. Er wollte sich nicht zum Pfarrerberuf vorbereiten, sondern Jurist werden.

Schon das letzte Weihnachtsfest als ein Schüler verlebte Karl nicht mit den Eltern. Friedrich hatte die Freunde Otto und Karl auf das Gut seiner Eltern, Hönze, eingeladen. In dem weiten, warmen Gutshaus lebte eine große Familie; neben den Eltern noch eine Großmutter und fünf lustige

gescheite Schwestern. Dieses Weihnachten wurde für das ganze Haus Hönze ein herrlich hohes Fest. Seine eignen alten, behäbigen Mauern schienen mitzufingen, so durchjubelten die jungen Menschen seinen ganzen Raum. Am Abend hob Herr Siebenstich, der Hofmeister der jungen Töchter, seine Fiedel zum Kinn, und nun tanzte die Jugend durch Stunden, und Frau von Haffelde, die immer noch liebliche, stillheitere Mutter der so großen Kinderchar, sollte immer mithalten. Große Stollen und Blechkuchen, die rosinngespickten Türme stolzer Napfkuchen wurden schon zur ersten Frühstückstafel getragen. Mit solchen Mengen wurden die vier Jungen ohne Umstände fertig. Hohe und dicke Braten von Reh und Pute, von Gans und Schwein ragten zu Mittag auf den Schüsseln, und nachher waren nur ein paar mindere Stücke, und auch sie nicht immer, übriggeblieben. Schwere Fische wurden zum Braten und Kochen aus dem See hereingebracht. Das Haus duftete nach Äpfeln und Nüssen und Pfefferkuchen.

Die Eltern Haffelde feierten das Fest ihres Glückes besonders um Friedrichs, ihres ältesten Sohnes, willen. Er war als Kind bis weit hinauf in werdende Jünglingszeit schwer krank gewesen, hatte im Rollstuhl fahren müssen und sollte immer als hauptsächliches Lebensgut Geduld und Geduld lernen. Die Mutter beugte sich über sein armes Lager: „Du mein Engelskind.“ Der Vater liebte diesen Sohn fast ehrfurchtsvoll, vermied seine Gegenwart dennoch. Er wurde an der Krankheit des Sohnes zum abgeschlossenen Einsiedler. Er rechnete sich die Leiden des Kindes als seine Sünde an. In seiner Jugend nahm er ein Mädchen vom Hofe seines Vaters. Was war dabei? Aber sie ging ins Wasser, als er sie verließ. Auch bei diesem Sterben dachte er sich nicht viel. Aber dieser Sohn wurde am Sterbetag des Mädchens geboren, und dann verfiel er in Siechtum. Dieses schöne

Kind aus gesundem Blut von beiden Eltern war so krank. Der Vater nahm die Strafe an. Nur traf sie vor allem den unschuldigen Sohn. Sein Herz zermarterte sich.

Mit seiner Frau sprach er nie von seiner Gewissenspein, wußte nicht, ob sie ahnte.

Endlich wurde Friedrichs Krankheit vom kundigen Arzt im Kurort, den die Eltern mit ihm aufsuchten, erkannt und auch bald geheilt. Wahrscheinlich brachten die reisenden Jahre die Wendung. Friedrich wurde vollkommen gesund und holte schnell kräftiges Wachstum nach. Er würde nicht arm und als Gegenstand alles Mitleids in der Welt stehen und für sich selbst vor allem die Aufgabe erkennen müssen, Ergebung in Gottes schwersten Willen zu lernen. Nein, alles Leben öffnete ihm nun rauschend seine goldenen Pforten.

Erich, als zweiter Sohn nach vier Schwestern geboren — die fünfte kam erst nach ihm —, war seinem Vater immer zum Anstoß, sobald sich nur sein Wesen auftat. „Der wird wie dein Bruder, und das war ein Rain,“ sagte der alte Haßfelde zu seiner Frau. Sie antwortete ihm verzweifelt: „Er ist nicht nur mein Kind, sondern auch deins, deins. Er hat auch klein und freundlich in meinem Schoß und an meiner Brust gelegen!“

Der Mann antwortete nicht, sondern ging finster fort. Die Frau weinte oft in der Nacht so bitterlich, daß sie aus dem Bett sprang, um in der Kleiderkammer, das Gesicht in die schweren Röcke dort gewühlt, daß sie niemand hören konnte, zum Erbarmen zu schluchzen. Den Jungen hielt sie nach Möglichkeit von seinem Vater fern. Er selbst nahm die Abneigung des Vaters mit Gleichmut hin. Die Schwestern tobten und spielten mit dem kleinen Bruder, hielten nicht viel von ihm und nannten ihn das Lümppchen. Er blieb gemächlich für sich: auf seine Kosten kam er schon. Die Mutter setzte durch, daß er seinen Bruder begleiten durfte, als Friedrich

beim Pastor Funke veräumte Bildung nachholen sollte. Friedrich war gut zu dem kleinen Bruder.

Otto von Loffar kam aus zerrütteten Familienverhältnissen. Sein Vater hatte eine reiche und stolze Gräfin Senftenberg geheiratet, mit der er sich niemals vertrug. Das Ehepaar trennte sich. Die Frau reiste fast unaufhörlich in der Welt herum, die sie für die große hielt, und schleppte den Sohn im Reisewagen und in die Gasthäuser und fremden Wohnungen mit, bis er ihr ganz lästig wurde. Er hatte im Stillen immer an seinem Vater gehangen, zu dem er nun zurückkehrte. Seine Mutter hatte ihm mit vielen Ohrfeigen gutes Französisch beigebracht. Beim Vater lernte er, wie ein Kriegsgott zu reiten. Auf das väterliche Gut kam ein angesehener Freund zu Besuch. Der Vater sprach von dem Vorhaben, den Sohn bald in ein vornehmes Berliner Garderegiment eintreten zu lassen. Der Freund machte bedenklich darauf aufmerksam: So schreiend unwissend dürfe dieser junge Riese aber dann doch nicht sein. So war auch Otto zum Pastor Funke gekommen. Er lernte mit unverbrauchter Leichtigkeit, als ob er Wasser schlucke.

Im Hause Hönze tat sich Karl um diese Weihnachtszeit als ein glühender Prediger für anbrechende Weltenglückseligkeit auf. Er kündete den staunenden Mädchen: „Bonaparte!“ Er setzte die neuen Ideale auseinander, die die Welt verjüngen würden.

Er sagte an: „Immer kann Bonaparte nicht Krieg führen. Er will es auch nicht. Einst steckt er sein Schwert in die Scheide nach der Vollendung seines Werkes und tritt auf die Stufen des Friedenstempels und wird Weltengott. So wunderbar und herrlich und großartig, wie noch keine Zeit einen König sah und wie in Wahrheit auch noch keiner war. Denn er gehört uns allen, und er wird getragen von der ganzen Welt. Aber wenn er einmal seine Zeit für vollendet ansehen wird,

dann wird er auch schon die Welt gänzlich verändert haben. Wir Deutschen haben unter ihm das Wichtigste zu tun, denn wir sind im Herzen der Welt gelegen, mitten darin, und sind immer ungeheuer wichtig, was sich auch zutragen mag. Weil wir aber so mitten im Kern ruhen, deshalb sind wir auch immer von Gefahren umringt und haben die Verantwortung. So dürfen wir mit der umstürzlerischen Tat nicht anfangen. Aber wir haben die Tat längst ausgedacht und überlegt, unsere kühnen Denker und Philosophen. Unsere Denker und Dichter, Leibniz und Thomastius, Lessing und Klopstock und Schiller, und Goethe mit seinem Götz und mit seinem Werther.“

Begeistert las und sprach er seinen Freunden und Freundinnen die großen Klopstockschen Oden vor.

„Nicht in den Ozean der Welten alle
will ich mich stürzen, schweben nicht,
wo die ersten Erschaffenen, die Söhne des Lichts
anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergehen.
Nur um den Tropfen am Eimer,
um die Erde nur will ich schweben und anbeten.
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
rann aus der Hand des Allmächtigen auch.“

So las und jubelte er, las das ganze lange, herrliche Gedicht. Er rief ihnen zu:

„Reizvoll klinget des Ruhms Silberton
in das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
ist ein großer Gedanke,
ist des Schweißes der Edlen wert!
Aber süßer noch, schöner und reizender,
in den Armen des Freundes wissen ein Freund zu sein,
so das Leben genießen,
nicht unwürdig der Ewigkeit!“

Ihm stürzten die Tränen. „So ist es zum Sterben schön.“ Er küßte das Buch, das ihm seine Verse verkündete, in heißer Dankbarkeit. Seine Zuhörer, die Freunde und Freundinnen, wußten, daß sie diese Stunden nicht vergessen würden und an ihnen reicher und verwandelt geworden seien. Sie hatten nicht ahnen dürfen, welche Herrlichkeit bereitet war, deutsch sein zu dürfen, zum Volk zu gehören, das solchen Dichter geboren hatte, der nun die Wunder seiner Nation besang.

Karl sagte: „Unsere großen Dichter pflügen unsere Herzen um und machen sie willfährig zu großer That. Dafür wird uns einst Bonaparte lieben, wenn er uns erst als die glühenden Helfer an seinem Werk erkennt. Friedrich hat uns wie sonst kein Volk an Heldenherrschaft gewöhnt, und nur wir in Europa haben Heldenherrschaft und von uns aus Heldenanbetung so rein erfahren. Aber Bonaparte wird sogar mehr als Friedrich sein, denn er ist aus dem Menschenstand aufgegangen und kommt nicht aus dem Königspalast. Er kennt unsere Leiden und unsere Werte und ist nur dem Volk und Gott sein Schicksal schuldig und keinerlei erlauchten Eltern und Ahnen und Standesgenossen. So weiß er ganz gewiß, was dem Volke frommt. So wird er nach seinen großen Siegen, sobald er nur vermag, die Friedensgöttin bei der Hand fassen und sie der ganzen Welt zuführen, und sie wird fortan bei den Menschen wohnen; denn die Zeit ward reif. Und Friedrich war nur preußisch. Aber Bonaparte ward für uns der Held, weil nun die ganze Welt brüderlich werden soll.“

So verkündete er seiner staunenden Zuhörerchaft.

Großer Tag entfaltete flatternd die Fahne. Das ganze Haus Hasfelde wurde mit allem Besuch, sogar auch dem bürgerlichen, vom Fürsten Christian Chlodwig von Nienburg auf sein Schloß Biederitz in der Nähe eingeladen. Die ganze Familie außer der Großmutter fuhr hin und schaukelte,

stieß und malnte sich durch Urschmutz auf aufgeweichten Straßen in zwei dicken Kutschen auf das schöne Schloß über dem gleichnamigen Städtchen zu. Fürst Christian Chlodwig war reichsunmittelbar, regierte und führte als ein sehr reicher Herr den prächtigsten Hofhalt. Er hatte jetzt in seinem acht- unddreißigsten Lebensjahr die dritte Frau, und die erste war schön und vornehm gewesen, und die zweite sogar aus noch größerem Hause, eine geborene Prinzessin von Preußen. Aber beide waren jung gestorben. Nun hatte der Fürst die dritte Gemahlin, wohl auch eine geborene Gräfin, aber ganz arm und an sich von kleinem Auftreten. Kinder waren aus allen drei Ehen da. Von der ersten Frau stammte der Erbprinz Alexander und eine Tochter Georgette ab, er nun fünfzehn und sie elf Jahre alt. Von der zweiten gab es eine kleine Tochter Sophie. Die dritte hatte jetzt nach dreijähriger Ehe drei Kinder gebracht, stand aber auch nur erst im Anfang ihrer Gebärerinnenlaufbahn.

Fürst Christian Chlodwig war klug, heiter, beherrschend in Liebenswürdigkeit. Seinen beiden ersten feinen und schönen Frauen war er immer nur schamlos untreu gewesen. Die dritte, ein derbes und törichtes Weib, hielt ihn im Bann.

Einladung ins Schloß von Biederik! Und der Erbprinz Alexander sollte ein Stern milder Hoheit und Weisheit sein, bei allen jungen Jahren, aber die Prinzessin Georgette war das Schönheitswunder. Die kleine Prinzessin Sophie! Entzückenderes gab es nicht auf der Welt.

Stolz zwischen Bläsern und gepuderten bunten Vorreitern, die der Fürst bis zur Grenze entgegenschickte, fuhr die Gesellschaft durchs Städtchen und in den Schloßhof ein. Gemessen bewegte sich ihr hochfestlicher Zug über prachtvolle Treppen in den Empfangssaal. Frau von Haffelde prangte in ihrem Staatskleide aus haushender dicker grauer Seide mit eingewebten bunten Blumensträußen. Das Kleid war

schön und reich; ihr dachte, es habe einst ein Vermögen gekostet. Sie liebte es als Zeichen freundlicher Aufmerksamkeit ihres oft so wunderlichen Gatten. Aber neumodisch konnte es nicht werden, trotzdem sie es hatte umnähen lassen. Die Fürstin würde es verachten, vor allem, weil sie es schon kannte. Jetzt waren die ganz schlanken, halbnackten Kleider an der Reihe.

Oberst von Haszfelde ging eilig mit seinen langen entschlossenen Offiziersschritten fürbaß, so daß die Frau an seinem Arm außer Atem kommen wollte. Er trug seine alte preußische Offiziersuniform. Wem er nicht recht war, so wie er da kam, nun, der brauchte ihn nicht einzuladen. Die Mädchen Haszfelde blühten in frischen netten Kleidchen. An Friedrich wurde auch mit dem Anzug das meiste gewendet. Erich lief so mit.

Otto Lassar war stets sehr elegant. Für Karl sorgte die Mutter mit der geschmackvollen Sorgfalt ihrer feinen Liebe.

Er ging zwischen Friedrich und Otto, das Haupt gesenkt. Er ging seinen Weg ohne Stocken, aber nicht in durchaus glücklicher Stimmung. Als er im Wagen durchs Städtchen rollte, hatte sein Herz doch geschlagen: Da drückten sich in allen Straßen junge und alte Weiberchen an den Scheiben die Nasen platt, um den stolzen Zug einfahren zu sehen, um zu raten: welch hoher Besuch wurde da aufs Schloß geholt? Und die Männer traten auch in die Ladentüren und unter die Werkstattore. Wie hätten sich alle gewundert: Sogar für einen aus ihrer Schicht bliesen heute diese Hornisten und trabten die Begleiter und Vorreiter.

Aber Karl fühlte sich doch immer vor allem als Republikaner. Da wußte er nicht: Hatte er überhaupt mitgehen dürfen? Freuen durfte er sich gewiß nicht. Die Freunde nahmen ihn, wie er war. Sie kannten den Inhalt seines Herzens. Er durfte ihnen sogar Führer sein. Aber hier. Hier durfte er nur als untertäniger Besuch antreten. Nur

untertänig; anderes kam nicht in Frage. Er wurde gerade so als Anhängsel an seine standesberechtigten Freunde mitgeduldet.

Diese Fürstenfamilie mit all ihren verwickelten Familienverhältnissen! Für den großen Weltenablauf an und für sich so gänzlich gleichgültig. Ein Erbprinz, eine Schönheit, sie beide aus dem ersten Bett. Dann eine kleine Königsprinzessin, immerhin, Großnichte des preußischen Königs, und noch eine dritte Fürstin und kleines Kinderzeug, und immer alles hochfürstlich und prinzlich — ja, ja, nun ja. Er sollte in Demut ersterben?

Karl dachte, und wenn er nun hier Ähnliches erlebte wie Goethes Werther auf der adligen Gesellschaft? Solchen Schimpf würde er doch wohl nicht zu erdulden haben? In die Küche konnte man ihn nicht gut schicken. Aber gewiß gab es einen bürgerlichen Hofmeister, und er aß abgesondert, und zu dem wurde er hingesteckt? Nun, er war ausdrücklich mit eingeladen worden, Friedrich hatte um seinetwillen mit dem Erbprinzen selbst Billets gewechselt, und in der That, fast an allen Fürstenhöfen hielt man sich jetzt nach dem Weimariſchen Beispiel die bürgerlichen Lieblinge.

Er befahl auf alle Fälle für sich selbst die Beobachtung strengster Ruhe. Für-sich-Bleiben. Ruhige Sicht halten. Alles bemerken. Schweigen.

Dienerreihen, lückenlos auf allen Stufen, säumten die Treppen, gingen in die Vorzimmer voran, in Rotsamt mit Silberborten gekleidet. Männer! dachte Karl, und auch für Lafaienſeelen verkündete Bonaparte ſeine Botſchaft der Menſchenrechte. Die ſie auch lernen würden anzunehmen.

Da trat der ganze Zug — ſchon eine ganze Schar, paarweis: Herr und Frau von Haſſfelde, die fünf Mädchen, Erich Hand in Hand mit der kleinſten, danach die drei Freunde — durch die breite Flügeltür, die wie im Wunder aufflog, in einen

wahrhaft goldenen Saal ein, und mitten auf dem leuchtenden Getäfel saß eine Frau im weißen, tiefst ausgeschnittenen Seidenkleid auf einem goldenen Sofa. Ein stattlicher schöner Mann im feinsten, doch dunklen Anzug löste sich von ihr und kam, um Frau von Haffelde die Hand zu küssen. „Meine liebe Frau von Haffelde. Nicht einmal ein annehmbares Wetter zu bereiten war ich für Sie imstande. Aber Ihre große Güte kämpfte sich durch allen Schmutz und Graus hindurch. Wir wären auch sonst untröstlich gewesen. Wie wir Ihr Opfer zu schätzen wissen.“

„Wir kommen aber als gar zu viele“, hauchte Frau von Haffelde. „Nur, wir sollten doch.“

Der Fürst küßte nochmals ihre Hand. „Sie können sich nicht vorstellen, wie ungeduldig nur allein die Kinder diesem lieben Besuch entgegenharren.“

Frau von Haffelde sank im tiefen Knix vor der unverbindlichen Frau auf dem Sofa zusammen. Ihre Oberhofmeisterin auf dem Sessel neben ihr, die nun schon über der dritten Ehe des Nienburger Herren die Wacht hielt und den Fürsten mütterlich abgöttisch liebte, leitete eine Unterhaltung ein. Die Fürstin gab vor, nur französisch zu sprechen, was sie nicht konnte. Sie langweilte sich immer, erwartete immer alle Farbe und Bewegung in Gespräch und Leben vom anderen und vermochte, wo nicht die allerengste Beziehung auf ihr eigenstes Sein hergestellt wurde, nichts zu begreifen. Die Schmeicheleien, die sie allein auffassen konnte, einfach geradenwegs an sie zu wenden, getrauten sich aber nur ganz unerschrockene Weltseelen. Ihr Mann, der ihrer Körperlichkeit verfallen war und immer irgendein Schuldbewußtsein empfand — warum langweilte sie sich immer? — trat zu ihr: „Liebste!“ und ergriff ihre Hand, um sie an seine Lippen zu ziehen. Erfrischungen wurden herumgereicht. Über den Estrich nebenan flogen leichte feine Schritte. Ein kleines Mädchen,

von dichtem blonden Haar umwallt, lief ihrem Vater, dem Fürsten, selig und zärtlich in die Arme. Er hob sie auf, um sie zu herzen und zu küssen. Sie war die kleine Prinzessin Sophie. Er wies ihr die Gäste: Alle diese liebenswürdigen Fräuleins wollten heute mit ihr spielen. Sie drückte ihr Gesicht errötend an seine Schulter und blinzelte wieder zu der Schar hinab, die sie freudig umstaunte. Der Vater stellte sie mitten unter sie; sie gab ihnen schüchtern die Hand und befreundete sich mit ihnen.

Erbprinz Alexander trat ein und war schön und mild, wirklich in noch halben Kinderjahren reif. Er redete die drei Jünglinge freundlich an und sagte den Freunden Otto und Karl, daß Friedrich ihm viel von ihnen erzählt habe. Zwischen Karl und den anderen machte er keinerlei Unterschied.

Das Wunder der Familie, die Prinzessin Georgette, erschien zuletzt, von ihrer vertrackten, französischen Erzieherin gefolgt. Ja, so war es: Immer war das Herz aller Besucher von den Erzählungen über diese Märchenschönheit zum Widerspruch aufgereizt. Aber wenn nun dieses Mädchen wirklich kam, so war es nur anstaunenswert und deuchte allen nur noch schöner zu sein denn jede Sage, und es war nicht zu begreifen, daß es so etwas auf der Welt gab. Und wenn sie solche Vollkommenheit bilden konnte, warum tat sie es so selten? Und bildete fast immer das Gemeine aus? Das Mädchen war von weißer Haut und veilchenäugig. Sie hatte schwarze Haare und bewegte sich im Gleichmaß ihrer vollkommenen Glieder, aber auch immer in der Haltung ihrer Bewußtheit um ihre Stellung in der Welt als kleine Prinzessin. Mit ihrer Stiefmutter stand sie sich so schlecht, daß die Frau bei ihrem Anblick unter ihrer Schminke kaltweiß erblaßte, aus Furcht und Haß.

Die kleinen Kinder aus der dritten Ehe wurden noch nicht herumgereicht.

Diener schlugen langsam die Flügeltür zum Nebensaal auf. Da brannten zwischen hohen Spiegelwänden, die allen Glanz und alles Glitzern bis in Unendlichkeit zurückgaben, die Lichter einer großen Weihnachtspyramide. Auch die Decke und der Fußboden strahlten; es war wie im Innern eines Zauberkästchens. Silberfeine, zirpende Musik lockte aus dem Herzen der Pyramide. Von der Hitze der brennenden Kerzen getrieben, schwingen strahlende, waagerechte Flügel oben unter der Decke majestätisch rauschend um. Der Fürst lud die beklommenen Gäste ein, doch nur näher heranzutreten. Die kleine Sophie stürzte sich aufjubelnd dem Lichterberg entgegen. Die Pyramide war ganz mit Glitzerglasfugeln und Gold- und Silberblumen und vielen bunten Figuren und Spielwerk umhangen und umsteckt. Die Kinder tanzten, sich an den Händen fassend, im Reigen um das leuchtende Zauberwerk. Sophie theilte glücklich Körbchen und Schalen mit Geschenken aus den Ecken der Pyramide aus.

Der Tisch war zu Mittag ganz mit Weihnachtschüsseln besetzt, und alle Kinder durften an diesem Tage nach Herzenslust auch bei Tafel mitreden. Nach dem Essen nahm der Erbprinz die drei Freunde auf sein Zimmer mit, um ihnen seine Eigentümer zu zeigen, vor allem seine Noten. Er besaß fast alle Partituren zu den Mozartopern. Er war sehr musikalisch und spielte Geige. Im Verlauf dieser Stunde erzählte Alexander, daß er vor einigen Wochen auf einem Nachbarschloß den großen Dichter Goethe getroffen habe, und Goethe habe ihn einer Ansprache gewürdigt. Der Prinz sprach schüchtern und sehr bewegt von dem Eindruck, den er von der Haltung und dem hohen Maß des Dichters empfangen hatte. „Aber es war doch immer auch Trauer um ihn“, sagte er, „ja, es ist fast so, daß die Trauer, die an sich um so viele ernste Menschen, wohl um die meisten, schwebt, durch sein Beispiel erst ausdrücklich fühlbar wird. Goethe war

schweigsam und in sich gefehrt. Er soll manchmal lebhaft gesprächig sein. Man erzählte, wie unermeslich reich der Strom seiner Rede und seiner Einfälle einst zum Anstaunen, zum Glückfühlen und zur höchsten Bewunderung über die andern hingerauscht ist. An diesem Tage war er kalt und einfüßig, doch sah er mich freundlich an. Ich hätte ihm am liebsten die Hände geküßt. Die Welt kann ihm unmöglich genügen. Ich habe nun seinen Werther dreimal gelesen, erst allein, dann nochmals, nachdem ich mit ihm, mit Goethe, zusammengetroffen war, und dann las ich ihn meiner Schwester Georgette vor. Jedesmal war ich neu erschüttert von der Herrlichkeit jedes Wortes und von der Bewegtheit in Kraft und Tiefe allen Gefühls. Es war mir jedesmal, als habe ich beim früheren Lesen dieses Himmelsbuch nur stumpf begriffen. Ich will es noch vielmals lesen, immer wieder, mein ganzes Leben lang.“

Jährlings fing Karl von Bonaparte zu reden an. „Die Welt hat Goethe und Bonaparte. O, wir haben Goethe, wir Deutschen, aber Bonaparte gehört der ganzen Welt und uns auch, weil wir ihr Teil sind. Aber er ist jünger als Goethe; er ist für einen General ganz jung. Er ist jetzt siebenundzwanzig Jahre alt und hat schon seinen unsterblichen Ruhm. Und er wird sogar den Mut haben, seine gigantische Götterjugend fortzusetzen. Ja, dieser Mensch und Gottesknecht formt sich die Welt, über die er den Dom seiner Kraft und Würde wölben wird. Aber erst muß sie herrscherwürdig zurechtgezimmert werden. Das tut nun sein Erzengelsschwert.“

Otto Loffar stand am Fenster, schaute gespannt in den Hof unten und fragte Alexander nach dem Roß, das dort aus dem Stalle geführt werde. Dürfe er vielleicht Alexanders Pferde und überhaupt den fürstlichen Stall einmal sehen? Alle vier stiegen zum Hof hinab. Otto ritt kühn und ruhig

die vorgeführten Pferde und versenkte sich mit dem Stallmeister in ein tiefes Fachgespräch. Mit dem Dunkel mußten die Jünglinge ins Schloß zurück. Im Spiegelsaal war Lee aufgetragen worden. Die Erwachsenen saßen um die Fürstin auf goldenen Sesseln vor goldenem Tisch. Die Kinder tanzten. Prinzessin Georgette trat zu Karl heran, der an der Tür lehnte: Er solle mit ihr tanzen. Er hielt sie, atemlos vor Glück. Zu ihm kam dieses Wunderwesen, und sie irrte sich nicht, mit ihm wollte sie tanzen? Sie blieb sogar noch nachher bei ihm stehen, lustig kleine Rufe zur Aufmunterung in die Schar hineinschickend; ihre nackte Schulter drückte leicht auf seinen Arm. Die Fürstin stand von ihrem Sofa auf und ging, ihre Schleppe lang hinter sich her ziehend, zwischen den tanzenden Paaren hindurch, als wolle einmal auch sie den Kindern nahe sein. Sie erreichte ihre Stieftochter, die sich unter ihren kalten und grimmigen Blicken lächelnd und herausfordernd von Karl löste. Die Fürstin beugte sich zu dem Mädchen und raunte, zischend, stotternd vor Zorn und auf deutsch: „Du benimmst dich wie eine Schenkdirne, du, du!“ Verächtlich auflachend ging sie wieder fort. Georgette errötete doch, lachte grimmig frech und schob an ihrer Schulter, als ob sie aus ihrem Kleide herauschlüpfen wollte. Sie griff nach Karls Hand und sagte lustig: „Tanzen wir, Monsieur Karl, Er soll mit mir tanzen.“ Sie lächelte: „Aber es walzt sich doch so gut.“ Er wußte, während ihm Glutstrom zu Häupten schoß, nur eins: Und in die Gesellschaft solcher Frauenblumenwesen hineinzugehören, war lebenswert! O! Noch anderes auf der Welt? Er verachtete sich und hätte doch um den Preis seines Lebens dieses Zauberwesen gern geküßt.

Ihre Stiefmutter saß wieder auf ihrem goldenen Sofa, sagte kaum ein Wort und konnte nur denken, denken: Am Vormittag heute hatte sie das Mädchen vor ihrem offenen Schmußschrank gefunden, die kostbarste Perlenkette in der

Hand. Die Frau hatte ihr die Schnur weggerissen und ihr dann schmetternd um die Ohren geschlagen: „Peitschen müßte man dich, peitschen!“ — „Und ich erwürge dich an deinem großen falschen Hals“, zischte das Mädchen aus lehtem Haß. Die Kammerfrau kam in heller Angst gestürzt: „Seine Durchlaucht!“ Die Fürstin lief eilends fort, und das Hohn- gelächter des Mädchens gellte hinter ihr her. Die Kammerfrau hielt nun vor dem Schrank Wache. Weiter ward nichts aus dem Vorfall, konnte auch nicht werden. Denn die Perlen- schnur hatte der Mutter der Prinzessin gehört und war der Tochter ausdrücklich vermacht worden. Die jetzige Fürstin wollte sie aber als auserlesen schön fürs erste noch selbst tragen. Ihr Gatte mißte sich, soweit es anging, nicht in den Zwiespalt seiner Familie, den er für beklagenswert, aber bei so ver- wickelten Verhältnissen, an denen niemand die Schuld trug, ungefähr für unvermeidbar hielt. Georgette würde früh heiraten, und dann war Ruhe im Hause.

Christian Chlodwig saß mit den Herren seines Hofes und seinen anderen Gästen, zu denen sich auch ein Präsident von Godenau und dessen Sohn, Assessor Godwil von Godenau, gesellten, am andern Tisch. Auch er erzählte von der Begegnung mit Goethe auf dem Nachbarschloß, die auch er als großartig empfunden hatte. „Er ist aber doch in die Gesellschaft, in der er sich jetzt bewegt, nicht hineingeboren. Auch im Verkehr mit seinem Herzog gibt er sich nicht frei. Es mag mich be- schämen, aber ich empfand Schwierigkeit, mit ihm umzugehen. Unterhaltungen über seine Dichtwerke sind ausgeschlossen. Doch man trägt überhaupt Scheu, ihn zu Äußerungen zu veranlassen. Man kann sich schwerlich vorstellen, daß ihm an einem Wechselgespräch liegt. Und ihm immer nur in Zutraulichkeit und Unterwürfigkeit aufzuwarten durch Vortrag über die eigenen Angelegenheiten, erscheint auch nicht immer als angängig.“

Ein alter Hofherr sagte nach jeder Richtung hin mißbilligend: „Er hat sich doch, wie es heißt, mit einer ganz niederen Umgebung häuslich eingerichtet.“

Präsident von Godenau urtheilte: „Er ist durch ein paar Jugendbücher so berühmt geworden.“

Karl lehnte an einem Türpfosten in der Nähe und hörte jedes Wort. Ja, ja, dachte er, so zwei oder drei Jugendbücher. Warum auch nicht. Tasso, Iphigenie, den Egmont, den gewaltigen Torso Faust brauchen ja der Herr Präsident von Godenau nicht zu zählen. Selbstverständlich. Sind alle nichts. Karl meinte, die Unkenntnis dieses Herrn Präsidenten und das Abschreiben des ganzen Kreisles erheiternd zu finden, und lachte in sich hinein. Der Fürst erzählte noch, an jenem Abend habe ein französischer Herr Goethe ohne Unterlaß mit seiner Bewunderung für seine große Tragödie Die Räuber in den Ohren gelegen. „Und Goethe schwieg, schwieg, erwiderte einfach nichts. Dener Herr saß während des Essens neben ihm, hatte um diesen Platz gebeten, redete, und Goethe sah ihn kaum an, höchstens so zu Anfang mit einem zugeworfenen, schrägen Blick. Er schwieg und aß, aß. Wir paßten alle belustigt auf dieses merkwürdige Paar auf. Nachher war der Franzose hoch erregt. Ja, dieser Herr sei doch der große Dichter Goethe, Herr von Goethe, Exzellenz, nicht wahr? Ja, und sei er denn nun wohl verrückt? Oder verstehe er nicht? Kein Französisch? Er habe es doch auch mit dem Deutschen versucht. Und er könne sehr gut Deutsch. So war er empört. Wir sagten ihm endlich: ‚Die Räuber sind ja gar nicht von Goethe, sondern von Schiller‘. Der Franzose wurde außer sich: ‚O, ol Ich bin gemein. Ich bin Lump, Lumpenhund‘. Er schlug sich fortwährend auf die Bäckchen. ‚Ich will sofort zu dem großen Mann und ihm erklären. Will ihn um Verzeihung bitten. O, ich habe ihn mit dem Nebenbuhler verwechselt! Ist denn wenigstens der Herr

Schiller nun hier anwesend? Von dem sind aber Die Räuber nun wirklich? Wo ist er denn?“ Er schien den weimarischen Hof als verantwortlich für sämtliche deutsche Dichter anzusehen.“

In diesem Augenblick der Unterhaltung flogen die Flügeltüren nach dem Vorsaal auf, und der Haushofmeister eilte herein, um atemlos und zur völligen Überraschung aller Anwesenden Seine Hoheit den Prinzen Louis von Preußen anzumelden. Alle erhoben sich. Der Fürst ging dem Eintretenden schnell entgegen. Die eingeladenen jungen Leute standen erstarrt, reckten die Hälse und wagten kaum zu atmen. Der berühmte Prinz Louis kam? Hierher, in diesen Saal? Als Gast gleich ihnen? Sie würden ihn sehen? Mit ihm in einer Gesellschaft sein? Schon damals war Prinz Ludwig von Preußen, der Sohn des Prinzen Ferdinand, des jüngeren Bruders Friedrichs des Großen, um seines Geistes, seiner Schönheit und seiner Liebenswürdigkeit willen europäisch und bei allen Volksschichten berühmt.

Er trat rasch ein und kam allein, hatte seinen Jäger, der ihn begleitete, unten gelassen. Er trug den einfachen Jagdanzug. Von Magdeburg, wo er in Ungnade verbannt lebte, war er herübergeritten. Die zuletzt verstorbene Fürstin, die Mutter der kleinen Sophie, war seine Base gewesen. Nun kam er, hoch, schlank, schön gebaut und in jeder Bewegung rastlos. Seine Züge waren großartig, sein üppiger Mund durstend nach heißer Größe. Er war damals vierundzwanzig Jahre alt. Sofort beim Eintritt überfah er die ganze Gesellschaft mit einem Blick, und der Eindruck starrer Verdukung über sein Kommen schmeichelte ihm doch trotz aller Verwöhnung. Er kam verbindlich und mit strahlender Miene näher, grüßte den Fürsten, die Fürstin, den Hofstaat, die Gäste. Die Weihnachtspyramide fesselte ihn sofort. Wunderbar, höchst wunderbar. Das sei allerdings Glanz aus

dem Morgenlande. Er ging aufmerksam um sie herum und beobachtete und lauschte auf die Musik. Zu solch ungeahnter Pracht und Herrlichkeit vermöchten sich also die einfachen kleinen Berliner Sechserklöße, Weihnachtspyramiden genannt, auszuwachsen, scherzte er und ahmte lachend die Verkaufsjungen auf dem Weihnachtsmarkt nach: „Zimwe forn Silberjroschen. Weil Sie et sind, Herr Zentral. Zimwe forn Silberjroschen!“ Er sagte an Alexander Artigkeiten über die Musik zu dem Spielwerk, die er ausgesucht hatte. „Mozart! Entzückend! Darüber müssen wir uns noch unterhalten.“

Auf die Prinzessin Georgette starrte er überrascht. „Das kann doch nicht das Kind, die kleine Georgette sein?“

„Sie ist elf Jahre alt“, stellte die Fürstin schneidend böse fest.

Der Prinz lächelte. „Begierig zu erleben, welcher bevorzugten Stätte die Götter dereinst den Glanz Ihrer Gegenwart zuwenden werden“, sagte er zu dem Kinde.

Die Fürstin geriet an der Gegenwart dieses in der ganzen großen Welt als so gefährlich abgestempelten Heldenjünglings in Entzückung der wundervollsten körperlichen Gefährdung. Ihr freundlicher, für sie so unendlich liebevoller Gatte schrumpfte für sie weg als unleidlicher, dicker Ätling. Der Prinz empfand auch Beeindruckung durch ihren so prall und halbnackt zur Schau gestellten üppigen Körper.

Die Gesellschaft saß um den Teetisch der Fürstin. Im Gespräch wandte sich Ludwig nur an die Männer. Auch in dieser Runde bewegte der österreichisch-französische Krieg die Gemüter. Jedermann wußte Bescheid. Ludwig sagte: O doch, zuverlässig, Mantua halte sich noch. Zwar zum Staunen für alle Welt, aber es stehe. Als das Bollwerk der Österreicher in Oberitalien werde es mit jeder Hartnäckigkeit von den Franzosen belagert. Verloren sei der

oberitalienische Krieg dennoch für Osterreich, möge sich Mantua so tapfer halten wie es wolle. General Wurmsler selbst leite dort den Widerstand.

Auch hier wurde gern vom bösen Schicksal der Osterreicher gehört. Allerdings, Franzosen! Franzosen und Jakobiner waren eins. Aber Osterreicher mochten sogar von Ohnehosen besiegt werden. Der Kreis hier war gut preußisch.

Ludwig sagte lebhaft: „Dieser General Bonaparte ist siebenundzwanzig Jahre alt!“ Die alten Hofherren glogten Mißbilligung. Ohne Grund war dieser Prinz also nicht in Verbannung. Er baute unbekümmert aus Tellern, Teelöffeln, Kannen und Tassen einen Plan vom Schlachtfeld von Lodi auf. „Von hier kamen die Franzosen, wie vom Himmel das Bündel Blitze. Aber die Osterreicher hatten sich immerhin schon auf der Brücke festgesetzt. Bitte, hier ist diese Brücke. Welch ein Streich glückte da, kühn, groß; dennoch, hinterher angeschaut, ganz einfach. Nur ein bloßer Handstreich. Nichts. Ein Versehen der Osterreicher. Genietaten sind hinterher immer selbstverständlich.“ Ludwig seufzte. „Der König war bei Mollwitz auch noch nicht dreißig.“

Der alte Hofgeneral in Wienburg wußte vom Aufbau napoleonischer Schlachten nichts und hatte nur unter Friedrich gekämpft und nach seiner Meinung Ruhm errungen. Nun sagte er: In diesem Tempo, wie es dieser Bonaparte anwende, könne kein vernünftiger General seine Truppen über ein Schlachtfeld hehen. „Siebzig Schritt in der Minute und keinen halben mehr. So hat Friedrich gesiegt!“

„Heute?“ rief der Prinz. „O, daß der König noch lebte, in Königskraftjugend, er mit seinem preußischen Staat! Und nun gegen Bonaparte!“

Ludwig ereiferte sich frei, leidenschaftlich, gegen die jetzige Politik des preußischen Hofes. Hinhalten. Versumpfende Neutralität. Überhaupt keine Staatspolitik mehr. Für jeden,

aüßer vielleicht diesen verknöcherten alten Bettlakaien am Nachstuhl der Geschichte ein ganz unverständlicher Wirrwarr. Er warf sein großartiges Haupt auf: „Alle Feindschaft zwischen Osterreich und Preußen ist nichts wie blanker Unsinn und Europas Tod.“

Er erhitzte sich. „Wir haben diese französischen Jakobiner nicht zu bewundern. Das heißt, bewundern müssen wir sie ja. Dazu ist dieser Bonaparte viel zu groß. Leider, daß sie ihn haben. Aber sich über die französischen Siege gegen Osterreich zu freuen ist Frevel. Osterreich ist das europäische Bollwerk gegen die jakobinische Flut, und Osterreich kämpft die europäische und vor allem die preußische Sache aus.“

Tiefstes Schweigen. Der junge Assessor von Godenau schlug endlich dem Fasse den Boden aus. Er sagte, daß er Seiner Königlichen Hoheit da doch zu widersprechen wagen wolle. Preußen müsse sich im Gegenteil mit Frankreich verbinden, mit dem es gar keine Reibungsflächen habe. „Osterreich aber ist immer der preußische Widersacher.“

Nun durften die alten Herren endlich ganz offen ihre tiefe Entrüstung herausbellen. Jakobiner. Königsmörder. Untergang aller sittlichen europäischen Ordnung. Räuber. Jakobiner. Henker. Aufrihrer wider Gottes und jeder Sittlichkeit allerheiligste Gesehe.

Ludwig zuckte mit den Achseln. „So werden wir denn immer stehen wie Bileams Esel zwischen den beiden Bündeln Heu. Fürchte nur, daß uns dermaleinst und vielleicht nur zu bald die beiden Heubündel als Mühlsteine am Halse hängen.“

Er versank jählings in brütendes Schweigen. Auch den anderen versagte das Wort. In die beklommene Stille redete die Fürstin mit ihrer blechnen flachen Stimme. „Ach, die preußische Kronprinzessin soll doch solch eine Schönheit und auch so sehr lebenswürdig sein.“

Ludwig fuhr aus seinem Sinnen auf, lächelte. Diese animalische Frau redete. Wie schade. „Was ist jedes Gerücht gegen die Gewalt lebendiger Wahrheit“, sagte er. Die Frau verstand ihn nicht, höchstens, daß seine Worte wahrscheinlich eine Hulldigung für die Prinzessin bedeuteten. „Natürlich, Ihre Hoheit ist die Gnade aller Vollkommenheiten“, sagte der Prinz auch noch klar.

Sie wollten im nächsten Winter in Berlin zu Hofe gehen, teilte die Fürstin mit. Der Prinz erwiderte nichts, war zerstreut. So empfand sie plötzlich Kühle, so daß sie sich einen großen weißen Schal holen ließ, in den sie sich eng und ganz einwickelte.

Der Präsident von Godenau machte nun die Bemerkung, wie aus ganzem Herzen und mit voller Seele zufrieden die Bewohner der soeben erworbenen polnischen Landesteile sein müßten, endlich von einem geordneten Staat aufgenommen zu werden, der ihnen jedes bürgerliche und sittliche Gedeihen gewährleiste. „Hoffentlich“, antwortete der Prinz erblassend und erhob sich. Der alte Godenau konnte nicht wissen: Ludwig hatte sich auf die polnische Königskrone Hoffnungen gemacht. An dem vernichtenden Urteil seines eigenen Vaters, nimmermehr werde der Sohn Ernst und Verantwortungsgefühl genug für eine solche Stellung aufbringen, zerbrach sich alles.

Ludwigs schnell umherirrender Blick fiel wieder auf Georgette; er starrte sie verloren an, die seinen Blick ernsthaft aus hielt. Er raffte sich aus seiner Zerstreutheit auf, um nach dem Kinde seiner verstorbenen Base, nach der kleinen Sophie, zu fragen. Die Kleine ängstigte sich, als sie herangeführt wurde, und er ließ freundlich von ihr ab. Das Kindchen werde auch müde sein. Überhaupt gehöre dieser ganze Weihnachtsfeiertag allen großen und kleinen Kindern, denen niemand ihre Lust

und ihr Vergnügen stören dürfe. Er wünsche noch recht gute Unterhaltung.

Die kleinen und großen Mädchen stürzten zum Fenster, als er ging, um ihn abreiten zu sehen, winkten und kamen glücksglühend wieder. Seine Hoheit habe wirklich noch einmal zu ihnen heraufgegrüßt!

Danach schien alles Leben müde geworden. Solches, solches ungeheure Glück aber auch heute! Die Haffeldeschen Mädchen gerieten über die prinzliche Schönheit und Haltung außer sich, und wie prachtvoll ihm die Jagduniform gefallen habe, und über den Prinzenstern. Sein Blick, seine Hände! Seine Liebenswürdigkeit, die Schnelle und Kraft seiner Bewegungen. Bezaubernd, großartig, noch nie erlebt.

Dann kam die Abspannung. Die Haffeldeschen Mädchen schwatzen durcheinander. Erich saß vor der Weihnachtspyramide und fraß die ihm erreichbaren Kuchen- und Bonbonkörbchen leer. Prinzessin Georgette ließ sich von Otto Lossar unterhalten. Alexander zog Karl in ein Gespräch über Schulstudien, auch über deutsche Dichter. Am zufriedensten fühlten sich die kleine Prinzessin Sophie und Friedrich von Haffelde, die sich zueinander gefunden hatten, und Sophie saß auf Friedrichs Knien, hörte ihm aufmerksam zu und sah ihn mit leuchtenden Augen aufrichtig an. Er erzählte von einer Fuchsmutter, die er im Walde belauscht habe, wie sie ihre Jungen erzog, und so drollig seien die kleinen Füchselein gewesen, klein und behend mit listigen, vergnügten Auglein und dicken langen, bebuckelten Schwänzen. Einen Fuchs kenne Sophie doch? — O ja, sie hatte schon welche gesehen, lebendig und auch in ihrem Bilderbuch. — Aber solche alte Fuchsmutter nehme ihre Jungen, wenn sie erst groß genug seien, sehr streng in die Lehre, und als er ihnen zugesehen habe, in einem Baum über ihrem Bau versteckt, und der Wind ging von ihnen zu ihm — er erklärte die Bedeutsamkeit

dieser Richtung —, da mußten sie Listen und Künste lernen, was ein Fuchs nur brauche, um auf Nahrung auszugehen und besonders, um sich gegen Verfolger und Feinde zu schützen. Er sagte, der ganze Lebenslauf der Tiere draußen im Walde und auf dem freien Felde sei von Gefahren umringt, und sie lauerten einander auf allen Wegen auf und ihnen allen wiederum der Mensch. Die Fuchskinder mußten lernen, Wache zu halten, auf Fährte zu gehen, und gute und gefährliche Nahrung zu unterscheiden. Ein gescheiter Fuchs nehme keine Nahrung zum Beispiel mit Giftbroden an. Und sie mußten sich totstellen, und wenn sie bei dieser Lehre nicht aufpaßten, dann saukten ihnen von der Fuchsmutter die Kläpse um die Ohren, und was für welche! Aber die Füchlein lernten schnell und waren stramm bei der Sache.

Sie wolle auch zu den Fuchskinderlein gehen und ihnen zusehen, zwitscherte die kleine Sophie.

Friedrich antwortete: „Die sind nun schon groß geworden und haben sich in den ganzen Wald zerstreut.“ — „O!“ — „Aber vielleicht gibt es im nächsten Jahre neue. Soll ich Dich dann abholen? Aber da heißt es ganz still sitzen, denn wenn einer im Baum sitzt und die geringste Bewegung macht, und nur ein Astchen regt sich oder knackt, so hören es die Füchlein sofort und sind im Husch weg. Ja, da heißt es kaum Atem holen.“ Sie versprach alles und erzählte von einem weißen Käzchen, das sie liebte und das ihr gehörte, sprang von Friedrichs Knie, lief fort und kam mit dem Geschöpfchen im Arm wieder.

Frau von Haspfelde fand unterdessen die Unterhaltung mit ihrer Gastgeberin immer mühsamer. Der Fürstin lohnte es nicht im geringsten mehr, ihre Langeweile zu verbergen. Frau von Haspfelde dachte an die Mutter des kleinen Mädchens auf ihres Sohnes Knie, die, trotzdem sie eine Prinzessin aus königlichem Hause gewesen war, die echte Nichte des

Königs, doch keinen Hochmut kannte und sich gern um Rat und Zuspruch anschniegte. Sie war jung und fühlte sich verlassen. Die Haffeldes kamen damals oft an den Biederiger Hof, und die junge Fürstin war auch oft in Hönze eingekehrt. Ihr Herz war oft schwer gewesen über die mannigfache Untreue des Gatten. Nun war die liebliche Frau schon seit Jahren tot, und ihr kleines Kind wuchs zwischen Kindern anderer Mütter auf.

Frau von Haffelde sehnte sich nach Heimfahren.

Der Fürst ließ die Lichter der Weihnachtspyramide nochmals anzünden; die Musik zirpte selige Weihnachtslieder. Die kleine Sophie lag anbetend auf ihren Knien vor der Krippe am Sockel der Pyramide. Alle Kinder sangen: Es ist ein' Ros entsprungen, und: Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all, und: Vom Himmel hoch, da komm ich her, und wußten, auch die Prinzessin Georgette, Prinz Alexander und die kleine Sophie, sämtliche Strophen auswendig. Zum Abschied packte der Fürst den Haffeldeschen Kindern noch alle Taschen und Hände voller Leckereien. Er mit Sophie auf dem Arm und Alexander begleiteten die Gäste bis zur großen Treppe. Reiter mit Fackeln umgaben die Kutschen wieder bis zur Landesgrenze. Langsam schaukelten sich die Wagen der Heimat zu. Karl und Otto Lossar träumten von der Prinzessin Georgette.

So entschwebte ein Tag aus der Frühzeit dieser jungen Menschen, die bestimmt waren, vom Schicksal hineingeworfen zu werden in Gewaltigkeit.

Das Amt und die Staatsgefahr

1805. Der Dezember. Berlin, vor der Weihnachtszeit.

Seitdem Friedrich Haxfelde, Otto Lossar und Karl Röper jung gewesen waren und für den General Bonaparte geschwärmt hatten, war es neun Jahre her. Friedrich und Otto dienten als Offiziere, als Leutnants. Karl Röper hatte Jura studiert und war Referendar. Er kam von Braunschweig, wo er auf dem Amt arbeitete, nach Berlin, um seinen Übertritt nach Preußen zu betreiben.

Trübes Wetter hing tief in den Straßen; die Wolken senkten sich fallreif von Schnee. Die Straßen wurden zu Schlünden und dämmerigen Abgründen. Karl war von seinen Bittgängen den langen Vormittag hindurch und von der langen Reise im klapperigen Postwagen, durch dessen Ritzen Ladungen von Schnee einwehten, müde und mißmutig. Jetzt wollte er Friedrich von Haxfelde auffuchen, der nahe bei seiner Kaserne in der Ziegelstraße wohnte.

Berlin mißfiel ihm. Eine ungemütliche Stadt, und in ihr wollte er nun durchaus wohnen. Ein zierliches Dämchen kam ihm, die Hände im ungeheuren Muff, trippelnd entgegen, lächelte unter seinen Blicken und war sehr hübsch. Sie gefiel ihm freundlich, und sein Herz taute ein wenig auf.

Er hatte am Zeughaus vorbei zu gehen, vor dem Menschenknäuel standen und schwakten. Karl wußte über das Ereignis, von dem die Zeitungen voll waren, schon Bescheid: In der Nacht war der steinernen Bellona im Zeughausgiebel vom Sturm das Haupt abgeweht worden; frühmorgens lag es zerschmettert auf der Straße. Jetzt war nichts mehr

davon da und aller Schutt weggeräumt. Aber die Leute starren, denn die Bellona war nun geköpft. Sie trieben ihre Witze über die Bellona und über die Regierung herum. Bei einer solchen Wirtschaft wie jetzt mit der preussischen Politik könne einer Bellona auch nur der Kopf abgerissen werden. Jedermann war der Ansicht, durch den alten Fritz an eine großartige Politik gewöhnt worden zu sein, aber die jetzige sei nur Feigheit und Wirrwarr. Karl ärgerte sich über die Witze und über die Regierung, sah auch in die Höhe, und das kopflose Bildwerk da im grauen Schneeflein des trüben Gewölks war ihm unheimlich.

Er ging weiter. Vor den Buchläden standen die Leute, weil hier Blätter mit gedruckten Witzen über Politik ausgingen, und sie starren das eine neue von heute an, über Napoleon Bonaparte, der soeben seinen dritten Krieg gegen Oesterreich beendet hatte und seit 1804 französischer Kaiser war. Die Blätter stellten ihn dar, wie er mit einem furchtbar dicken Bauch dasaß, der zwischen den Falten seines Kaisermantels halbkugelförmig herausquoll, und gerade einen neuen Ländersegen in den aufgerissenen Mund stopfen wollte, den ihm Oesterreich als ein einbeiniger Krüppel ganz klein und demütig mit flehender Gebärde aus der untersten Ecke des Blattes her anbot.

Ein Zuschauer lachte: „Wenn die nur ihren Wurstelprater behalten!“ und meinte die Oesterreicher. Sein Nebenmann antwortete: „Nun kann uns wenigstens niemand den Ruhm streitig machen, wenn es nun an uns kommt und wir den Napoleon ganz allein besiegen.“ In dem letzten oesterreichischen Kriege waren England und Rußland verbündet mit Oesterreich gegen Napoleon gegangen. England hatte bei Trafalgar vernichtend über die französische Flotte gesiegt, um danach für weitere Opfer zu danken. Rußland war nach Austerlitz besiegt auf und davon gestoben.

Preußen? Neutral ungefähr in Feindschaft mit allen europäischen Staaten.

Karl hörte die Bemerkung des Beobachters und erwog: „So dummes Zeug habe ich auch schon gesagt.“

Er bog in die Dorotheenstrasse ein. Die Winterwolken-dunkelheit wurde jetzt grabhaft. Schneeflocken trieben groß wie Gespenstervögel an den Häusern hin. Karl dachte bedrückt, wie hier soviel Stein war und alle Natur weggedrängt. An einer Ecke umsprang ein dürftiger Junge einen Wurfkessel über glühender Pfanne. Karl kaufte ein Paar Würstchen und sagte: „Da hat der Kaiser Napoleon seine Macht aber wieder einmal gewaltig vergrößert.“ Der Junge sah fassungslos zu ihm auf. „Weißt Du, wer der Kaiser Napoleon ist?“ Der Junge schüttelte den Kopf. Aber seine eigene Torheit auflachend ging Karl seines Wegs.

Ein blondes, krauslockiges Bürgerkind öffnete ihm die Tür zu Friedrichs Wohnung. Sie hieß, wie Karl bald erfuhr, Lorch. Friedrich wohnte bei ihrer Großmutter. Der Herr Leutnant sei nicht zu Hause, aber unter allen Umständen solle der Herr warten; der Herr Leutnant komme gewiß sehr bald zurück. Karl saß in Friedrichs Stube, nahm ein Buch vom Tisch auf: Tempelhof, Die Geschichte des siebenjährigen Krieges. Karl blätterte, legte das Buch hin. In der Stille des sorglich aufgeräumten, dämmerigen Zimmers wurde ihm müde; er schlief halb ein. Des Freundes helle Stimme auf dem Flur rief ihn auf. Friedrich kam eilig, hielt ihn umschlungen: „Du lieber, lieber Freund! Weißt Du, daß wir uns acht Jahre lang nicht gesehen haben?“

Karl berichtete. „In Braunschweig ist für mich als einen Bürgerlichen kein Weiterkommen. Ich will nach Preußen. Das ist doch ein großer Staat.“ Er zuckte herabgestimmt mit den Achseln. „Vielleicht ist auch hier nichts los. Aber auf jeden Fall will ich aus Braunschweig fort.“

Vorchen erschien und deckte einen appetitlichen Kaffeetisch.

Karl schüttete seinen Kummer aus. „Heute habe ich beim Geheimrat Kannebier die Aufwartung gemacht. Von ihm hänge ich ab, wenn ich hier unterkommen will. Ich dringe auch bis zu ihm durch, mit meinen guten Empfehlungsbriefen, muß zwei Stunden warten, auf einem Stühlchen in der Schreiberstube; ein Vorzimmer hat der Herr Geheimrat nicht. Nun, er steht, als ich vor sein Angesicht erlaubt werde, wie eine Fahnenstange vor seinem Schreibtisch, mit dem Rücken dagegen, und klopft immer mit dem Stielglas auf Papiere in seiner Hand, die aber nicht meine waren. Er sah höchst verächtlich streng auf mich herab und schnob mich sofort an: ‚Da kommt der junge Herr also auch schon mit dem runden Kopf! Verbunden und belustigt, meinerseits, ja, ja. Hätte ja auch in Reithosen und Stulpenstiefeln die Aufwartung unternehmen können. Alle Tage den Zopf zu wickeln, wirklich zu gewaltige Arbeit für unsere jungen Herren von heute. Müssen es bequem haben. Trägt unser Herr König den runden Kopf?‘ Na, und so weiter. Dann: ‚Warum will dieser junge Herr durchaus aus seinem Braunschweigischen fort? Was hat ihm sein Herzog zuleide getan? Ist sein Herzog nicht auch ehrenhaft? Was will solch ein junger Herr durchaus ins Ausland gehen? Da kommt also der Herr Ausländer in unser Land Kanaan. Natürlich, es muß die Residenz sein. Warte Er hübsch. Ich will ihm seine stolzen Hoffnungen nicht abpuken. Es verlautet Gutes von ihm. Er wird ehrlich dienen, so ist anzunehmen. Warte Er ein Weilchen; so eilig haben wir es damit nicht. Kann sein, es wird auch Magdeburg.‘ Ich wagte meine Vorstellung, daß ich doch wegen der Behebung vom Braunschweigischen Dienst habe im Vertrauen nachfragen müssen, nach meinen erhaltenen preussischen Zusicherungen . . . aber ich sollte ja gar nicht reden. Der Kannebier fuhr dazwischen: ‚Weiß alles. Traut Er mir zu, ich weiß

nicht Bescheid? Ich bin, mein wertester Herr, nicht von vorgestern. Habe ja nun den Herrn Ausländer, der gern in unser gelobtes Land will, von Angesicht gesehen. Empfehle mich.' Damit wandte er sich um, so schnell und unversehens, daß seine Rockschöße nur so flogen, und saß wie in der Feder eingeknickt am Schreibtisch hin, griff nach Papieren, las, schrieb, streute Sand auf, und ich stand immer noch da und sollte doch noch meine Abschiedsverbeugung anbringen. Er sah mich endlich von der Seite schief an oder auch nicht, sagte jedenfalls: ‚Kann schon längst über alle Berge sein‘, da schlich ich ab. Ist so etwas nun besser als alles bei uns in Braunschweig? So werden wir Bürgerlichen behandelt. Der Kannebier soll noch einer von den Besseren sein.“

Friedrich lachte. „So ist es doch überall. Das ist doch nicht die Bürgerlichkeit. Wir wollten uns, wir jüngeren Offiziere, als ich in Kenzin in Garnison lag, einen Leseabend einrichten, um Dichter und Kriegsgeschichte und Kriegswissenschaft zu betreiben. Aber der Oberst verbot die Abende, nicht die Zusammenkünfte, sondern das Lesen. Die Herren Offiziers könnten Karten spielen. Er wolle keine Intrigants oder Intelligenzen unter seinen Offizieren haben.“

„Habt Ihr Euch gefügt?“

„O Liebster“, lachte Friedrich, „da kennst Du den Dienst nicht.“

Friedrich sagte, er sei ja nun auch hierher nach Berlin versetzt worden, und erzählte sofort von der neu gegründeten kriegswissenschaftlichen Akademie, an die der Hannoverische Oberst von Scharnhorst berufen sei, der wunderbarste Mann, ganz ruhig und höchst genialisch begabt, voll herrlichsten Wollens. Er beabsichtige, das preußische Heer auf einen ganz neuen Fuß zu stellen und es ganz neu durchzubilden. „Ja, und weil er nun gebürtiger Hannoveraner und von Geburt bürgerlich ist, deshalb sitzt eine Meute gegen ihn an und blafft. Aber

er ist so vollkommen mit seiner großen preußischen Sache verbunden, daß er nur sie will, und er wird siegen. Und er ist wie von einem anderen Stern.“

Karl redete von seinem Braunschweiger Leben und von dem Braunschweiger Amtsschimmel. „Im Frühjahr baten uns Bauern um eine Beihilfe aus der herzoglichen Kasse, weil ihnen ihr Kirchturm, noch aus der alten Ritterzeit, der als eine hohe Merkwürdigkeit für das ganze Land rage, gewiß zum Wahrzeichen, über den Köpfen zusammenzustürzen drohe. Sie wollten auch gern das Ihre aufbringen, aber alles vermöchte ihr bißchen Armut nicht. Sie schrieben demütig und innig und immer wieder, aber allmählich werde die Sache mit dem Turmeinsturz bedenklich. Dem Herzog wäre der alte Turm sicherlich sogar durchaus merkwürdig gewesen. Er gibt für solche Sachen und hat ja auch Geld. Aber weil die Bauern die Betitelung und alles Außerliche bei ihrer Bittschrift nicht richtig gefaßt hatten, so ist monatelang mit dieser Sache hin und her gezottelt worden, und zuletzt war der Turm eingestürzt und hatte auch noch das Schuldach entzweigeschlagen. Bei uns in den Kanzleien hat das Leben nur einen Zweck, daß der Mensch eine Engelsgeduld lernt und nichts weiter denn seine Kraft an Nichtswürdigkeiten herzugeben, und ausdrücklich seinen gesunden Menschenverstand nicht anzuwenden. Und dieser blödsinnige Formelkram, das sollen die Staatsgeschäfte sein! Der Herzog ist schon ein recht gütiger Mann, aber das Regierungswesen ist ihm langweilig. Er ist preußischer General und hat seine französischen Maitressen, und damit ist sein Tag zu Ende. Aber wie ein so weicher und so vielfachen Zerstreuungen hingeebener Mann als Oberbefehlshaber die preußischen Heere gegebenenfalls einmal gegen Napoleon anführen soll, der den Blitzstrahl und den Donner des Himmels hält und unter dem keine Minute Zeit oder gar die Kräfte der Menschen

oder der Natur zersplittert werden, das ist mir ein unbegreifliches und grausames Rätsel. Ich denke über diese Dinge nach, daß mir der Kopf bersten und das Herz zerspringen will. Aber wir müssen zertreten werden. Und Napoleon ist der Gewalttätige und der völlig Böse in der Welt.“

Friedrich tröstete. „Gerade, weil der Herzog sein Haupttalent auf seinen Feldherrnstand wendet, so ist er vielleicht kein genügender Landesvater, aber ein um so besserer General. Alles auf der Welt vermag der Mensch nicht zu leisten, wenigstens kann es niemand von ihm verlangen. Friedrich und Napoleon sind die unfaßbaren Ausnahmen.“

„Aber wir haben es mit Napoleon und gegen ihn zu tun!“ rief Karl. „Verstehst Du denn nicht? Verstehst Du denn nicht die Welt! Bedenke, Napoleon und mein Herzog!“

Friedrich meinte: „Hat sich denn der Herzog von Braunschweig in den Feldzügen Anno 92 und 93 nicht bewährt?“

„Nein“, rief Karl erregt, „das hat er nicht. Sondern nicht das Geringste ist erreicht worden. Nur Menschen wurden in Tausenden, in Herden hingeschlachtet. In Massen, dieses Heer! Schrecklich, nutzlos, verrucht! Ein ungeheures Geld wurde vertan, an dem Preußen verarmte. Und für allen diesen Aufwand und diese Mühe und diese unerhörten Opfer ging nur unser herrlicher, schöner Ruhm in den Dreck! Und dabei lagen damals die Umstände so günstig wie nie zuvor. In Paris heulte der Untergang der entsetzlichsten Revolution. Eine Hölle. Kein Pfennig Geld war dort, nur Lumpen, Hunger, gellender Mord und Haß untereinander und völlig verlotterte, ungeübte Truppen. Aber diese Lumpenbande, dieses Pack, diese Franzmeier, dieser Auskehricht aus den Pariser Straßen, sie haben doch gesiegt. Und Preußen, unser preußisches, großartiges, erprobtes und ruhmbedecktes Heer, das großartigste Heer der Welt, hat klein beigegeben und ist zuletzt einfach davongelaufen. O Hohn und Schmach

der Welt! Was soll sonst noch gelten? Wem gehen wir entgegen? Was wird denn nur?"

„Aber denke an das Klima und diese Krankheiten“, begütigte Friedrich.

„Ja“, entgegnete Karl, „denkt Ihr, Kriegführen ist Erdbeerpflücken? Bei Ruhr, Überschwemmung, Sonnenbrand, Sorgen und Hunger und Zanf, da, dabei noch Krieg führen und siegen, und nun gerade und erst recht, da fängt es erst an!“

Friedrich führte wieder sein Ideal Scharnhorst auf. „Die wichtigsten Reformen sind geplant.“

„Ach“, klagte Karl, „ich glaube so gern. Es ist doch so, glaube mir, ich habe ein mutiges Herz. Es ist doch nur, daß ich möchte, es sollte wieder so mit uns sein, wie es unter Friedrich war. Kann es sein? Haben wir unsere Kraft überspannt?“

Lorchen kam, um den Kaffeetisch abzudecken. Friedrich fragte sie: „Na, Lorchen, was meint denn Sie, gibt es Krieg?“

Sie antwortete sofort: „Der Kaiser Napoleon traut sich ja nicht.“

„Oho“, meinte Friedrich, „die Leute sagen doch, Anno 92 in Frankreich ging es uns schlecht.“

„Das war gegen die Menschenfresser. Da ist der Kaiser Napoleon ein ganz anderer Feldherr.“

„Allerdings“, sagte Karl verdukt. Lorchen setzte auseinander: „Gegen Wilde kann unser preußisches Heer keinen Krieg führen. Das waren nur Mörder. Sie haben die kleinen Kinder mit den Bajonetten aufgespießt und die Menschen aneinandergebunden und immer hinein in die reißenden Ströme. Aber ihr kleiner Königssohn, der ihnen nichts zu leide getan hatte, und er konnte ihnen ja gar nichts tun, solch ein Kind, den haben sie totgeprügelt und ihm Schnaps eingegossen und sind ihm mit ihren schweren Stiefeln auf dem Leib herumgetrampelt. Aber so etwas und so fürchterliche

Greuel hat die französische Regierung ausdrücklich befohlen, und der arme kleine Prinz, den diese Schinder ermordet haben, war ihr Königssohn und sollte einmal ihr König sein und über sie herrschen, und Gott hatte ihnen anbefohlen, daß sie ihm Gehorsam schuldig waren. Aber dafür haben sie jetzt auch ihren Kaiser Napoleon aus Korsika.“

Sie schwenkte ab, das volle Kaffeebrett in starken Händen. Karl bat Friedrich: „Wollen wir nicht ein wenig in die Stadt gehen? Ich muß morgen wieder abreisen und kenne noch so wenig von Berlin.“

Sie waren auf ihrem Ausgang vergnügt. Das Schneetreiben hatte aufgehört, die Luft war wie Heilung. Viele Menschen waren nun unterwegs. Die Freunde waren, wie sie da miteinander schlenderten, gewiß schön und stattlich, jetzt, in ihrem fünfundzwanzigsten Jahr. Friedrich, der alles Kränklichsein mit der schweren Jugendzeit abgetan hatte, sah aus wie der Abkömmling einer langen Reihe schöner, in Mann und Weib zueinander eingestimmter Ahnen. Karl war die romantische Erscheinung und hatte auch keine militärische Erziehung. Er hatte das runde Gesicht mit dem vollen, rotlippigen Mund, die vorstehende, starke Stirn und die beschatteten feurigen Augen. Sein Haar wuchs stark. Er hatte zu seiner schlanken, feingebauten Gestalt zarte, kleine Hände und Füße.

Besorgt erkundigte er sich: „Was meinst Du wohl, ob einem wohl hier sofort der Braunschweiger Kleinstädter anzusehen ist?“ Friedrich lachte: „Du blendest jede noch so elegante Berlinerin.“

Sie traten in ein Kaffeehaus, gingen zwischen den besetzten Tischen herum, an Offizieren und Bürgern vor ihrem Kaffee oder vor einem Dominospiel vorbei. Friedrich sagte, als sie sich neben gesetzt hatten: „Ach, der Kaspar Luß.“ Ein mittelgroßer, stramm und entschieden blickender Leutnant

des berühmten Regiments Gensdarmes trat auf sie zu. Er hatte ein bronzenes Kalmückengesicht. Gelassen daran gewöhnt, Aufsehen zu erregen, kam er flirrend näher, blieb am Tisch der Freunde stehen. Friedrich stellte vor: „Graf Luc — mein Freund, der Kammerreferendar Röper.“ Graf Luc setzte sich zu ihnen, seine Handschuhe abziehend. Er bestellte Kaffee, schien aber nicht für ein Erholungs- oder Plauderstündchen gekommen. Denn sofort sagte er mit seiner schneidenden Befehlshaberstimme mit klarer Absicht über den ganzen Raum hinweg, ja, er rief geradezu allen zu: „Nun ist es heraus, und der Haugwitz hat mit dem Bonaparte in Schönbrunn ein Bündnis abgeschlossen!“

Karl fuhr auf: „Nicht möglich!“

„Ja“, zerschnitt Lucs Stimme den nun horchenden Raum. „Dieses Schutz- und Trugbündnis zwischen Preußen und Bonaparte ist vom fünfzehnten Dezember, und es ist nach der Schlacht bei Austerlitz im Schloß von Schönbrunn abgeschlossen worden.“

Am Nebentisch seufzte jemand erleichtert: „Gott sei Dank.“

Luc verkündete schneidend weiter: „Mit dem Abschluß dieses Bündnisses ist Preußen natürlich entehrt. Denn es tritt dem Bonaparte sein süddeutsches Land Ansbach-Bayreuth ab. Allerdings ist hier schon ohnehin jede preußische Würde von den Franzosen in den Dreß gestampft worden. Denn wenn diese Franzosen nicht, ohne sich im geringsten an unser preußisches Jammern und Heulen zu kehren, durch dieses neutrale Land Ansbach-Bayreuth hindurchmarschirt wären, so hätten sie den Österreichern nie in den Rücken fallen und eine ganze österreichische Armee unter dem General Mack gefangennehmen können. Für dieses geraubte und geschändete Land soll nun Preußen Hannover bekommen. Das heißt, von bekommen ist keine Rede. Sondern es kann sich dieses Land Hannover holen, das dem Kurfürsten von Hannover

gehört, der so ganz nebenbei auch noch der König von Großbritannien ist. Gestern hat der König diesen hohen Ehrenvertrag unterschrieben und damit das preußische Schicksal. Daß nun endlich Preußen erklärtermaßen völlig allein steht, in Feindschaft zu England und Oesterreich, und nun bald und sogar jederzeit von dem wütenden Wolf als das Schaf in der Wildnis aufgefressen werden kann.“

Luca zählte, erhob sich, ging, seinen Säbel an sich raffend. Karl konnte nur gebannt denken: Nun geht er ins Kaffeehaus nebenan und sagt seinen selben Spruch. So war es mit den Offizieren hier in der Hauptstadt?

Auch ihm und Friedrich war die Lust zum unbefangenen Blaudern vergangen. Sie redeten verwirrt von den politischen Wechselfällen der letzten Zeit. Friedrich seufzte: „Unsereins versteht doch nichts von der Politik. Ich denke, die Männer, die mitten inne sitzen, müssen es doch wissen.“

„D“, sagte Karl, „wenn sich alle immer darum ängstigten, so müßte sich schon etwas Erkleckliches zusammen tun.“

Sie traten auf die Straße. Friedrich schlug vor, einen freundschaftlichen Besuch zu machen. „Ich kann Dich mitnehmen, und Du kannst Lisma Walser kennenlernen, die unsere erste heroische Liebhaberin ist. Sie spielt bei uns die Iphigenie und die Minna von Barnhelm und die Maria Stuart. Ich kenne sie gut und ich finde sie entzückend. Komm mit. Wir können getrost zum Abendbrot bleiben. Sie wohnt mit ihrer Mutter am Gensdarmenmarkt.“ Er erzählte, daß die junge Schauspielerin eigentlich Elisabeth Marie Neumann heiße. Lisma sei die Zusammenziehung der Vornamen. „Hübsch, nicht wahr?“ fragte er beseligt. Karl hörte nicht eifrig zu.

Lisma aber war ausgegangen. Die Mutter, die verwitwete Kriegsgräfin Neumann, saß mit ihrem Strickstrumpf hinter ihrer Lampe, einen faulen dicken Kater auf ihrem Schoß.

Sie sah, mit schwärzlich glühenden Augen unter Brauen wie graue Bürstchen, dunkler Haut und einem grauen Schnurrbart= schein wie eine wahre Marktenderinmutter aus. Um ihren Kopf trug sie wie einen Turban ein buntseidenes Tuch gesteckt. „Was für Wetter“, sagte sie zu den jungen Leuten, „an so einen Tag sausen einen die Todkrankheiten nur so um die Ohren.“ Gleich vielen Berlinerinnen ihrer Zeit vereinfachte sie sich jede Grammatik, gebrauchte fast nur den vierten Fall. „Die Lismachen ist fort“, berichtete sie. „Sie kommt aber bald wieder. Nehmen Sie es mich nicht übel, aber was kriegt die Lismachen für Runzel von ihre große traurige Rollen. Wenn ich sie wäre, legte ich mich hundert Male lieber auf was Lustiges.“ Sie rief, ohne sich vom Stuhl zu rühren, ins Nebenzimmer: „Lismachen“, und sagte: „Run krabbelt sie nämlich schon nebenan.“

Die Tochter kam, ein reizendes, großes, schlankes Geschöpf voll schöner Güte und Liebenswürdigkeit. Sie trug ein feines hellgraues Kleid und hatte durch ihre langen offenen brauneri Loöden ein rotes Band hindurchgeschlungen. Sie plauderten herzlich miteinander. Zu Karls Überraschung wußte sie gut in den politischen Vorkommnissen Bescheid.

Sie lächelte: „Wenn ich Königinnen spielen will!“ und sagte: „Frauen brauchen, einmal aus dem Haus gelassen, durchaus nicht weniger Verstand für Staatsgeschäfte zu haben als Männer.“ Die Alte murrte: „Ach. Laßt doch das langweilige Zeug, all den schmuddligen Zanf und Stanf. Das sollen die Großen unter sich abmachen. Mich ist es partout egal, ob die Franzosen oder die Gensdarmen. Dann ziehen die Franzosen unten auf Wache auf, und bei denen werden auch ehrliche und hübsche Kerls mitlaufen.“

„Mama, die Franzosen stecken Ihnen das Dach über dem Kopf an und stehlen unsre hübschen Löffel und Kopfkissen.“
„So werd ich's abwarten“, knurrte die Alte.

Lisma sagte: „Da habe ich neulich im Theater den Friedensengel zu spielen. Das Stück ist töricht und langweilig. Wir haben es auch nur ein paar Mal gegeben. Prinz Louis war im Theater, und wie ich gerade mit meinem Palmenzweig über meine beiden todfeindlichen und versöhnungspflichtigen Brüder hintippe, sagt plötzlich der Prinz ganz laut von seiner Loge seitwärts von der Bühne ins Theater hinein: ‚Ich will doch wetten, meine Herrschaften, auch dieser Friedensengel kommt geradenwegs aus Berlin.‘ Ich erschrak tödlich. Aber die Leute im Theater blieben ganz ruhig, vielleicht haben nur ein paar ganz in der Nähe überhaupt verstanden, was er gesagt hat. Ich sprach ohne Aufenthalt weiter, meine schönen rollenden Verse. So kam weiter nichts vor. Am anderen Tage hat mir der Herr von Loffar, des Prinzen Adjutant, einen Blumenstrauß im Namen seines Herrn gebracht und eine Entschuldigung, und er wäre gern selbst gekommen, aber er müsse fort. Ich solle nicht mehr böse sein.“

Karl verurteilte entrüstet: „Studentenpossen!“

Lisma bat für den Prinzen. Karl beharrte: „Er ist kein Student.“

„Nein“, antwortete sie, „aber ein feuriger Mensch, der aus echter Leidenschaft heraus lebt. Das ist selten und bedeutet viel. Ich treffe ihn oft im Tiergarten, wenn er reitet und fährt oder auch mit seinem Adjutanten spazieren geht, und stets ist sein Anblick großartig und edel. Er ist der Abgott des preussischen Heeres, sowohl für die Offiziere wie für die Soldaten. Solch einen Preußen gibt es nirgends mehr. In Preußen ist großartige und feurige Schönheit selten.“

„Ich weiß von ihm“, sagte sie lebhaft und die Tränen stiegen ihr, die sie ohne Scheu abtupfte. „Es hat mich stets so sehr gerührt. Er liebt die Kriegsgräfin Wiesel. Sie hat sich endlich von ihrem Mann scheiden lassen. Neulich gehe ich mit Rahel Lewin zu ihr hin. Die Rahel ist eine Freundin

von mir, auch der Wiesel eng verbunden. Ich darf von ihr sagen, daß sie geistreich und großartig ist. Die Wiesel streicht und schmaucht wie eine kleine Kage um uns herum. Sie tritt ans Fenster. ‚Da, da —‘, sie funkelt förmlich und zeigt mit dem Finger und kommt zu uns zurück. Sie packt uns an: ‚Unerhört! So kommen Sie doch nur!‘ Und wir müssen schleichen und flüstern und auf Zehen gehen, trotzdem das Fenster geschlossen war und überhaupt im ersten Stock liegt, und sie krallt sich in der Gardine fest: ‚Bismachen! So was! Da ist er, und der lebendige Mann. Und so macht er es, und nun wächst er da für Stunden fest.‘ Im Regen, es nieselte schon lange, stand der Prinz gegenüber auf dem Bürgersteig. ‚Heute wird er nicht reingelassen‘, flüsterte die Wiesel heiser vor Glück und Wut. ‚Aber wir gehen sogleich‘, sagte ich. Sie geriet außer sich: ‚Nein, nein. Der war zu ungezogen neulich, und wenn Sie sich einbilden, der genierte sich um Sie? Heute kann der schmoren und soll auch. Was denkt der sich? Neulich . . .‘ sie fing zu schluchzen an. Rahel wollte ihr zureden. ‚Wenn Sie sich unterstehen und runtergehen und dann kommt er, — ich springe zum Fenster heraus, kommt er da durch die Tür‘, sagte sie. ‚Sie zertrampeln mich alle, als ob ich ein Kloß oder ein Tier wäre‘, sagte sie verzweifelt.

„Wir sollten nun Karten spielen und bekamen jeder unsere Karten in die Hand. Manchmal stand sie auf und lief, ihren Kartenfächer wedelnd, ans Fenster. ‚Der mauert noch. So ist's recht. Der soll schmoren.‘ Wir durften erst mit Dunkelwerden fort. Die Rahel redete auf sie ein. ‚Er ist die himmlisch liebendste Seele auf der Welt. Ihnen weint das Herz.‘ Die Wiesel schüttelte alles ab. ‚Was habe ich Zeit!‘ Als wir gingen, war die Straße leer. Die Wiesel lag im offenen Fenster und schrie lachend herab: ‚Sehen Sie, wie er weg ist?‘“

Karl sagte errötend: „Aber ist er denn nicht Heerführer? Hängt denn nicht das preußische Schicksal an ihm?“

„Warum soll er nicht vertrauenswürdig sein?“ fragte Lisma. „Weil Friedrich nicht lieben konnte? Es kann doch einer ganz anders sein und alles ist auch gut.“

„Gott, wie regst Du Dich um den Prinzen auf, der sich den Quark um Dich hat“, staunte ihre Mutter, „und Du bist ihn partout einerlei.“

„Aber Größe soll nicht heruntergebracht werden; ich habe meine Freude an ihr, wo ich sie finde“, rief sie.

Sie sprach feurig von ihren Rollen und sagte Verse aus ihrer nächsten, in der sie binnen kurzem auftreten werde, der Braut von Messina, her. Alles an ihr zitterte über der Schönheit dieser großen Worte. Sie sprach die Verse der Chöre. „Bonapartes Schatten wirft sich über diese riesigen Strophen.

Aber hinter den großen Höhen
folgt auch der tiefe, der donnernde Fall!

Noch ragt er unverfehrt. Was steht uns, was steht der Welt, was steht ihm bevor, bis er fallen wird. Vor allem uns. Aber kann er nicht auch bald und durch uns fallen?“

Auf dem Nachhauseweg gestand Friedrich an Karl, wie sehr er die Lisma liebe. „Du mußt sie genau kennen. Sie ist das edelste Weib von hochherzigster Seele.“

Karl, in sein eigenes, verworrenes Denken verstrickt, gab nicht mehr Antwort. Friedrich wurde an seiner Versunkenheit ohne Groll schüchtern. Sie wanderten schweigend durch leere Nachtstraßen in kalter Luft und hielten vor dem Denkmal des Großen Kurfürsten an. Karl sah zu dem königlichen Schloß hin, das schweigend aus seinem Dunkel wuchs.

„Müßte nicht Feuer aus diesem Hause in die Höhe schlagen?“ sagte Karl. „Die Zeit ist erfüllt. Alle Sterne fallen vom Himmel. Der Schweif des babylonischen Un-

getüms schlägt sie herab. Dieser Mann auf dem Roß müßte die Hand erheben und rufen: Gefahr! Mein Land und Gefahr! Und er müßte herunterreiten von diesem Sockel und vor sein Schloß und wieder rufen: Mein Land und Gefahr!“

Sie starrten zum Denkmal auf, das ragte und schwieg. Sie gingen weiter. Karl bat, als Friedrich vor dem Gasthof von dem Freund scheiden wollte: „Bleib noch bei mir; ich habe Dich doch so selten. Bitte, bleib. Du bist doch mein bester Freund. Ich habe Dir doch noch gar nichts erzählen können.“ Er war sehr aufgereggt.

Friedrich merkte um seine ringende Angst und willfahrte ihm, trotzdem er im Morgengrauen Dienst hatte. Oben in seiner geräumigen Gasthausstube lief Karl hin und her. Friedrich saß im Sofa; er wunderte sich. Was hatte Karl nur? Er blieb stehen, sah seinen Freund verloren an, konnte nicht sprechen, zuckte mit den Achseln und ging wieder auf und ab.

Friedrich fragte: „Wie geht es deinen Eltern?“

„Gut, gut“, antwortete Karl. Er kam zu seinem Freund, stand vor ihm und sagte entschlossen ohne Einleitung: „Ich liebe die Prinzessin Georgette.“

Friedrich war fast versteinert. Was ging seinen Freund die Prinzessin an? Er wußte gar nicht, daß da Beziehungen sein konnten. Wie war es möglich? Karl schwärmte. Der setzte sich neben ihn. „Niemand kann mir deutlicher sagen als ich selbst, wie wahnsinnig, verrückt, ja verrückt frevelhaft all so etwas ist“, sagte er. „Aber es ist. Außer ihr, außer ihrem Anblick, ist mir alles gleichgültig. Ich meine, jedes Weib. Aber auch beinahe alles andre im Leben. O! Nur sie, sie!“

„Ja, kennst Du sie denn?“ fragte Friedrich verdußt.

Es kam heraus, daß Karl die Prinzessin allerdings manchmal in Braunschweig sah, wenn sie zu Besuch der Prinzessin Friedrich Wilhelm von Braunschweig kam. Auch um dieser

Nähe willen wollte er aus Braunschweig fort. Gesprochen hatte er nie mit ihr als einer erwachsenen Dame. Sie war noch nicht verheiratet und lebte bei ihren Eltern im Biederiker Schloß.

„Weißt Du, was ihre Schönheit ist?“ fragte er. „Ihr redet immer von der Schönheit Eurer Königin; überall, auf allen Straßen, an allen Ecken und auf jedem Markt posaunt Ihr sie aus. Mich möchte Raserei bei diesem Geschwätz anfallen. Was bildet Ihr Euch ein. Eure Königin mag ja ganz schön sein; ich habe sie nicht gesehen. Aber das Firmament erträgt Georgettes Schönheit kaum. Von ihrer Schönheit dürfte öffentlich nur geflüstert werden. Sie verbrennt das Herz. Es ist unerträglich, zuviel, nur das Reden davon. Es ist Zittern um sie in der Luft; die Atmosphäre bändigt sich vor ihr nur schwer.“

„Ich möchte sie halten, nackt“, stöhnte er, „daran denke ich Tag und Nacht. Ich stieße mir den Dolch in die Brust, dürfte ich im Sterben über ihre bloßen Füße hinsinken. Sie kann aber nichts in ihrem Herzen erleben; sie ist entrückt. Ich will vor ihr auf meine Stirn fallen; nicht den Saum ihres Kleides will ich anfassen. Und wenn sie einmal wirklich an mir vorübergegangen ist, so begreife ich nicht, ich stehe ja noch in dieser Welt und bin noch wie ein anderer Mensch. Aber sie weiß um jede Regung und um jeden Gedanken im andern. Es ist alles Irrsinn und Erniedrigung für mich. Aber ich sterbe vielleicht. Da ist keine Zeit, Großes zu tun. Ich habe keine Frist auf dieser Welt. Sie geht ja doch einmal in einer Heirat aus ihrer Heimat fort. Es könnte sich doch einmal einer einbilden, daß sie eine Frau sein könnte für einen Menschen. Ich könnte ja vielleicht ein Königreich für sie beim Napoleon gründen. Dafür lohnte es sogar. So etwas habe ich sogar schon gedacht. Da ist aber keine Zeit. Ich möchte ihr für einen Augenblick eine kleine Freude bereiten.“

Friedrich sagte, daß Otto Lossar beim Prinzen Ludwig Adjutant sei, und auf dessen Gut Schrick bei Magdeburg komme die Prinzessin zuweilen.

„Vielleicht läßt Dich der Prinz einmal ein, wenn Otto ihn bittet. Aber könntest Du sie denn sehen, ich meine, vermöchtest Du ihren Anblick zu ertragen?“

Karl nickte erschöpft.

„Würdest Du wirklich um ihretwillen zum Bonaparte gehen?“ fragte Friedrich. Karl lächelte verzerrt. „Ich täte es wohl schließlich nicht. Ich kann es nicht, und ich bekäme ja auch kein Königreich.“ Er knickte sein Haupt in seine Hände.

Friedrich streichelte ihn und versprach ihm tröstend seine Vermittlung. „Ich tue gewiß, was ich kann. Aber ich habe keine Entscheidung.“

„O, der Prinz ist nicht schwierig“, sagte Karl. „Wenigstens heißt es in Braunschweig so.“

„Du wirst sehen, du überwindest alles“, redete Friedrich zu. „Laß Dir Zeit. Aber so etwas ist doch auch schön. Du hast Dein Ideal. Alles wird noch gut. So etwas fliegt den Menschen an und vergeht wieder. Aber es war doch da, und Du wirst wieder ruhig in Deinem Herzen und lebst nun besser und liebst tiefer, die Menschheit und die Welt, besser als jemals zuvor.“

Er sagte staunend: „Wie merkwürdig. Lisma liebt Alexander Nienburg.“

Karl war zu tief verstrickt, um dem Seufzer und der Mitteilung Beachtung zu schenken. Er hörte sie nur gerade.

Friedrich saß noch lange bei ihm und Karl redete noch viel.

Die feurigen Herzen

Der Geheimrat Kannebier war gnädig. Er übernahm Karl zwar nicht nach Berlin, schickte ihn aber nach Magdeburg.

Da konnte er darüber nachdenken, wie viele Türme auch in Preußen einfallen mochten, bestand nur die Titulatur. Im stillen Sträßchen zur Elbe hinunter, wo er wohnte, trat er sich wehmütig auf seinen täglichen Wegen zur Amtsstube ein Pfädchen im bescheidenen Gras zwischen den Pflastersteinen zurecht und ärgerte sich, wenn es von anderen Wanderern gekreuzt oder von seiner sauberen Linie abgedrängt wurde. Er suchte nirgendwo Freundschaft und wurde von Tag zu Tag trauriger und hochmütiger. Am häufigsten war er immer noch mit dem Herrn Godwil von Godenau zusammen, der nun als Kriegsrat und als eine Hauptgeisteszierde in Magdeburg lebte und jetzt mit dreißig Jahren fast ebenso ausah, wie er vor zehn Jahren ausgesehen hatte und wie er mit sechzig auch noch aussehen würde: Mager, vertrocknet, faltig, zierlich und höchst elegant. Elegant mußte er schon sein, da ihm viel an Frauengunst lag und sich an und für sich kein Weib nach ihm umgesehen hätte.

Er und Karl waren in der verschlafenen Festungsstadt oft miteinander und stritten stets. Sie trieben Politik und Godenau hob ausführlich den dünnen Finger mit dem höchst zugespitzten Nagel und gab Weisheitspruch: „Preußen ist zu einer einwandfrei schönen Politik verurteilt, gemäß der gerechten Forderung der ganzen Welt. Denn dieses Preußen muß als das Herz der Welt angesehen werden, um seiner Mittellage in Europa willen. Wenn es Fehler macht, so erbebt

die Welt. Deshalb will ihm auch niemand seine Fehler verzeihen. Es macht aber immer Fehler. So ist es völlig verhaßt.“

Er sagte noch: „Für einen Engländer ist schon der Gedanke unerträglich, ein anderer möchte träumen, mit Recht seinen Fuß nach Australien oder China zu setzen. Ein Engländer ist in seiner Anmaßung unausstehlich aber erfolgreich. Der Herrschermäßige hat immer recht, und der Bankende und Bescheidene muß immer zertreten werden.“

„Aber wir sind doch auch da!“ rief Karl verzweifelt.

„Allerdings“, bestätigte Godenau. „Das ist auch der einzige Grund, warum wir berücksichtigt werden müssen.“

Wenn Karl im Ernst durch seine Versekung von seiner Abgötterei fortgewollt hatte, so verfuhr das Geschick hohnvoll mit ihm. Hier sah er seine Prinzessin öfters als in Braunschweig. Dorthin kam sie manchmal zu Besuch; hier war sie benachbart. Sie ritt in ihrer Herrlichkeit durch die Stadt, begleitet von einigen Herren und Damen; ihr langes Kleid wehte. Karl traf ihren Zug, und die Wunderschöne dankte seinem todblaffen Gruß freundlich ausführlich.

In Magdeburg ließen Mann und Weib die Arbeit im Stich, um dieses Frauenwesen an sich vorüberreiten zu sehen. Sie war nicht verheiratet, auch nicht verlobt. Es war auch nie die Rede von einer vielleicht bevorstehenden Annäherung. Ihr schlechtes Verhältnis zu ihrer Stiefmutter war stadtbekannt. „Das ist so eine“, sagte Karls Zimmerfrau ohne Wohlwollen für die erhabene Dame, „die hätte sich im Altertum kleine Kinder schlachten lassen, um sich in ihrem Blut zu baden.“ — „Was weiß Sie von einer derartigen hohen Frau!“ winkte Karl atemlos der scheußlichen Vorstellung ab, die zum Entsetzen gegen ihn andrängte. „Was untersteht Sie sich zu reden!“

Karl erhielt von der Mutter reichlich Geld. Er kaufte sich ein stolzes Reitpferd und lernte es regieren. Der Tag

kam, an dem er durch Otto Lossars Vermittlung wirklich nach dem Gute des Prinzen Louis, Schricke, eingeladen wurde.

Am einem Februarsonntag stieg er für den Besuch in den Sattel. Otto kam ihm halbwegs entgegengeritten, sagte aber kein Wort von der Prinzessin, ob sie kam, und Karl fürchtete sich zu fragen. Es kann ja niemals sein, daß ich sie durch Stunden nahe sehe und mit ihr sprechen darf!

Sie traten ins Herrenhaus von Schricke ein. Flügelspiel brauste großartig in den Flur hinaus. Otto öffnete ohne Umstände eine Tür. In einem hübschen Sälchen mit drei großen Fenstern saß der Prinz Louis musizierend vor einem Flügel und sein dicker Musikmeister Duffel vor einem anderen. Der Prinz war, in Unterhosen, Spizenhemd, weißen Schuhen und Strümpfen ganz in Weiß. Heiter nickte er den Ankömmlingen über den Flügel hinweg zu. Er schloß sein Musikstück mit einem triumphierenden Satz, sprang auf und begrüßte Karl mit Händeschütteln als einen Bekannten. Er bezog sich auf jenen Weihnachtsabend auf dem Schloß Biederich, an den er durch Otto erinnert sein mußte. Der Prinz war nun in seiner Erscheinung schwerer geworden, aber immer noch beweglich schlank. Mehr großer Herr in herrlicher Freiheit denn der apollinische Jüngling von einst. Er trug den runden Kopf. Die anderen Offiziere steckten meist noch ein Paradezöpfchen an den Rockkragen. Jede Freiheit wurde dem Prinzen vom heimatlichen Hof bitterlichst aufgerechnet.

Otto führte Karl in sein Zimmer. Zum Mittagessen erschien der Prinz nicht unter seinen Herren. Aber zur allergrößten Überraschung Karls saß der Herr Godwil von Godenau da in der Sofaede, lächelnd, leicht spöttisch winkend, als Karl ins Empfangszimmer trat. Er wurde vor Beschämung dunkelrot. Er hatte Godenau stets ausführlich von seinen Beziehungen und allen Hoffnungen in betreff des prinzlichen Hofes

erzählt. Daß vielleicht einmal eine Einladung kommen könne, daß sie gekommen sei, und nun reite er zum nächsten Sonntag hinüber. Er sei mit dem Adjutanten des Prinzen aus Jugendzeiten her befreundet. Er hatte von Budensfeld und vom Schloß Biederitz gesprochen. Godenau hörte immer überlegen zu und erwiderte nie ein Sterbenswörtchen des Inhalts, daß auch er dem prinzlichen Hof verbunden sei. Nun saß er da als ein vertrauter Gast.

Am Mittagessen nahmen nur Herren teil. Karl hatte seine Prinzessin jetzt auch noch gar nicht erwartet. Der dicke fröhliche gefräßige Musikmeister Duffek erzählte Musikerspäße. Auch welche aus der Umgebung des großen Königs. Daß der Hofkammermusiker Quanz immer mit tausend Listen verhindert habe, Friedrich Zugang zu Bach finden zu lassen, so daß er niemals nach einem Stück von Bach auf der Flöte blies, noch ein anderes Werk zur Aufführung befahl.

Hauptmann von Suchta war der andere Adjutant neben Otto. Ein stiller Herr mit trauervollem, gutem Gesicht, in dem dicke Augenbrauen die Augenhöhlen wie Vorsprünge beschatteten.

Unterm Herumreichen des Nachtlisches erschien endlich der Prinz selbst, jetzt elegant, straff, in goldstrahlender, troddelgeschmückter Uniform. Da kam er als eine göttliche kühne Führererscheinung. Er nahm zwischen Karl und Godenau Platz, griff in den Nüssekorb, knackte auf und reichte den Kern seinem Nachbarn dar. Er redete und scherzte, und es war, als würden graue Schleier von Wachsbildern weggenommen und sie waren nun Wesen von Fleisch und Blut. Ludwig redete sofort nur von Politik. Endlich, endlich seien die Nachrichten aus Paris hoffnungslos. Allerdings, ein preußisches Kabinett! Ein Kabinett dieser Lombard und Haugwitz! Immer Hintriecken und Schmutz aufstecken, von

den Stiefeln des Bonaparte weg, und so etwas heiße diesem Gelichter Politik, preußische Politik. „Dieser Bösewicht bietet uns jede Infamie. Warum auch nicht? Er hat ganz recht. Wir haben ja nur Hunderttausend in seiner Flanke. Meine Herren, Sie sind der Ansicht, also ein gewaltiges Heer? Meine Herren, o ja gewiß, gewaltig. Aber nur bei einem andern Volk. Doch wir sind nur Preußen. Sie meinen, deshalb zählt unser Heer doppelt? Lassen Sie sich durch die Lombard und Haugwi belehren. Wir haben einzustecken, wir, das kleine, armselige, demütige Preußen. So will es eine preußische Sittlichkeit. Seit Friedrich! Dieses Gesetz stamme von ihm? Wir sind anderer Meinung. Aber wir sind Tollkpfe, Irrsinnige, Verräter.“

„Man wendet mir als ein Beispiel ein“, fuhr er fort, „daß dieser Bonaparte dieses wundervolle Volk Osterreich immer wieder so rasch besiegt habe. In drei Wochen, so habe er im letzten Feldzug angesagt, sei er von Paris bis Wien. Er war binnen drei Wochen dort. Ich bin jetzt bei den Osterreichern zu Besuch gewesen. Ich lernte dieses herrliche Volk kennen und durfte seiner froh werden. Dieses Volk ist kraftvoll und großartig. Aber es hat keine Führer. Und ohne sie? Alles vermag des Erzherzogs Karl Weisheit und Stärke doch nicht allein auszuführen.“

„Bonaparte ist das böse Wesen an sich. Er hätte die ungeheure Macht, die Welt wirklich zu befrieden. Er hätte die Macht, die neue Ordnung heraufzufhren, die aus den Tiefen des Allseins um Gestalt, um Dasein, um Formendrfen unter den Völkern ringt. Er hat sein Amt verraten. Er ward der verderbte Tyrann. Er zerstt die Welt, aber er richtet keine neue auf. Doch unter ewig fortgesetztem Stoß formt auch die gestaltlose Masse den Widerstand, ja den Gegenteil. Uns muß nun Kampf zur Entbindung unserer Gre werden, wie es immer mit uns gewesen ist. Blumenkränze stehen

unsern preußischen Stirnen nicht. Wir schlingen Lorbeer um unsere Schwerter.“

Karl blickte auf Godenau. Ja, nun war sogar er sehr hübsch still.

Der Prinz wandte sich aufleuchtend seinem anderen Gegenstand zu, der Musik. Der Fürst von Lobkowitz habe ihm bei seinem österreichischen Besuch die sechste Beethovensche Symphonie aufführen lassen. Sie war bei ihrem ersten öffentlichen Erscheinen kurz vorher so gut wie unbeachtet geblieben. Der Prinz ließ sie sich bei jenem fürstlichen Hauskonzert sofort dreimal hintereinander spielen. Er erzählte, wandte sich zum Flügel auch hier in seiner Nähe um, spielte einige Takte, ging in neue über, setzte sich zurecht und spielte hingerissen. Die Männer saßen vor den Tellern, höflich ihrem Prinzen zugewandt. Karl war kein Kenner, aber es deuchte ihm, als schlage diese Musik, so gespielt, an die Tore des Lebens aller Zeiten.

Der Prinz brach ab, erhob sich. „Unmöglich, meine Herren. Ich spielte bis übermorgen. Meine Herren, auf heute Abend.“

Karl nahm Otto beim Arm. „Hierher, in dieses Haus, heute Abend soll die Prinzessin kommen?“

„Aber natürlich. Warum denn nicht? Sie kommt schon. Wir sind so harmlos.“ Er lachte. „Heute kommt sie. Zum Abendbrot. Du erlebst sie. Sei nur getroßt.“

Karl stand ratlos, biß an seiner Unterlippe.

„Du bist doch auf sie eingeladen“, verhiß Otto. „Wir halten Wort. Ist Dir etwa Angst? Sei froh, sie hat Mut.“

„Aber wie soll sie herkommen, unter welchem Vorwand?“

„Unter gar keinem“, lachte Otto. „Sie kommt einfach. Sie ist nicht einmal die einzige Dame.“ Er klopfte Karl auf die Schulter. „Sogar ihr Gesellschaftsdrachen kommt mit.“

„Wer denn?“

„Na, irgendein altes Weib“, sagte Otto verdrießlich.

„Bist Du verrückt?“ redete er seinem Freunde zu. „Willst Du sie bei einer Galafur anstaunen? Großer Aufzug auf dem Magdeburger Rathaus. Sie ist im ersten Saal und Du, wenn es hoch kommt, im dritten weiter. Die Frau Mama geruht sich zu erkundigen, ob diese bürgerlichen Herren am Ende auch schon mit Messer und Gabel äßen.“

„Weiß Prinz Alexander, ihr Bruder, daß sie hierher kommt?“

„Ach, der steht in Potsdam. Ist weit weg. Laß doch, es ist alles einerlei. Ihre Eltern wissen bestimmt nichts. Aber Du kannst auch sofort nach Magdeburg zurückreiten.“

Otto hatte Mitleid. „Ein Abend wie heute kommt Dir nicht so bald wieder. Was willst Du? Man unterhält sich und macht Musik. Weiter nichts. Wir tanzen wirklich nicht nackt um den Göhen Klamotschau. Du dürftest Dich immerhin durch eine solche Einladung ausgezeichnet fühlen. Deine Leidenschaft hat meinen guten Prinzen gerührt. Bist Du Tropf? Sei ein guter Junge, weiter verlangen wir nichts von Dir. Nur, daß Du munter bist und Dich gut bei uns unterhältst.“

Karl fragte, was für eine Rolle hier Godenau spiele.

„Ein trockener Phantast“, erwiderte Otto mürrisch. „Wird dereinst großer Herr unter Bonaparte.“

„Du meinst?“

Otto verfinsterte sich. „Was weiß ich? Aber wie es bei uns zugeht . . . diese Herren Tintenritter haben immer den einen Fuß beim Feind.“

„Ich nicht“, beteuerte Karl. Otto lachte.

Karl ging im Park spazieren, stand hinter den Hecken, um die Landstraße abzuspähen. Er kehrte in sein Zimmer zurück, saß im Sofa. Im Hause rührte sich jetzt kein Laut mehr. Schließlich konnte er nur eingeschlafen sein, als Lärm und unruhiger Fackelschein in die Schatten seines Zimmers

hereinbrachten. Er sprang ans Fenster. Aus einer großen Kutsche stiegen im Windlichterschein zwei verhüllte Damen. Die erste mußte die Prinzessin sein.

Er saß auf dem Sofa und beugte sich über eine Kapsel, die er unter seinem aufgerissenen Hemd hervorgerafft hatte. Sie enthielt eine trockene Rose. Das Herz schlug ihm wild. Er hob die Blume an seine Lippen, die Hände flogen ihm. Die Prinzessin hatte einmal, als sie im Braunschweiger Schloßpark an ihm vorüberschritt, die Blume vom Gürtel verloren. Ach, vielleicht doch nicht unabsichtlich!

Er lachte laut auf. Seines Herzens Fieber schlug um; ihm wurde kalt und gelassen. Er erhob sich, um sich aufs sorgfältigste anzuziehen. Achselzuckend sah er sich im Spiegel an. Was stellte er hier vor im Prinzenschloß? Im Schloß eines der glänzendsten Prinzen der Welt? Er zupfte sich Halsbinde und Stulpen zurecht, sah wieder in den Spiegel. Nun, es mochte angehen. Mehr war nicht da. Ach! Alles war gleichgültig.

Otto holte ihn ab. Karl fragte vor der Tür des Gesellschaftsaales: „Ist der Prinz jetzt auch da?“ — „Ja, sogar schon“, antwortete Otto, „und die Frauen.“ Diener schlugen die Eingangstür zurück. Karl trat ein. Seine Prinzessin war aber trotz aller Beteuerung noch immer nicht anwesend, wie er sofort schmerzlich und erleichtert feststellte. Eine unbekanntes junge Dame saß neben dem Prinzen. „Die Prinzessin kommt aber“, tröstete Otto. „Im Hause ist sie.“

Die Dame neben dem Prinzen sei die Madame Wiesel, erläuterte Otto. Karl hatte von dieser jetzigen Geliebten des Prinzen viel reden hören. Sie trug ein tief ausgeschnittenes Kleid aus weichem, himmelblauem Seidenstoff und stellte einen blendenden kinderweichen Körper zur Schau. Sie war, wie sie die Knie übereinanderschlug und sich vorbeugte, von schlangenhaft einschmeichelnden Bewegungen. Aber ihre

Stirn fielen dicke wirre blonde Locken fast bis in die Augen. Um ihren Mund lauerte der sinnlich triebhafte Zug. Sie hatte blitzende Diamantsterne in ihr Haar gesteckt und Perlen und Diamantenschnüre um den Hals und die Arme gewunden. Sie hatte aber nicht ganz saubere Hände. Schon jetzt sah sie überdrüssig aus. Auf Karl verwandte sie kaum einen Blick, als ihn der Prinz vorstellte: „Herr Köper, meine Liebe, ein guter Nachbar aus Magdeburg.“

Sie war die geschiedene Frau eines preußischen Kriegsrats.

Dann war Prinzessin Georgette eingetreten und Karl hatte ihr Kommen zuletzt doch nicht bemerkt. Eine verknüllte ältere Dame, die Gesellschafterin, folgte ihr nach.

Georgette trug über einem purpurfarbenen Seidenkleid einen Überwurf aus schwarzem, leicht goldgesticktem Tüll. Ein dunkelrosenfarbenes Band gürtete ihr Gewand unter der Brust hoch. Ihr dunkles Haar lag eng um ihren Kopf gescheitelt. Als Schmuck hatte sie einen breiten alten Ring angelegt und eine sehr lange, wundervolle Perlenkette, die, mehrfach um den Hals geschlungen, noch tief über den Gürtel hinabhing.

Von der stehenden begehrliehen Eitelkeit ihrer Kinderjahre war nichts mehr um sie; sie war jetzt gelassen, einsam und freundlich.

Erzählt wurde, daß ihre Freier, die ihr der Vater nach dem Duzend zuführte, auf ihre gelassene Gleichgültigkeit hin in der Regel auch gemütsruhig abschwenkten.

Mit Frau Wiesel begrüßte sie sich freundlich. Sie ließ sich Karl vorstellen, sprach aber weiter nicht mit ihm. Die Türen öffneten sich langsam. Vom Speisesaal her prangten die Tische voller Lichter, Blumen und Kristall, Silber. Der Prinz führte die Prinzessin; Frau Wiesel folgte mit Godenau. Drinnen an der Tafel saßen die beiden hauptsächlichsten Damen nebeneinander auf rotsamtnem Sofa an der Schmalseite

eines länglichen Tisches. Die Männer reiheten sich an der Längsseite hin, neben Frau Wiesel Prinz Ludwig, dann Otto, auf der anderen Seite Godenau und Karl. Das Essen wurde sehr schnell herumgereicht. Von Anfang an wurde als Wein nur Champagner gegeben. Die Gerichte waren vorzüglich zubereitet aber nicht zahlreich.

Die Unterhaltung blühte auf. Prinz Ludwig fragte Karl nach den Magdeburger Militär- und Amtsgrößen. Vom Festungsgouverneur, dem alten General Grafen von Kleist, sagte Ludwig: „O, ein verschnupftes Nashorn!“ Die Gesellschaft belustigte sich damit, Geschichte und eigene Bekanntheit nach ähnlichen Vergleichen abzufuchen. Der Königsaffe Voltaire sei dennoch so unendlich viel weniger als der schwere Riesenbär Klopstock, sagte der Prinz. Otto Lossar fragte: Sei der Bonaparte Adler oder Löwe?

„Keinesfalls“, wehrte der Prinz ab. „Nimmermehr. Irgendein gewaltiges, großes, glattes und starkes ausländisches Tier. Tiger ist er auch nicht. Ich halte ihn persönlich nicht für blutdürstig. Er hat nichts von der Rahe, trotz allem. Er ist ein mächtiger Geier; der amerikanische heißt, soviel ich weiß, Kondor. Vielleicht ist er aber das fabelhafte Einhorn. Zum Löwen oder Adler fehlt ihm die Phantasie. Der König war Adler und zuletzt auch so sehnig, struppig und mager wie solch ein alter. Aber doch immer noch Adler in Stoßkraft und Herrlichkeit.“

Karl dachte: Und was bist du? Ein zauberhaft schillernder Paradiesvogel? Wie wird ein solcher alt?

Die Gesellschaft blieb nach dem Essen vor den Obstschalen und Champagnergläsern sitzen. Die alte Gesellschafterin der Prinzessin setzte sich mit Duffek und dem Hauptmann von Tuchta zu einem Kartenspiel an einen Nebentisch.

Godenau unterhielt die Prinzessin wohlgeordnet von Dichtung. Da habe er einer ausgezeichneten Aufführung der Iphigenie in Berlin beigewohnt. Gewiß, ausgezeichnet.

Aber doch vor allem seien diese Stücke, insbesondere auch der Tasso, einer fürstlichen Liebhaberbühne auf den Leib geschrieben. Wie seien Berufsschauspieler da so hilflos. Karl hätte sich gern nach Lisma erkundigt. Hilflos an ihrer Kunst konnte er sie sich nicht vorstellen. Aber ihm fiel ein: Alexander Nienburg! und er wußte nicht, inwieweit vielleicht die Schwester unterrichtet war.

Prinz Ludwig an der anderen Seite des Tisches hielt die Hand seiner Geliebten. Sie beugte sich zu ihm, daß ihre Brust seinen Arm berührte, legte die Hand auf seine Schulter und klagte girrend: „Mich läßt Du wieder mutterseelenallein.“ Sie warf ihre Locken zurück und hatte eine schöne, runde Stirn, nur fielen die Haare bald wieder vor. Prinz Ludwig sprach vom Kriege. Sie lächelte schmachmend. „Ihr Männer könnt davonrennen. Aber wir haben die Sehnsuchts Hände.“ Er verhieß, ihr Rosen und Lorbeerketten auf den Gipfeln des preußischen Ruhmes zu pflücken und zu Kränzen zu winden. Geistreicher war er außerhalb ihrer Gegenwart. Sie hörte, den Arm immer an seine Brust gelehnt, die Hand mit seinen Achselstücken spielend, zerstreut dem Gespräch der anderen zu. Sie ließ ihren Geliebten los, stützte ihr Kinn in beide Hände und die Ellbogen auf den Tisch und sagte: „Meistens ist mich alles Redenhalten so trostlos.“ Auch sie vereinfachte sich jede Grammatik. Sie sagte laut: „Ich möchte mich am liebsten oft ins letzte Mauselloch verkriechen. Was kann sich die Prinzessin für den Tasso interessieren? Mich schauert immer eiskalt vor dieses unglückselige Stück. Da ist doch alles immer an den trübsten Hochmut rein aufgeopfert, und die Leute betrinken sich mit Redenhalten. Das ist ein Gifftrost. Da kann sich keiner wundern, wenn sie zuletzt alle verrückt werden.“

Sie warf sich zurück. „Es gibt nur eins. Manchmal zieh ich mich dicke an und gehe auf die Straße und stehe an

die Ecken zu die Wurstjungen und zu meine alte Kuchenfrauen hin. Da ist mir wohl.“ Sie lächelte den Prinzen an. „Als dein kleiner Bedientenjunge will ich diesmal mit in den Krieg.“

„Liebste, da wird mit Kanonen geschossen“, scherzte er. Sie schüttelte gereizt den Kopf. „Krieg ist schauderhaft. Ich mache mich nichts aus Krieg. Aber ich soll warten und meinen Kopf in die Hände drücken. Aber Du denke daran, daß ich nicht warten kann.“

Auf der anderen Tischseite, neben der Prinzessin, ward von Schönheit geredet. Georgette sagte: „Schönheit? Welcher Art? Reiz? Also Schönheit in der Bewegung? Sie lasse ich gelten.“ Sie wies mit unmerklichem Wink auf die Wiesel hin. „Andere Schönheit, die der Form? Ja, könnte man sie auswechseln! Ich habe einmal gehört“ — sie ward lebhafter — „daß überhaupt nicht festzustellen ist, ob eine so berühmte Schönheit wie die Königin Maria Stuart blonde oder schwarze Haare gehabt hat. Ebenso viele Zeugen aus ihrer Nähe schwören auf die blonden wie auf die schwarzen. Welche Unbefangenheit der Zeit! Man legte zu der Toilette die Haarfarbe an. Niemand wußte, würde die Königin geruhen, heute blond oder schwarz zu erscheinen. Jetzt, bei uns? Nicht einmal pudern dürfen wir unsere armen Haare mehr. Uns bleibt keine andere Zuflucht, als heute das rosa und morgen das gelbe Kleid, und ob wir unsere Haare aus dem Gesicht nehmen oder in die Stirn fallen lassen.“

Karl betäubte dieses Reden über ihre Schönheit. Sie sagte seufzend noch: „Heute sind keine Neuigkeiten mehr zu erleben; aller Eindruck ist schon hundertfältig für uns ausgeprobt und dargestellt. Zuletzt aber ist es ungefähr dasselbe, ob jemand Fremdes unsere Schönheit hätte oder wir selbst. Man ist gleichgültig und entwertet und nur eine Hülse für

eine Bestimmung; alles wird nur zur Pflicht. Wir sind auseinandergespalten. Unsere Seele verweist.“

Sie hob den Kopf: „Wenn ich heute die Blattern bekomme, so lasse ich mich gewiß nicht nach dem Heilverfahren des englischen Doktors impfen, das so unfehlbar sein soll. Nein, ich will daran sterben, oder, wenn ich nachher zerstört mit einer Haut voll Erbslöcher herumlaufe, so will ich jubilieren. Dann muß meine Seele leben.“

Sie wandte sich plötzlich an Karl, und es war wirklich, als rede ihn der Schönheit Göttin an. „Sie denken, mein Herr Körper, nicht wahr, was redet diese da von Wechsel und von Armut und gegen alle Schönheit, und warum sich pußen? Und Unscheinbarkeit lasse sich auch mit viel weniger abscheulichen Mitteln als nur mit den Blattern erreichen. Aber, guter Freund“, sie legte ihre wunderbare Hand leicht auf seine, — „so etwas ist dennoch unmöglich. Wir sind in unseres Daseins Fessel hineingeboren und nur Unentrinnbarkeit kann die Natur auswechseln. Ich werde die meine psalmensingend empfangen.“

Karl dachte immer, solches Reden müsse ihn durchaus ernüchtern. Aber er sog dieses Frauenwesen trunken in sich hinein: „Sprich zu mir! Sprich zu mir!“

Der Prinz stand auf und hielt sein Glas hoch: „Großer Gott von Preußen, nimm dich deiner Kinder freundlich an in diesem heilig notwendigen Krieg!“ Er drückte Ottos Hand: „Ich weiß, Du bringst mir Deine Treue. Es könnte sein, die Götter rufen auch Opfer. Wer tritt zwischen sie? Treue verläßt Preußen nicht.“ Er trank sein Glas hastig leer und rief, es in die Luft werfend: „Gott und Preußen!“ Alle Männer erhoben sich und mußten das gleiche tun. Auch die Frauen standen auf. Der Prinz ließ die Tische wegrücken. Er lag vor der Wiesel auf den Knien, drückte sein Haupt in ihren Schoß, umfing sie in Verzückung. Er hielt ihren Arm

und küßte ihn immerfort. Sie lachte kurz abgebrochen, vom vielen Wein betört. Sie faßte ihn fest an der Schulter, um ihn zu rütteln: „Du! Du! Untun möchte ich Dich etwas ganz Herzensgrunds schlechtes! Sag doch nur, was ärgert Dich?“

Er lächelte selig und listig. „Mein Herzensstern liebt meine Musik nicht“, raunte er. Da fuhr sie funkelnd auf und stieß ihn fort: „Alle Deine Klavierschläge ich am liebsten mit's Beil entzwei.“ Sie sprang auf, stand auf dem Teppich, sich redend und wiegend, drehend. „Du kannst spielen. Ich werde tanzen.“ Sie winkte ihm verschlagen über ihre Schulter hin. Er kam zu ihr, sie umfassend. „Zum Tanzen reicht es am Ende nicht mehr, meine Liebste.“ Sie schluchzte auf und er führte sie zum Sofa, halb tragend.

Die Prinzessin fragte Karl, wie es ihm in Magdeburg gefalle. „Woher sind Durchlaucht unterrichtet?“ „Ich hörte von Ihrem Übertritt aus dem Braunschweigischen.“

Karl redete: „Bricht Krieg aus, so ist da für einen Preußen, einen Untertan, der große, gewaltige Kummer, daß er nicht mitziehen darf. Im Gegensatz zu Frankreich, das jeden Bürger fordert. Aber mich verstößt mein Vaterland.“

Georgette lehnte sich, die Arme weit ausbreitend, zurück und sagte schwärmend: „Auch ich träume, — wäre ich ein Mann, es gelüstete mich auch nach Lat. Wir Frauen sollen pflanzenhaft sein: was alles wird uns nicht vorgeschrieben. Sehen Sie die Bäume als Sinnbilder der Sehnsucht. Sie reden gebannt die Arme in den Himmel. Betend oder anfliegend?“

Die Wiesel lag eingekauert auf dem Sofa im tiefen Schlaf. Ludwig saß doch vor dem Klavier, um zu spielen, leise, tropfende Schlaflieder. Er ging bald zu stärkeren Melodien hin.

„Die Erde wankt unter uns“, sagte Karl zur Prinzessin. „Die Völker Europas wälzen sich in unauslöschlichem Haß

gegeneinander an. Wird die Welt zer schlagen? Ist alles zu Ende oder gebiert sich neues Geschlecht? O, ich habe kein langes Leben. Ich will nur zu Ende bringen, was mein Gefühl sagt. Aber der neuen Weltengeburt sind meine Kräfte nicht zubestimmt. Ich kann nicht leben außer in meiner Erregung. Nun bin ich in Magdeburg und verseehe mein Amt. Doch Ungeheures bereitet sich vor. Ich will mich hineinstürzen. Alle Gewalt soll mich mitschleudern. Aber wenn ich hineingeworfen werde, so falle ich nieder auf die kahle Felswand oder auf die blumige Wiese als ein nackter Leichnam, und so will ich es auch zufrieden sein.“

Die Prinzessin verstand, daß er seiner Leidenschaft sein ganzes Leben anbot. „Wir sehen uns bald wieder“, sagte sie freundlich.

„Wo?“ Er starrte auf sie.

Sie lächelte ihn bezaubernd an. „Ich weiß nicht. Aber bald.“

Der Prinz spielte rauschend Klavier und spielte seine Schicksalsbitten für sein Vaterland.

Der falsche Sieg

Stille, Stille im Sommer 1806. Da war es Karl oft, als höre er das Gras zwischen seinen Pflastersteinen wachsen. Schwerer Himmel lastete seufzend. Aber die Welt bereitete schlimmes Wunder und Untergang vor.

Im Herbst 1806 entbrannte der Krieg zwischen Napoleon und Preußen. Die preußische Regierung hatte sehr viel eingestekt. Die preußische Regierung war nicht kriegslüftern gewesen. Napoleon wollte diesen Krieg. Die preußischen Offiziere glaubten übermütig und siegesfroh. Die Welt im Umkreis sonst betrachtete das aufziehende Schauspiel gemütsruhig. Zäh würden diese preußischen Gegner zu allem Ende für den Napoleon sein. Allerdings lasen in Preußen und in Europa sonst nur ganz wenige Leute Zeitung. Alles war nur Gerücht, Gespinnst, über die ganze Welt.

Anfang Oktober wälzte sich der Heerwurm des bevorstehenden Krieges auf. Das preußische Heer, mit dem sächsischen verbündet, wälzte sich vorwärts, schob sich, reckte Lagen. Anfang Oktober zog es durch die Festungsstadt Magdeburg hindurch. So sehr ernst nahmen die Magdeburger diesen Krieg nicht. Irgendwo würde er da in der Ferne geschlagen werden. Der Napoleon würde da bei einer ganz anderen Stadt und in einer ganz anderen Gegend aufs Haupt getrommelt erhalten. Aber der Durchzug weckte doch die schlafende Landschaft auf. Magdeburg war preußische Festung ersten Ranges; nur merkte in Friedenszeiten kaum ein Mensch von so kriegerischer Wichtigkeit. Jetzt öffneten sich die Tore und Soldaten marschierten ein. Regimenter. Corps. Armeen. Sie kamen mit Kanonen, Troßwagen

und endlos viel anderem sehr merkwürdigem Zubehör. Ganz Magdeburg geriet in aufgeregte Tätigkeit, kochte, wusch, buk, regte sich auf. Endlich gehörte der Krieg jedermann.

Endlich konnte auch Karl seine Grashälmschen nicht mehr pflegen. Er hatte mit der Quartierverteilung zu tun. Keine Kleinigkeiten, denn der Wirrwarr war unbeschreiblich.

Karl kam abends erschöpft nach Hause und fand Friedrich von Haffelde in seiner Stube vor, schlafend auf seinem Bett. Bei Karls Eintritt richtete er sich aus schwerer Müdigkeit auf. Er war mit seinem Burschen und zwei Pferden als einzelner Offizier zum großen Hauptquartier unterwegs. Ungewöhnliche Auszeichnung und alles ganz plötzlich gekommen. So erzählte er hastig und wollte auf die Straße, um nach seinem Bruder Erich zu sehen, der als Leutnant in der brandenburgischen Stadt Neuenfeld in Garnison lag und bei diesem Durchzug heute hier sein konnte. Die Freunde gingen hinaus ins Getümmel der späten Nacht. Fackeln an allen Ecken und Plätzen, Rassen, Loben, rohes Schimpfen, Anschreien, heiseres Gebrüll. Kanonen, Paß- und Proßwagen, Offizierskutschken, alles durcheinander geschleudert. Offene Feuer an allen Ecken und Plätzen. Überall Schlägereien um die Brot- und Branntweinwagen. Überall wüßt erregte oder totmüde hingefackte Menschen. Die Bürgersteige entlang lagen schlafende, toterschöpfte Soldaten auf den bloßen Steinen ohne Zudeck, Zelte oder Stroh. Offiziere ließen sich nirgends sehen. Karl beteuerte unwirsch: „Wir sind schon froh, wenn uns die Stadt nicht abbrennt.“ In diesem Unwesen Erich zu finden, war kein Gedanke. Die Nacht war nun, zu Anfang Oktober, frischkalt.

Die Freunde retteten sich endlich vor dem fürchterlichsten Gefnäucl in die Nähe der Probstei. Lärm und Wirrwarr wurden hier zur Sage. Nur Brausen schwoll aus den vertribelnten Straßen herüber; der Himmel hing rötlich-nebelig

von den Lagerfeuern. Karl eröffnete sein bekümmertes Herz. Dummer Widerspruch, Müsterei und hoffnungsloses Gemenge in der ganzen Quartiersache. Er hatte Zettel gegeben und alle Einteilung sorgfältig hergerichtet. Die Soldaten kamen zurück. Vor welches Haus sie auch gerückt seien, da war alles immer schon überbesetzt. Und die Häuser seien zugerrammelt und die Stettiner und Sachsen oder die Perleberger schimpften aus den Fenstern hinaus, sie seien auch mit Zetteln da und drohten. Auf der Kommandantur, auf der Probstei waren wild durcheinander Zettel verteilt worden, einfach nur, um Zettel auszustreuen. Die Soldaten, die in ihrer Todmüdigkeit genug hatten und auch mit Gewalt nicht mehr unter Dach kommen konnten, warfen sich auf die kalte Erde und auf die Steine hin und wollten nur schlafen, und sogar Essen war ihnen gleichgültig geworden. Andere zerschlugen die Brot- und die Branntweinwagen. Die Soldaten aber hatten alle keine Mäntel, sondern nur in die Montur eingenähte Scheinwesten und höchst unbequeme enge Hosen und Röckchen. Seit dem Ausmarsch aber hatten sie noch kein Dach über den Kopf bekommen, sondern hatten immer im Freien genächtigt.

Karl und Friedrich gingen langsam vor der Probstei hin und her. Da rief jemand aus einem Fenster Friedrich an, Prinz Alexander Nienburg, der hier als Ehrengast hochansehnlich untergebracht worden war. Auf seine Bitte traten die Freunde zu ihm ein. Alexander hatte sich als ein höchst schöner und liebenswürdiger Mensch herausgewachsen. Er kam aus seiner Garnison Potsdam. In seinem Zimmer prangten überall Blumensträuße, die, wie er erzählte, seine Mutter und seine Schwestern Georgette und Sophie am Nachmittag hereingebracht hatten. Er konnte nicht mehr nach Biederitz hinüberreiten. Sein Vater war als preußischer General schon mit seinem Heeresteil voran.

Vor allem erkundigte sich Alexander nach Friedrichs plötzlicher Einberufung ins Hauptquartier. Er erzählte lebhaft freudig; Scharnhorst stand er persönlich sehr nahe. Karl erlaubte sich, an die Begegnung vor fast zehn Jahren auf Schloß Biederitz zu erinnern. „Aber natürlich“, sagte Alexander, „das weiß ich alles noch sehr genau. Und nun sind auch Sie preußisch geworden.“

Über Karl hauste der Gedanke, daß dieser schöne Mensch seiner Abgöttin Bruder war. Derselbe Mutterleib hatte sie getragen und derselbe Mensch hatte sie gezeugt. Er liebte diesen feinen und milden Jüngling, und der wilde Wunsch brannte in ihm auf, daß er mit ihm ziehen und ihn beschützen müsse, um ihm untertänig und vielleicht sogar kameradschaftlich zu werden. Aber er konnte nicht mitziehen; er war von Kriegsdienst und Heeresfolge ausgeschlossen. Preußen hatte nur adlige Offiziere in seinem ausschließlichen Werbeheer.

Sie blieben ein ganzes Weilchen bei Alexander. Karl trank die Atmosphäre von der noch kaum abgeströmten nachmittägigen Gegenwart Georgettes in sich. Sie mußte da oder dort gestanden haben, vielleicht in jener Fensternische, gewiß unter jener Tür; am selben Tisch hatte sie gegessen. Er aber konnte nicht einmal die Blumen mitnehmen, die sie gebracht hatte und die Alexander hier zurücklassen mußte, und ein hart Gleichgültiger warf sie fort.

Alexander war aber des preußischen Endsieges gewiß. Karl hörte zu und sagte sich, daß er von Kriegsdingen ganz sicher nichts verstand. Was Alexander in seinen Erzählungen vorbrachte, bedrückte nur hoffnungslos sein Herz. Alexander erzählte vom fürchterlichsten Durcheinander des preußischen Aufmarsches. Kein Mensch wisse überhaupt wohin, ob nach Thüringen oder in den Harz oder in das französische besetzte Gebiet nach Nordfranken? Hoffentlich wisse es wenigstens die Heeresleitung. Als sicher erscheine es nicht. Die preußische

Garde hatte sich mit den heranziehenden verbündeten Sachsen beinahe einen ganzen Tag hindurch zu entsetzlichstem Anäuel und Wirrwarr und zu Haß und jedem Ekel gekreuzt.

„Warum müssen nur alle diese Soldaten fortwährend hungern?“ fragte endlich Karl. „Alle Soldaten, die um Quartier kamen und überhaupt alle, die einmarschierten, alle diese verzweifelten Massen, waren immer vor Hunger ganz erschöpft. Auch, weil sie unterwegs immer kampiert hatten. Jetzt im Oktober. Dabei haben sie alle keine Mäntel. Auch keine Westen, sondern immer nur die dünne Montur. Es ist recht bequem, sich auf dem Kriegsschachbrett Soldaten wie Holzbauern oder wie Zauberbesen auszudenken, die sich willenlos und ohne menschliche Notwendigkeiten hantieren und hin- und herschieben lassen. Man sagt zu ihnen: Heute bist du in Potsdam und morgen in Gollzow und übermorgen in Magdeburg, und was du dir dabei denkst und ob du Hunger hast oder müde bist oder sonst toterschöpft, das ist alles ganz einerlei. Aber ich fürchte, auf diese Art geht es nicht sehr lange, und die Soldaten haben schon vom Anbeginn keine Lust.“

„Ja, die Franzosen requirieren einfach und haben alles“, sagte Friedrich. „Aber die sind auch in Feindesland.“

„Oder bei ihren Verbündeten, jedenfalls nur in Deutschland“, sagte Alexander. „Das ist billig für sie.“

„Aber es geht gegen Napoleon und seine satten Soldaten!“ rief Karl.

Alexander sprach tröstend zu. Jede Niederlage müsse den Kaiser Napoleon vernichtend treffen. „Eine einzige verlorene Schlacht hier mitten in deutschen Ländern schneidet ihn von allen seinen Verbindungen sofort ab. Seine Herrschaft ist ein Turm, nur flach auf die bloße Erde hingesezt ohne Grundgewölbe oder Kellergeschoß. Mit einem Schlage mag er umgeweht werden. Napoleon ist als ein herzloser und unführender Nurrechner und Blutsauger auch in Frankreich

längst verhaßt, und die Tatsache wird niemals still, daß er kein gebürtiger Franzose ist. Er hat auch sein Geburtsdatum gefälscht, denn er ist schon im Februar 68 geboren, als Korsika noch nicht zu Frankreich gehörte, aber nun gibt er August 69 an. Da wäre er schon als ein französischer Untertan geboren worden.“

Der Prinz mußte mit dem frühesten fort. Sie verließen ihn. Friedrich sprach erregt von Lisma. Dieser Feldzug solle seinem Leben ein Prüfstein werden. „Ich will Lisma als meine holde, angebetete Schwester lieben, sollte es mir beschieden sein, zurückzukehren. Sie hat Schmerz und Gram genug, um sehr viel Treue und Trost nötig zu haben. Ich will sie nie mehr mit meinen Wünschen und mit meiner Unruhe plagen. Alexander ist anbetungswürdig, aber was kann er ihr anderes bringen, denn nur bitteres Herzweh in aller Liebe? Ich will still sein und ihr als Bruder helfen, und der Krieg muß meine Seele reinigen.“

Er sagte von Scharnhorst an: „Du kennst seinen Namen wohl nur durch mich. Warte ein Weilchen; bald kennst Du ihn zusammen mit der ganzen Welt. Wir hoffen alle, auch Alexander legte Zeugnis ab, Napoleon doch noch würdig zu begegnen. Glaubst Du, ich zittre um unsre Torheiten und Wankelmütigkeiten, um unsren Unverstand und unsere Jankfucht nicht? Von unserm Regiment haben sich mehrere Offiziere Klaviere ins Feld mitgenommen. Wollen sie im Regen und in der Kälte unterm freien Himmel spielen? Die Wagen sind voller Hühnerkörbe geladen. Die brauchen doch Futter, und die Soldaten haben nicht einmal einen Bissen Brot. Unterwegs beim Mittagessen, als ich einkehrte, rühmte sich ein dicker Major von den Torgauern, — er sah allerdings vollgefressen aus, daß er nichts mehr nötig hatte, — aber seine Kerls hätten drei Stunden lang am Morgen nüchtern in einem Rohfeld gehalten, und als sie aufbrachen,

war nicht ein Blatt gekränkt. Dabei hätten sie am Tage vorher nur Zwieback aus dem Kanzen geknabbert, und der Zwieback soll die Ration nur für den äußersten Notfall sein. Es ist unbeschreiblich, was ich auf dem Herweg gesehen habe. Die Offiziere rauchten miteinander, weil der eine noch fuchteln wollte und der andere dagegen aufstand. „An die Kanonen kann ich meine Kerls doch nicht heranprügeln!“ — „Die Kerls werden geprügelt und sind geprügelt worden, und anders geht es nicht“, schrie der andere. — „Ich prügele nicht mal meinen Hund! Es liegt nur an der Nichtsnutzigkeit der Offiziere! Und nur deshalb wird der Mann wie ein Stück Vieh behandelt! — Herr! Nichtswürdig! Herr!“ Andre mußten dazwischen fahren und Ruhe stiften, und sie murrten und setzten die Hute in die Stirnen und schossen schräge Wutblicke zueinander hin, immer die Faust am Degen, und hätten zehntausendmal lieber einander als dem Feind den Degen in die Rippen gestoßen; so hakten sie sich. Scharnhorst will natürlich nicht, daß gefuchtelt wird, auf keinen Fall, und ich bin dagegen und lasse es nicht zu. Scharnhorst hat mit dem preußischen Heer ganz andere Dinge vor. Ich kenne ja die großen Feldherren, die wir sonst haben, nicht, Rüdchel und Kalkreuth und vor allem den Herzog von Braunschweig. Aber Scharnhorst ist meine hohe Zuversicht gegen Napoleon und wird als unser Heeresstern leuchten, und wir werden Napoleon mit seinen Gedanken besiegen. Er kann besiegt werden durch Scharnhorst, zuletzt, und ich weiß es unumstößlich in meinem Herzen.“

Friedrich hatte keine persönliche Berührung mit Scharnhorst gehabt. Er hatte nur die Vorlesungen in der Kriegsakademie gehört. Im Angesicht des unvermeidlich heran nahenden Krieges warf er seine Ansichten über einen Aufmarsch zu Papier. Endlich wagte er in der Fülle seines Herzens, die Arbeit bei Scharnhorst einzureichen. „Dann habe ich

nur noch mit Angst und Scham gelebt. Wie nahm er meine Pläne auf? Die Zeit ging, kein Zeichen, keine Antwort. Da hoffte ich, Scharnhorst vergaß mein Gestammel, oder er war überhaupt nie dazu gekommen, es selbst zu lesen. Er zog in den Feldzug aus, und von nichts weiter war mehr die Rede. Und nun bekomme ich plötzlich die Einberufung. Freund, Bruder“, sagte Friedrich, „ich gestehe mein Wünschen. Ja, ich möchte den Feldzug überleben und wiederkehren, zur Reifung unseres Sieges.“

Karl erschraf. Und wenn er in die Schlacht geht, um zu fallen? Die Guten, Schönen fallen immer. Er und ihr Bruder werden fallen. Damit mein Herz zertreten wird.

Friedrich erzählte von den grausamen Intrigen um Scharnhorst. „Schon, weil er kein Preuße, sondern ein Hannoveraner ist. Vom Geist der frechen Auffässigkeit unter unserm Offizierkorps kannst Du Dir keine Vorstellung machen. Diese Menschen beschämt nichts. Erinnerst Du Dich, wie in Berlin der Kaspar Lutz ins Kaffeehaus kam, um durchs ganze Haus auf die Regierung zu schimpfen und auf den König wegen des Bundes in Schönbrunn? Jetzt ist an der Reihe, den König gegen Scharnhorst aufzuhezen. So gut wie alle Offiziere in der königlichen Umgebung sind gegen ihn. Sie denken auch gar nicht daran, ihre Meinung irgendwie abzdämpfen. Es geht vor allem, weil er bürgerlich geboren ist. Da sind die Köckeritz und die Zastrows und zu allererst Kalkreuth. Und Friedrich habe nie andere denn adlige Offiziere dulden wollen. Aber Scharnhorst ist von einem andern Gestirn und geht still seine Bahn ohne Selbstigkeit. Er kennt nur unsre, die allgemeine Sache. Doch er läßt sich auch nicht abweisen und aus der Bahn bringen, auch vom König nicht, und wenn der König die richtige Meinung nicht anerkennen will, so kommt Scharnhorst immer wieder mit derselben Sache, bis der König eingesehen hat, nur Scharnhorst

hat recht. Seine Seele kennt keine Creiferung. Dabei muß er alles bei uns ändern wollen, und alles müßte sogar schnellstens geändert werden. Aber bei den unzähligen Widerständen und der Unentschlossenheit des Königs muß einem oft angst und bange werden, denn welche kostbare Kraft tropft da nur weg, nur um immer diese zähen klebrigen Widerstände aufzulösen. Glaube mir, bei uns ist alles gänzlich veraltet, Exerzierreglement und Soldatenbehandlung und Offiziersausbildung. Die ganze Bewaffnung, Artillerie, das Fußvolk, alles. Und Scharnhorst sieht alles und weiß, was geschehen muß, wie es für uns Deutsche paßt, und er denkt nicht daran, die Franzosen nachahmen zu wollen. Damit türmt er sich den Wall der Gegnerschaften auf. Aber wenn er einst sein Werk vollendet hat, dann wird Preußen verjüngt sein. Dann widersteht es der Welt.“

Friedrich mußte noch vor der Dämmerung abreiten.

Das Heer zog aus Magdeburg heraus. Fast mit einem Schlage wurde es in der Festung wieder ganz still. Alles Kriegswesen versank wieder in Sage. Magdeburg vergaß es und wollte seinen Jahrmarkt haben. Er wurde in diesem Oktober nur lebhafter, weil die Landleute mit Wagenzügen voller Säcke mit Mehl, Bohnen und Erbsen, mit Ladungen von Rauchfleisch, von Speck heranrollten, um alle niedergegessenen Vorräte in der Festung zu ergänzen. Und jedermann wollte von den Quartierabenteuern hören.

Karl war am großen Jahrmarkts Sonntag zum Hauptpastor Zähniße am Dom eingeladen. Da saßen die älteren Herrschaften in der großen Vorderstube überm Domplatz; die jungen Leute aber hatten sich, bei wieder mildestem Herbstwetter, noch in der Gartenlaube zusammengefunden. Karl redete vom Kriegswesen und verkündete jubilierend festen Glauben an großen, preußischen Sieg, zu dem er sich nun auch durchgerungen hatte. Aber Emil Schnabel, der

eifrige, häßliche Ratschreiber, hielt den Gegensatz. Was denn überhaupt aus einem so waghalsigen Kriegsunternehmen eines so kleinen und armen Staates gegen die Allmacht des Kaisers Napoleon und gegen sein allsiegendes französisches Imperatorenreich werden sollte! Frankreich allein habe schon doppelt so viele Einwohner als das ganze Deutschland von Osten zum Westen und von Süd nach Nord. Außerdem seien aber noch alle süddeutschen Staaten auf die andere, die französische Seite hinübergesprengt. Preußen aber stehe gänzlich verlassen und verarmt und mutterseelenallein auf diesem wilden Kriegstheater.

Karl bezwang kaum Ungeduld vor diesem Zahlenwesen, fand den Menschen höchst widerwärtig und fertigte ihn ab. „Mein Herr Ratschreiber. Mit den Kriegen ist es immer so gewesen, daß zuletzt Gesinnung und Sittlichkeit entscheiden. Und diese Tugenden möchten doch wohl auf der preußischen Seite sein.“

Da redete die älteste Tochter des Hauses, Rätchen, die bis jetzt in sich gefehrt an einer feinen Nektiderei gefessen hatte. Rätchen war groß und schlank gebaut, hielt sich ein wenig vornübergebeugt. Eine große Nase sprang ihr streng aus dem feinen Antlitz vor. Ihr zarter Kopf trug aber die erstaunlichste Fülle schweren aschblonden Gelocks, in dicken Zöpfen um das Haupt gelegt. Nun ließ sie ihre Arbeit sinken, richtete sich auf und sagte dunkel errötend, furchtsam und entschlossen: „Niemand darf über Krieg als über etwas Glorreiches reden. Nein. Sondern Krieg ist immer die große Sünde an sich und wider jedes Christengebot. Aller Krieg ist nie anders als immer nur grundschlecht, und ebenso sind alle, die ihn ausüben, ja auch nur verteidigen, nichts wie gottlos und deshalb schon im voraus verdammt.“

Sie atmete tief, sah immer nur auf Karl. „Gottes Sohn ist ausdrücklich in die Welt gekommen, um Frieden zu stiften.

Aber so ist es geworden: Die seinen Namen mit den Lippen bekennen, sind heute schlimmer als jemals Heiden auf der Welt gewesen sind.“

Ihre Schwester Gustchen rief aus: „So willst Du wohl, daß uns die Franzosen über den Hals kommen!“

Gustchens Verehrer, der Hilfsprediger August Magnus, sagte, Gott habe dem Menschen auch das Schwert in die Hand gegeben. Gustchen rief: „Du denkst nicht im geringsten an Magdeburg!“ und setzte hinzu, daß Magdeburg im Dreißigjährigen Kriege überhaupt nur durch tückischen Verrat gefallen sei.

Karl sank aus Wolken. Er hatte immer gemeint, das Rätchen liebe ihn insgeheim, ja, und ein Drakel sei er für sie. Er antwortete verwirrt: „Alle Kriegslustigen und Kriegsteilnehmer können nicht aus dem Gnadenhimmel und aus der Seligkeit verdammt sein. Sonst müßte ja der Himmel nur ein gähnendes Loch sein und im übrigen fast nur Weiber darinnen. Und ob Gott solch ein Zustand fast nur gänzlich mit Weibern recht wäre, muß ich bezweifeln. Er wird unter keinen Umständen daran denken, die Männer, die ihr Leben hingegeben haben, um mit dem Schwert in der Hand gegen die Bosheit der gottlosen Welt und für ihr Vaterland zu kämpfen, aus seinem Paradies und von der Glückseligkeit seines Antlitzes auszuschließen.“

Rätchen antwortete immer furchtsam und todesentschlossen: „Einmal sind jüdische Krieger am Sabbath von ihren Feinden angegriffen worden. So steht es bei den Makkabäern. Aber weil sie am Sabbath nicht das Schwert aufheben durften, so sind alle niedergemetzelt worden, und nicht ein einziger entrannt.“

„Das ist entsetzlich“, entgegnete Karl, „und ein Beispiel gegen Sie, Jungfer Rätchen. Erhabner Himmel, was nützte denn ihrem Volk dieses fürchterliche, törichte Hinopfern?“

Gerade ihre vermessene Torheit gab ihr Volk an seine Feinde preis, an die Feinde seines Heiltums, und die Religion ihres Volkes konnte nur zertreten werden.“

„O nein, sie hat gesiegt“, antwortete sie.

„Ja. Aber durch sehr andere Mittel“, entgegnete er.

„Nur aus einem Volk mit solchem Gottesgehorsam konnte Christus kommen“, sagte sie. „Und seine Lehre steht erst im Anfang.“

Sie wurde dunkelrot und sagte mit großer Anstrengung: „Die Kleinen und Niedrigen und Leidbeladenen haben immer den Krieg zu bezahlen, und alles wird ihnen weggenommen. Was haben sie nachher, sogar wenn alles gut ausgeht? Wenn wirklich der Sieg, wie es heißt, erfochten wird? Nur die leeren Hände und den Jammer und ein verzweifelttes Leben und ein verlassenes Alter. Ihre Kinder sind ermordet und ihre Häuser verbrannt, und ihre Seelen müssen an Gottes Liebe und an seiner Barmherzigkeit zweifeln.“

„Laßt sie alles hinopfern“, rief Karl. „Alles. Nachkommen und Hab und Gut, alles. Opfer macht frei. Ein Volk wird nur durch Opfer groß und stark.“ Er rief laut: „Drängt nicht jede heilige Seele zum Opfer hin? Ist denn nicht in jede Seele zu tiefst eingebrannt: Das Leben ist der Güter höchstes nicht?“

Er zitterte: „Gott hat uns böse geschaffen und doch auch gut. Nun wollen die Seelen zu ihrer großen Tat hin als zu ihrer Rettung. Ob der Vaterlandskrieg ausgehalten wird und wer ihm unterliegt, das ist die Probe auf alles Edle und auf jede Schmach und jeden Verrat.“

Die anderen redeten Rätchen eindringlich zu. „Du machst dich nur unglücklich!“

Sie sah wohl in Verwirrung, nur nicht über ihre Meinung. Ratschreiber Emil Schnabel griff zum Wort und zog über die preußischen Kriegsvorbereitungen her. Er ward auch

erregt, warf seine überlangen Arme, funkelte und schrie und sagte, daß die preußische Regierung seit zwanzig Jahren überhaupt nichts Gutes mehr zustande gebracht habe. „He? Da ist die polnische Teilung gewesen, und unterdessen war Frankreich ein rauchender Krater, aber hierzulande redete nur jedes von Stroh und Strolchen. Haben nur leider die großmächtige großprahlerische preußische Armee doch besiegt, jawohl, diese sogenannten Lumpenhunde. Das herrliche Preußen hat Anno 1803 den Napoleon als den mächtigsten Herrn der Welt und wunderbarsten Feldherrn in Demut und ganz gehorsamst recht tüchtig anzubetteln und sich von ihm ja nur recht viel schenken zu lassen, durchaus nicht verschmäht. Nur ein bißchen Goslar und Hildesheim, nur so ein paar große Städte und Land und Umgegend, Dörfer und Flecken. Meine Herrschaften! Nun aber läßt sich dieses dumme großprahlerische Preußen von einem moskowitzischen und kalmückischen Zarenreich in den qualmen=den Höllenrachen dieses französischen Giftkrieges schicken. Sonst aber steht jetzt die Großmacht Preußen mutterseelen=allein gegen das heulende Ungetüm, französischer Napoleon geheißten, aber seine guten, getreuesten Freunde, die tatarischen Russen, sitzen über hundert Meilen weg ganz ruhig in der kalmückischen Wüste. Durchaus aber mußte erst einmal der Napoleon durch eine preußische Großfröigkeit und aller=dummmste Staatenverderberei gereizt und zu jedem Miß=trauen bis zur blanken Wut aufgestachelt werden. Wie ließ es sich anders tun, und wie kommen . . .“

„Herr!“ schrie Karl aufspringend, und der andere sank entsezt fast unter den Tischrand, „Herr! Was unterstehen Sie sich! Was geht Sie der Kaiser Napoleon überhaupt im geringsten an?“

„Ich werde doch wohl sagen können . . .“ stammelte der Ratschreiber, faßte sich, schnellte über der Tischkante hoch

und krächte: „Weder Ihre noch meine erzdummen oder flugen Ansichten werden den Napoleon aus dem Lande jagen!“

Karl donnerte: „Sie und Ihresgleichen sind schuld daran, wenn wir nicht siegen. Sie Wirrköpfe, Sie Strudelköche, Sie Neunmaßfluge, Sie, die sich einbilden, Sie hätten auch den Feind zu begreifen und könnten dann noch die Schlacht mit uns schlagen!“

Schnabel schrie: „Alle unsere Fürsten deutscher Nation sind abgerissene Schurken am Blut ihrer Völker. Aber der Kaiser Napoleon . . .“

Karl setzte sich verdrossen hin. „Ich will deutsch sein und bleiben.“ Er warf das Haupt auf. „Übrigens ist Napoleons Größe nur mathematisch und gegen das deutsche Vaterland. Um den Preis meines Lebens hasse ich ihn nur.“

„Ganz gewiß war Friedrich auch hart“, fuhr er fort. „Aber seine Härte war immer nur Entbindung zur wahren Größe. Ich habe es mir überlegt und habe bis aufs Leben darum gerungen: Napoleon entgeistet alles. Ich will sterben, aber als sein Untertan lebe ich nicht.“

„Jeder französische Stiefelpußer ist geistreicher und freier gesinnt als so ein preußischer General“, knurrte Schnabel. „Nach jeder Gerechtigkeit hätten die preußischen Generale Hausknechte zu sein. Sie guter Herr! Was soll denn all dieses Wesen immer von den deutschen Sitten heißen? Ich will es Ihnen genau sagen. Da regiert ein nichtswürdiger kleiner Tyrann, und das arme Volk wird zu einem hochmögenden Vergnügen nur so als eine Zielscheibe zappelnd vom Dach geschossen und kann purzeln, und da liegt es tot auf dem Pflaster. Und der großmütige Landesherr hat seine Jagdlust an dieser lebendigen Zielscheibe ausgeübt. Napoleon schmiedet wahrhaftig Europa zusammen, damit endlich Ruhe wird und sich auch ein Feld für Großtaten in Europa ausbreiten kann.“

„Ich will Ihnen erzählen“, sagte er, „was seine landesväterliche Durchlaucht, der Herr Landgraf von Hessen, der jetzdaßige, an seinen General in Amerika geschrieben hat, als er ihn mit den verkauften Hessesöhnen hinüberschickte, und diejenige Kriegspartei erhielt die Hessesöhne, die am meisten zahlte. Er hat seinem General schwere Vorwürfe gemacht, daß zu wenige von diesem Menschenvieh fielen, denn für jeden toten Hessesohn bekam der Herr getreue Landesvater zwanzig Dukaten extra, um seinen Schmerz zu stillen. Was können Sie sagen, was erwidern von solchen Fürsten deutscher Nation?“

„Gewiß“, sagte Karl, „es muß sein. Auch die Fürsten müssen sich ändern, es ist sehr klar. An den Fürsten liegt mir überhaupt nichts. Aber unter des korsikanischen Räuberhauptmanns Gnade lebe ich nicht.“

„Preußen muß siegen“, betete er fast. „Preußen ist das Rückgrat und die Verklammerung von Europa und so in die Welt eingesetzt.“

„Mit derlei Reden und Anbetungen ziehen morgen die Herren Franzosen bei uns ein“, sagte Schnabel.

„Morgen?“

„Oder übermorgen oder in einer Woche, ich meine ja nur“, erwiderte der andere.

„Ich bestreite niemandem seine Notwendigkeit“, sagte Karl, rang um Fassung und griff wieder ausfallend an: „Ihnen wäre schon zuzutrauen, daß Sie Bescheid wüßten!“

„Was, Herr!“

„Es ist schon so“, sagte Karl auflachend, „jeder französische Pferdelümmel redet von seiner, der großen Nation ganz besonderen Notwendigkeit. Aber heute, zur selben Stunde, während wir hier reden, ziehen Bayern und Badener und Württemberger unter dem Kaiser Napoleon gegen uns preußisches Deutschland in die Schlacht.“

Da stürzte der fünfzehnjährige Haussohn durch den Garten: „Sieg!“ Er schrie und tanzte: „Sieg! Bei Schleiz! Napoleon ist geschlagen! Er ist geschlagen und mausetot! Das französische Heer ist ganz vernichtet und zersprengt.“

Alle fuhren auf. Vorn in der Stube habe der Nachbar Hegemann die Nachricht vom Rathhaus gebracht, berichtete der Junge atemlos. General von Tauenzien habe den Napoleon geschlagen, und alles sei wahr.

Alle riefen, lachten, redeten. Gustchen triumphierte: „Ja, die Preußen mußten einmal kommen!“ Der Junge erzählte von ungeheurer Kanonenbeute. Von zahllosen Gefangenen. Das ganze französische Kriegsgerät sei erbeutet.

„Der alte Preußengott lebt noch“, sagte der Hilfsgeistliche.

Ein anderer meinte: „Nun, nun, gar so schlimm wird es wohl nicht sein. Aber schon die Hälfte ist Weihnachten.“

Karl saß am Tisch, die Stirn in den Händen. Als er sein Gesicht erhob, war es tränennäß.

Die Gesellschaft lief ins Vorderhaus. Dort wurde erzählt und wieder erzählt. Der Bote war noch da, schwenkte sein Weinglas, hüpfte von einem Bein aufs andere, schrie und sang „Der Kaiser Napoleon ist muckmausetot! Tschhe!“

Alle stießen feierlich miteinander an. Der Hilfsgeistliche August Magnus setzte sich ans Klavier und alle sangen: „Nun danket alle Gott.“ Die Rede ging durcheinander von Magdeburgs alter und neuer Herrlichkeit, von seinem Aufbau nach der Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg, und wie König Friedrich die Stadt geehrt und befestigt habe. Immer habe er hither seinen Kronschatz geflüchtet, bei Gefahr für Berlin.

Die Jugend lief auf den Domplatz, mitten in den Jahrmarktstrubel hinein. Die Stadtbläser stiegen zum Turm und bliesen ihre Dankeschoräle über die Dächer hin. Drunten tollte der Jubel. Gustchen tanzte im Tanzzelt mit. Die

jungen Leute kauften Pfefferkuchen und aßen dicke Semmeln mit heißer Wurst dazwischen, schaufelten und fuhren im Ringenspiel. Sie schossen Adler und Tauben in den Preisbuden ab. Emil Schnabel war mit heißem Eifer immer mitten darin, krächte vor Vergnügen und schwenkte mit seinen langen Affenarmen die jungen Damen auf der Schaufel. Auch Karl tanzte und tollte. Rätchen schloß sich zurückhaltend doch nicht aus.

Zwischenhinein erzählten alle Leute immer wieder von Magdeburg und Tilly und Gustav Adolf und vom König und von der Königin, die sich bei ihrem letzten Besuch in der Stadt als so besonders huldvoll bewiesen hatten.

Verlorene Preußenschlacht

Magdeburg erfuhr sein großes Weh nach dieser Lust sehr bald am anderen Morgen. Karl ging noch in froher Begeisterung auf sein Amt. Siegen über Napoleon war möglich geworden. Schweres würde für Preußen noch zu bestehen sein. So leicht ergab sich Napoleon nicht. Karl glaubte nicht an seinen Tod. Nur, Siegen über ihn hatte sich als möglich herausgestellt. Karl fühlte an seiner Erleichterung, was für eine entsetzliche Angst ihm im Mark der Seele gefessen hatte.

Aber in der Amtsstube hochten über Akten mürrische Leute, die Blicke schielten, Beleidigung schwiegen oder über die Pulte hinknurrten, daß man bei einer königlichen Regierung überhaupt noch keine Meldung von diesem großmächtigen und wunderbaren Siege erhalten habe. Und es möchte schon nötig sein zu ermitteln, wer nur immer solche wilden Tatarenposten unter einer ruhigen Bevölkerung aussprengt und zu verbreiten helfe.

Karls Herz war davon erfüllt, daß sich zu dieser gleichen Minute Ungeheures auf der Welt zutrage, daß Staaten aneinander zerkrachten und große und weltberühmte Reiche schwankten.

Aber wenn nun dieser Sieg wirklich nicht wahr oder doch übertrieben war?

So sollte er denn übertrieben sein! Nur nicht unwahr! Nur nicht unwahr!

Aber er hatte diese preußischen Truppen in die Schlacht ziehen sehen. Glauben war unmöglich!

Ich, er verstand ja nichts von Kriegführen und Militärwesen.

Ich will glauben können. Sieg ist Wunder. Glauben kommt, wo alle Möglichkeit aufhört. Alles ist Glauben und Wunder. Alles kann wahr sein.

Godwil von Godenau ging durchs Zimmer und Karl wagte, auch durch seine bleiche Miene beunruhigt, ihm ins Zimmer des Vorgesetzten zu folgen. Godenau stand völlig erschüttert und sagte, daß im Gegenteil die Preußen bei Schleiz tüchtige Schläge bekommen hätten. Aber dort habe sich überhaupt nur ein Vorpostengefecht zugetragen.

„Es ist doch noch alles in der Kriegsvorbereitung begriffen“, begütigte Karl erschrocken. „Das ganze Heer marschiert erst nur auf.“ Godenau zuckte mit den Achseln und ging. Nach einer Stunde stand er wieder in der Tür zu Karls Arbeitsstube und winkte ihm. Nun war er beinahe haltungslos, zitterte, war abschlah und trocknete sich, als er da im Flur die Mitteilung machen wollte, den Schweiß von der Stirn. „Um Gotteswillen!“ flehte Karl. Sie standen allein im bleichen Fensterlicht.

„Der Prinz ist tot“, sagte Godenau. Karl stand erstarrt. „Er ist gefallen und sein ganzes Korps ist vernichtet, und das soll bei Rudolstadt gewesen sein.“

„Der Prinz hatte die Vorhut?“

„Es ist noch gar nicht abzusehen, welchen Eindruck diese Nachricht auf die Bevölkerung machen wird“, sagte Godenau.

„Ist denn dieser Todesfall wahr oder auch nur ein Gerücht, und war es bei Rudolstadt ein bedeutendes Gefecht?“

„Es soll alles wahr sein und alles verloren, und es war ein Gefecht, von dem alles abhing.“

„Alles ist doch nicht sofort verloren“, sagte Karl betäubt.

„Es ist schon am zehnten vorgefallen. Heute ist der sechzehnte. Was war inzwischen?“

Karl holte seinen Hut und Mantel und erlaubte sich, aus dem Amt zu gehen. Sie wollten auf die Festung, wohin der Kriegsrat Zutritt hatte. Der Gouverneur Graf von Kleist verhandelte hier schon mit den Stadtoberhäuptern, saß am Tisch vor seinem Federhut mit der langen Puschel und vor seinen großen weißen Handschuhen, atmete schnaufend und hielt Reden. Er ermahnnte und sagte, daß er die Festung nicht übergeben werde, und wenn ihm sogar schon das Schnupftuch in der Tasche brennen sollte, und Magdeburg sei die erste Festung des Königreiches. Er zitterte mit dem Kopf, weil er sehr alt war, sah aus roträndrigen Augen die Stadtväter der Reihe nach an und beteuerte: „Erwarten Sie von einem Kleist eine solche Schande nicht.“ Er hatte dünne weiße Haare, war im Gesicht weiß und rot wie eine Maske und blickte aus wasserblauen, rotgebetteten Augen. Er werde schon Sitten beibringen, schnaubte er laut und meinte nicht die Feinde, sondern die Stadtbevölkerung, die nichts Böses tat noch vorhatte. Die Stadtväter versprachen sogar jede Tapferkeit und stellten fest, daß die Festung mit Schlachtvieh, Korn, Mehl und allen Lebensmitteln sehr reichlich versehen sei, und was noch fehlen sollte, könne unverweilt in jeder Fülle aus dem Lande herangeschafft werden. Kleist antwortete: „Jeder gute Untertan hat sich ruhig zu verhalten, und Seine Majestät der König und eine königliche Regierung werden das Nötige schon veranlassen.“

Unterm Ab- und Zufließen ängstlicher Menschen gingen Godenau und Karl von der Festung, ließen ihre Pferde satteln und ritten um Nachrichten zur Stadt hinaus. Sie hielten auf freier Straße und horchten in die Weite; aber nur der Wind ging. Auf den Straßen zogen die Leute ruhig nach gewohnter Ordnung des Weges. Sie kehrten in die Stadt zurück, und Karl ging am Pfarrhaus vorbei und dachte an Rätchen Sähnide und an ihren Abscheu vor allem Krieg.

Den Nachmittag hielt die bange Angst geflammert. Am anderen Morgen öffneten sich die Tore zum Einbruch unendlichen Sammers. Da kamen die Trümmerfluten nicht von Schleiz oder von Rudolstadt her, o nein. Das ganze, große Preußenheer rannte, brauste, schäumte in Auflösung herein. Die Schlachten von Jena und Auerstedt waren am vierzehnten Oktober geschlagen und bis an den Rand der Vernichtung verloren worden. Schrecklicher als es war, konnte es sich nicht die aschgraue Feigheit oder die zähnebleckende Furcht ausdenken. Soldatenheere kamen jetzt als Horden, als Flüchtlinge, auseinandergesprengt, und hinter diesen abgejagten, todesverzweifelten, verwirrten Menschenhaufen hekten die Franzosen her! Mit dem blanken Säbel in der Faust, und sie trieben gellend wie Herden Vieh. Die Soldaten stürzten in die Festung im Entsetzenswahnsinn. Nur Obdach, nur Zuflucht. Nur, daß die Tore hinter ihnen zugerammelt würden! Aber die Tore konnten nicht verrammelt werden, denn zwischen ihnen klemmten so viele Kanonen und Troßwagen und Offizierskutschen, daß die Flügel nicht mehr schwangen, sondern Tag und Nacht offen blieben, und wer wollte, konnte ungehindert in die Festung stürzen und wieder hinaus.

Flüchtlinge, Flüchtlinge! Aus den Schlachten bei Jena und Auerstedt! Sie kamen keuchend gejagt. Bis dahin hatte nur jeder von der eigenen Verzweiflung gewußt. Die Schlachten bei Jena und Auerstedt waren ganz unabhängig voneinander geschlagen worden. Die Kämpfer hatten in ihrem eigenen Lärm nicht einmal den Kanonendonner von der anderen Schlacht gehört, trotzdem die Kampfplätze nicht eine halbe Stunde voneinander lagen. Bei Jena hatte Napoleon den Fürsten Hohenlohe bekämpft und bei Auerstedt war Marschall Davoust gegen den Höchstkommmandierenden, Herzog von Braunschweig, vorgegangen. Der König hatte

bei Auerstedt gewieilt. Verloren waren beide Schlachten. Keine auch nur in einem Theilchen zweifelhaft. Die Franzosen rasten nun hinter ihrem Schlachtwieh her.

In der Stadt Magdeburg traten die geflüchteten Soldaten sofort feindlich gegen die Bevölkerung auf, die zuerst teilnehmend nahen wollte. Jetzt wollten die Soldaten grob nichts von verlorener Schlacht wissen. Todmüde warfen sie sich aufs Pflaster vor die Häuser oder zerschmetterten die Haustüren und tobten in den Stuben nach Essen oder Nachtlagern, und nun kämen die Franzosen bald und würden diesen Bürgern schon den Fraß segnen. Am Abend kamen Brände auf, die zwar noch gelöscht werden konnten, aber die Sturmglocke himmelte unaufhörlich schrill und das Feuerhorn durchtutete wüßt die Nacht. Die Bürger wollten löschen; den Soldaten war alles ganz einerlei. Sogar, wenn ihnen die Dächer überm Kopf anbrennen würden. Niemand befaß. Nur ganz vereinzelt suchten sich Offiziere um die Mannschaften zu bekümmern. Die Tore wurden für ein paar Augenblicke freigeschoben, um sofort wieder von neuen einflammenden Wagen und Kanonen verstopft zu werden. Die Kanonen standen ineinandergeknäuelst schief und quer auf den Wällen, und niemand hätte sie abfeuern können, schon weil die Proßkästen ganz anderswo waren. Wer von den Soldaten in der Welt eine Stätte für sich wußte, lief auf und davon. Sie schimpften und drohten, waren nicht im geringsten demütig, sondern nur frech und begehrten, daß sie, die sich wenigstens noch in der Festung zu stellen suchten, hoch gelobt werden müßten. Da sich aber niemand um sie umsah, so liefen sie weiter und warfen vor den Toren die Waffen weg.

Die Bürger dachten nur noch daran, ihr bißchen Habe vor den eigenen Soldaten und vor den Franzosen zu retten. Den ganzen Tag rannten Leute mit hohen Bettbündeln

und mit Kiepen voller Sachen durch die Vorstädte, um alles in den Speichern dort unterzubringen. Auf dem Jahrmarkt wurden die Buden abgerissen; aber das Ringelspiel gellte noch für die Kinder und betrunkenen Soldaten. Am zweiten Tage schrien die Rotten umher, nicht sie hätten die Schlacht verloren, sondern die anderen. Halunken und Schurken, die aufgehängt zu werden verdienen! Jetzt knäulten sich überall Gruppen, in denen Soldaten mit heiserer Stimme von ihren Taten während der Schlacht und dem Schrecken nachher brüllten.

General Hohenlohe kam. Der Herzog von Braunschweig, so hieß es, sei bei Muerstedt von einer Kanonenkugel totgeschossen worden. Prinz Louis Ferdinand war gefallen und sein Tod war das Hauptschrecknis im tiefen Elend. Die Armee war wirklich in alle Winde zer Sprengt. Alle Flüchtlinge behaupteten, daß sich hierher nur die ganz Tapferen gerettet hätten. Die Festung war vollgestopft, und diese Massen waren Gefahr, weil sie die Vorräte wegtrugen. Die Zusammenpferchungen brüteten Krankheiten aus.

König Friedrich Wilhelm kam. Von der Festung begab er sich zu Fuß in die Dompropstei zurück. Da stand in der Straße die Menge wartend Kopf an Kopf. Der König kam mit seinem Adjudanten Oberst von Kleist. König Friedrich Wilhelm III. war damals fünfunddreißig Jahre alt, ein sehr schöner Mann von ebenmäßigem Wuchs, edelster Form des Gesichtes. Als er um die Ecke biegend den gepackten Wall der wartenden Menge erblicken mußte, schauderte er zurück. „Vivat der König!“ scholl der Schrei. Die Menschen brausten vorwärts, in Angst und Hingebung, winkten mit ihren Tüchern und schluchzten laut. Der König hob, heftig bewegt, die Hand mit dem Taschentuch zu den Augen, ließ es sinken und wandte den Blick scheu auf die Masse. Als er sah, sie war doch nicht Feind, sie wollte ihn lieben, grüßte er

dunkel verwirrt. Nun weinten alle laut. Der König ging rasch seinem Hause zu. Noch stundenlang schob sich die Menge hin und her, ohne daß sie den König noch einmal zu sehen bekam. Er reiste im Dunkeln ab. Gouverneur Graf von Kleist hatte ihm auf der Festung in die Hand gelobt, bis zum Äußersten durchzuhalten. Magdeburg konnte mit Lebensmitteln und Munition eine Belagerung auf mindestens ein Jahr bestehen.

Jetzt wurden in den Straßen die Brot- und Schnapswagen geplündert und zerschlagen. Betrunkene Soldaten lagen auf dem Markt in den Schnapspfützen. Neben den Pulverwagen brannten die offenen Feuer aus den zerhauenen Wagen. Karl war vom Gedanken besessen, daß die Stadt an diesen Feuern in die Luft fliegen werde. Godenau ging herum, unheimlich höhnisch lachend.

Friedrich Haßfelde trat wiederum bei dem bestürzten Freunde ein, bleich und entsetzt. Laut aufweinend fielen sie einander um den Hals.

Sie redeten die Nacht hindurch. Friedrich konnte nur sagen, auf Karls flehentliche Bitte doch nur um einigen Trost: „Alles ist so schlimm, wie Du es dir nur denken kannst. Nichts kann schlimmer sein. Niemand kann sich vorstellen, wie schlimm es ist.“

Er war mit Nachrichten von Scharnhorst für den General Hohenlohe unterwegs. Scharnhorst war mit dem kleinen Heeresteil, der sich aus der Schlacht bei Auerstedt doch noch gerettet hatte, nördlich zu in den Harz gezogen.

„Wo Scharnhorst war, haben sie sich zusammengefaßt und die Verwirrung überwunden. Er konnte aber nicht überall sein. Ich habe auf dem Hinritt ja doch nicht viel andres als wilden Streit und Ohnmacht gesehen. Die Offiziere schimpften auf der offenen Landstraße auf den Herzog und auf Scharnhorst und rotteten sich zusammen, um nachdrücklicher zu

schimpfen. Um die Mannschaften, wer wollte sich da groß bekümmern, von den höheren gewiß keiner. Die Kalkreuthschen und die Massenbachschen Offiziere hatten sich im Mittagsquartier zusammengesetzt, um beim König die Absetzung des Herzogs von Braunschweig zu fordern, weil ein Ausländer keinen Oberbefehl über ein preußisches Heer führen könne, und sie beehrten den General von Kalkreuth. Dieses Gesuch ist auch beim König vorgebracht worden. Wenn überhaupt von Franzosen die Rede war, so nur, um sich die Schnurrbärte zu streichen, und ein französischer General würde im preußischen Heer noch nicht einmal einen Sergeantenposten einzunehmen imstande sein. Solche Pöffen haben sie sich in der That eingebildet. Ich habe viel hin- und herreiten müssen und Umwege machen. Ich hatte gar keine Karten. Vor dem Ausmarsch aus Berlin habe ich mir welche besorgen wollen, aber da waren keine zu haben, denn die Franzosen hatten schon alle aufgekauft. Von uns preußischen Offizieren hatte kaum jemand Karten. Die Soldaten unterwegs hungerten und lagen in den Straßengraben, weil sie nicht mehr weiter konnten. Wenn man sie mit Gewalt hochbrachte und nur den Rücken drehte, so lagen sie sofort wieder. Ich konnte sie auch nicht immer aufstöbern, denn ich mußte ohne Aufenthalt weiter.

„Unterwegs auf dem Hinritt wunderte ich mich, warum in aller Welt wir nach Thüringen zögen, wo sich in den Bergen und Schluchten keine Reiterei ausbreiten konnte. Wir hatten aber die große Überzahl an Reiterei. Endlich traf ich in Erfurt aufs Hauptquartier. Der Herzog machte mir zuerst Vorhaltung, warum ich erst jetzt komme; ich konnte meinen Befehl vorzeigen. Da war er sofort außerordentlich freundlich. Scharnhorst war als Quartiermeister beim Hauptquartier. Die anderen Ordonnanzoffiziere und ich aßen zusammen, und nebenan im Saal beriet die gesamte Generalität mit dem

König über den Feldzugsplan, das heißt, sie hatten keinen. Wir konnten jedes Wort hören, denn die Thür stand offen und wurde erst geschlossen, als eine Ordonnanz ein Brett mit Messern und Gabeln hinwarf. Jeder General und Oberbefehlshaber da drinnen hatte aber einen anderen Plan. In Wahrheit hing der Napoleon schon wie der Strick am Balken über ihnen, aber sie erwarteten ihn in vierzehn Tagen oder binnen drei Wochen, und einmal würde er wohl kommen; Krieg sei ja doch angegangen. Aber er habe gesagt, mit dem Kriege gegen das preußische Heer müsse er sich Zeit lassen, weil es diesmal gegen dieses Heer gehe. Und da müsse er sogar den Angriff abwarten. Solche Ausprüche hatte der Luchefini, unser preußischer Gesandter, als Wichtigstes aus Paris berichtet. Und auf diese schönen Nachrichten baute sich der ganze Kriegsplan auf. Einige Generale sagten nun, da müsse man also dem Napoleon, wenn er nun einmal angerückt komme, über die Saale entgezogen. Aber der Herzog von Braunschweig drängte, nein, das Heer müsse aus dem Gebirge heraus, der Keiterei wegen, die hier ersticke, und jenseits der Saale und auch in Franken würde es immer nur die gleiche Verlegenheit mit ihr sein. Wir hatten aber sehr viel Keiterei. So sagte der Herzog zuletzt, so müsse denn das Heer bis in die Mark zurück und müsse sich vor Berlin aufstellen und dort abwarten, wann Napoleon komme, und dann die Schlacht liefern, und alles Land dazwischen müsse leider dem Napoleon preisgegeben werden. Aber nur bei Leipzig sei noch ein Schlachtenplan, auf dem sich Keiterei entwickeln könne. Nun waren wir aber schon in Thüringen, und die Keiterei hatten wir ja nicht erst seit vorgestern, und diese Erwägungen hätten etwas früher angestellt werden können. Jetzt war aber nur die eine Meinung, wenn nur die Hauptstadt unangetastet bleibe, dann werde die Niederwerfung des Feindes nachher schon rasch genug vor sich gehen. So

zogen wir endlich vor einem Feinde, von dem wir uns einbildeten, er komme erst in vierzehn Tagen dahergeschlendert, in unserm eigenen Deutschland noch vor jeder Schlacht ungefähr bis zur anderen Grenze zurück. Aber die Franzosen dachten gar nicht daran, erst in vierzehn Tagen kommen zu wollen, sondern marschierten schon im Süden an unserer Flanke entlang, nur ein bißchen schneller als wir. Da bekamen wir die Nachrichten und mußten uns nun beeilen. Morgens war Nebel wie dicker Dampf. Nicht einmal vom eigenen Gaul konntest Du den Kopf recht erkennen. Der König ritt immer mitten im Heer mit. Ich kam in seine Nähe. Wir zogen in einem Gehölz; da fielen vorn von irgendwoher Schüsse. Der König befahl: ‚Nachsehn.‘ Und da konnte niemand schnell eine Untersuchung eines solchen Gehölzes überhaupt anstellen. Dieser Eindruck war schrecklich. Der König ritt vollständig in sich versunken, ohne ein Wort. In der Ferne südlich kam Kanonendonner auf. Nun wurde der König finster zornig. ‚Da hat niemand zu stehen! Hinreiten und nachsehen! Wer schießt dort?‘ Ich wurde zum Hinreiten fortgewinkt. So kam ich vom Heer ab und bald in den stillsten Wald. Der Nebel zerteilte sich und die Luft wurde sonnengolden klar und die Natur war gelassen ruhig. Ich ritt durch breite Schneisen dem Kanonendonner nach, der stärker wurde und nicht nur durch die abnehmende Entfernung. Das Gefecht im Süden mußte beträchtlich sein. Nun war da eine Kanonade und nicht mehr nur die einzelnen Schläge. Im Walde aber wurde es ganz einsam. Ich traf nur zwei Köhler bei ihren Meilern. Die wußten auch nicht, wo der Kampf sein könne; sie merkten überhaupt erst durch meine Frage etwas Besonderes und um diesen Kanonendonner und hatten sich bis dahin um nichts gekümmert. Später verstummte die Kanonade wieder. Ich hielt Umschau am Rande eines Tales. Da wieherte der Gaul. Drunten im

Grunde, im kurzen Holz und Heidekraut, stand ein preußisches Offizierspferd, und dann sah ich auch einen Menschen daneben liegen, in Uniform. Ich ritt hinunter. Er war ein Hauptmann und Adjutant, aus dem Sattel gestürzt und nun ohne Besinnung. Sein linkes Bein klebte von geronnenem Blut im Stiefel fest. Er kam zu sich, als ich ihn aufrichtete. Er sei der Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand und heiße Hauptmann von Suchta. Die Franzosen hätten die Vorhut unter dem Prinzen mit großer Übermacht angegriffen, überwältigt und auseinander gesprengt. Der Prinz sei gefallen.

„Ich ritt mit dem Hauptmann, der wieder zu einigen Kräften kam, eine Strecke zurück. Er könne sich nun wohl allein weiterhelfen, meinte er. Wir trafen nun auch auf versprengte Soldaten. Ich übergab ihnen den Hauptmann. Er hatte noch die Aussage für den König gemacht, daß sie im Quartier des Prinzen die Tage vorher nicht aus noch ein gewußt hätten, und alle Befehle vom Hauptquartier seien nur immer die Kreuz und die Quer durcheinander gegangen. So habe der Prinz nur auf eigene Hand handeln können. Sie seien von Rudolstadt weg über die Saale gegangen und dabei von den Franzosen überrascht worden. Der Prinz fiel sogleich beim Beginn des Gefechts. Wahrscheinlich sei seine Leiche in die Hände der Franzosen geraten, die sich schrecklich mit ihr brüsten würden. Sein Tod sei sicher.

„Als ich das Heer und den König wieder erreichte, wußte er die Nachricht schon. Er erwiderte mir auf meine Meldung kein Wort.

„Durch unseren Marsch waren wir vom linken Flügel des Heeres unter Hohenlohe bei Jena ganz abgekommen. Ich wurde mit Befehlen zu ihm geschickt und sollte unterwegs dafür sorgen, daß die Straße für den Rückweg des Heeres auf Berlin frei sei. So lautete der Befehl an mich, den ein-

zelen Mann! Nun kamen aber auch noch immerfort Truppen aus der Heimat auf Erfurt zu. Niemand kann sich von dieser Verwirrung eine Vorstellung machen. Die Troßknechte fielen wie die Schinder über die Gäule her, und die Sergeanten brüllten und prügelten und die Stöcke sausten und knallten. Ganze Batterien Richtung Erfurt stopften sich in unseren Rückmarsch hinein. Höllenwirtschaft ist Harmonie dagegen. Ich sollte versuchen, Ordnung zu stiften! Der König überholte mich im Wagen und mußte auch halten. Ich gab mir die größte Mühe; der Schweiß troff mir. Ich schrie und befehl. Da schickte der König jemanden zu mir, ich habe wohl nicht bemerkt, daß mein Zopfband aufgegangen sei! Da hätte ich meine Haare am liebsten ausgerissen und mich längs hin ins Feld geschmissen. Ich stopfte sie im Knäuel in den Kragen. Aber der König paßte auf, was ich machte damit. Ich habe nicht noch einmal gegrüßt. Dabei dachte ich immer nur, nun war der Prinz tot. Wahrscheinlich auch Preußen. Und er war der Glanz und das Leuchten des ganzen Heeres gewesen. Wer hatte seine Leiche? Wir nicht, und die Franzosen würden sie zum Ruhm ausstellen und mit sich fortschleifen.

„Ich konnte nicht weiter kommen, und das Hauptquartier überholte mich, und der Herzog rief mich an. Gut, gut, daß er mich wieder erwische, und ich solle mir neue Befehle von ihm holen. Hohenlohe müsse neu unterrichtet werden. Ich kam zum Herzog ins Hauptquartier, in sein Gasthaus, und nach einer Stunde, während ununterbrochen Leute zu ihm ein und aus liefen, wurde ich vor ihn befohlen. Er hob gerade an, mir einen Befehl auseinanderzusetzen, als ein Hauptmann eintrat. Meldung, Raumburg sei besetzt. Ist Dir gegenwärtig, wie Erfurt und Raumburg und Berlin zueinander liegen? Wir sollten zum Schutz und um uns in der flachen Mark zu schlagen, auf Berlin zurück. Raumburg liegt auf der Straße

zwischen Berlin und Erfurt, und wenn nun die Franzosen es hatten, so konnten wir, ohne sie zu zerschlagen, nicht mehr nach Berlin. Dann aber lag jetzt in diesem Augenblick Berlin offen vor dem Feind und eigentlich schon in seiner Hand. Der Herzog wurde, während der Hauptmann meldete, langsam wachsweiß im Gesicht, die Farbe zog sich aus den Lippen und aus den Augen fort; er wurde wie tot bei lebendem Leibe und griff nach einem Sessel, und sonst wäre er umgefallen. Aber wir starrten alle wie betäubt auf den Hauptmann. Der sagte trostlos mitleidig: ‚Ja, Euer Durchlaucht, es ist leider so.‘ Der Herzog schlug sich vor seinen Kopf: ‚Raumburg!‘ schrie auf, lachte und schlug sich wieder: ‚Raumburg!‘ Er sah den Hauptmann flehentlich an. ‚Aber es ist doch nicht wahr. Ich will Ihnen gewiß nicht zu nahe treten, wie kann denn Ihre Meldung anders denn nur zuverlässig sein, aber Raumburg ist doch in Thüringen. Sie meinen doch das Raumburg, das in Thüringen liegt? Davon sind die Franzosen doch noch viele Meilen entfernt, und wie könnten sie Flügel bekommen haben? Sie könnten doch nur mit Flügeln Raumburg erreicht haben.‘

„Er saß geknickt auf dem Stuhl; die Hände sanken ihm, da hing er wie ein Leichnam und wimmerte: ‚Raumburg!‘ Da ist ihm das Herz gebrochen. Er raffte sich auf, sprang in die Höhe, wurde krebsrot und schrie immer nach seinem Adjutanten, der neben ihm stand, und rannte von einem Ende des Zimmers zum anderen, die Hände durch die Luft werfend, und schoß seine lange Gestalt immer hin und her. ‚Ich brauche einen Kriegsrat. Ein Kriegsrat soll sofort zusammentreten! Sie bleiben noch, mein Herr‘, sagte er zu mir, ‚Sie sehen, wie durchaus Sie Meldungen an den General Fürsten Hohenlohe bringen müssen.‘

„Ich saß allein und nach einer halben Stunde kam der Herzog aus dem Zimmer, in dem nun der Kriegsrat tagte,

und meinte: ‚Es ist besser, Sie reiten. Wir sind hier noch nicht so bald fertig. Ich schicke aber noch Meldung hinterher. Nur soll der Fürst Hohenlohe, deshalb schicke ich Sie, um Gottes willen nichts unternehmen. Gar nichts an Abmarsch oder Bewegung. Er wird die richtigen Befehle noch erhalten. Und nun reiten Sie, reiten Sie. Greifen ihn die Franzosen an, nicht wahr, Sie verstehen, so weicht er aus. Erst müssen sich linker Flügel und Hauptheer wieder vereinigen. Dann kann geschlagen werden. Sagen Sie dem Fürsten Hohenlohe, daß das ganze Schicksal des preußischen Heeres von seiner Haltung abhängt.‘

„Gott im Himmel, hast Du uns ganz verworfen? Das war ein Ritt! Warum liebt Gott diese Franzosen so sehr viel mehr! Beim Hohenloheschen Flügel mußte ich immer hinter dem Mann selbst herreiten, er war auf Besichtigung der Stellungen. Ich fand ihn erst am Abend in Kapellendorf. ‚Ach‘, sagte er, aber er spricht immer französisch, ‚diese Botschaft! Genau dieselbe wird mir ja nun wohl zum vierten Mal überbracht. Ich bin doch nicht blödsinnig, wenigstens ich noch nicht in diesem Heer.‘ Er lud mich zu Tisch ein. Da war ein Franzose, auch zur Tafel gezogen, wohl um ihn auszufragen, den hatten Vorposten aufgegriffen, wie er herum schnüffelte, aber er sagte, er sei ein Bote des Kaisers der Franzosen und habe einen Brief von Seiner Majestät dem Kaiser an Seine Majestät den König zu überbringen, mit Friedensvorschlägen. Nun sollte ein Major von Gneisenau den Herrn noch in der Nacht zum König schaffen. Der Franzose hieß sogar Montesquieu. Hier an der Tafel lachte er uns einfach alle aus. Sonst — aus ihm war gewiß nichts herauszubekommen; er äßte uns alle nur. Keine Ahnung, wo Seine Majestät der Kaiser sich jetzt befinde. Er habe seinen Brief in Würzburg erhalten. ‚Vom Kaiser selbst?‘ O, es stehe alles in dem Brief.

„Ich ritt noch am selben Abend wieder zurück, trotzdem ich vor Müdigkeit beinahe vom Gaul fiel. Das Pferd konnte ich wechseln, aber ich bin unterwegs auf dem Sattel eingeschlafen und wachte auf, wie ich aufs Feld abgekommen war, und der Gaul stand und rupfte an einem Strauch. In Qualm und Fackellicht lag die Straße fern seitwärts mit den Bäumen wie schwarze Besen, und die Heere zogen rasselnd hin. Ach, war ich müde. Es war alles wie Hölle und Unterwelt. Ich ritt übers Feld, querein, weil ich einzeln war, und kam bis Auerstedt; dort war nun das Quartier. Am vierzehnten Oktober mit dem Morgengrauen kam ich an. Der Herzog stieg gerade vor dem Quartier des Königs zu Pferde. Ich sagte die Meldung, besonders vom Brief Napoleons an den König. Der Montesquieu war noch nicht bis hierher vorgedrungen. Der Herzog war ganz außer sich über die Meldung. ‚Was sagen Sie?‘ ergriff mich fest bei der Hand und rannte und zog mich hinter sich her, und nahm auf der Treppe immer zwei Stufen. Der König hatte über Nacht in einem großen Bauernhaus gelegen. Der König saß am Tisch in einer kleinen Stube, und der Herzog meldete, sich zu ihm herabbeugend, flüsternd und atemlos. ‚Friedensvorschläge!‘ Der König trommelte in seiner Ungeduld und Pein auf den Tisch. ‚Friedensvorschläge? Ja, von seiner gewöhnlichen Art! Theater!‘ — ‚Euer Majestät sind dieser Ansicht?‘ Der Herzog war sehr betreten. ‚Nichts zu tun‘, antwortete der König und erhob sich blaß und ergeben. Er nahm seinen Hut und die Handschuhe und sie gingen. An der Tür drehte sich der Herzog nach mir um. ‚Sie müssen nun ausruhen. Sie haben das Anstrengendste geleistet! Sie kommen immer noch dem Hauptquartier zeitig genug nach.‘ Alles trappte hinter ihnen her die Treppe hinunter, da war unten der Lärm vom Aufsitzen, dann wurde es still im Hause. Mir wurde wie im Traum, so müde war ich;

da saß ich auf meinem Schemel und konnte nicht einmal mehr in die Höhe. Die Bauernfrau faßte mich an, als sie mit dem Bedienten das Feldbett zusammenschlagen wollte. ‚Herr Jesus, der Herr Offizier schläft da, daß er nur bald vom Hocker herunterfällt! Aber er soll sich aufs Stroh legen!‘ Nur der König hatte sein Bett gehabt. Sie half mir und deckte mich zu und redete, aber ich schlief schon. Sie prangte vor Stolz, daß der König in ihrem Hause zur Nacht gewesen war. Ich schlief ganz fest ein. Aber ich fuhr entsetzt in die Höhe, weil ich im Traum zum jüngsten Gericht gerufen wurde, und draußen fielen nun die Kanonenschläge, und das ganze Haus zitterte und krachte, und in jedem Augenblick konnte es hier einschlagen. Denke Dir, da hätte ich beinahe geschrien, als ich begriff: Viktoria! weil nun endlich die Schlacht doch entbrannt war. Aber dann blieb mir beinahe das Herz weg. Denn da die Schläge von rechts kamen, so mußten sich die Franzosen wirklich in unseren Weg auf die Mark zu in den Weg geworfen haben, und wir konnten uns in unserem eigenen Lande nach Berlin nur durch eine Schlacht die Bahn brechen. Die Bauernfrau kam mit wildem Geschrei, und sie schößten in Hassenhausen, und die Franzosen, die Franzosen, die Franzosen seien da! Aber Preußen mußte doch siegen! Ich aufs Pferd und los. Alles raste zum Dorf hinaus. Noch viel Infanterie, Kavallerie, auch Artillerie. Die Batterien immer durch den Bach, und so rannte ihnen alles nach. Es ging dahinter einen steilen Hang aufwärts. Aber oben lag die ganze Schlacht vor uns wie ein Plan. Es ging ums Dorf Hassenhausen. Da waren die dicken Wolken vom Kanonenfeuer. Unsere Preußenregimenter marschierten ganz ruhig auf. Franzosen waren überhaupt nicht zu sehen. Nun marschierten aber unsere Regimenter in voller Ordnung, und jeder Wirrwarr war überwunden. Der Pulverdampf schmeckte Dir auf der Zunge und in der Nase, und die Erde

spritzte von den Kugeln hoch, und da sauste und heulte es in der Luft. Und die Pulverwolken standen fest und schwebten nur langsam fort. Ich weiß nicht, ob ich noch so müde oder so erregt war, aber ich merkte alles und hatte keinen Augenblick lang Furcht und genoß alles. Endlich war nun da die wirkliche große Schlacht. Ich ritt mitten zwischen die Regimenter und stracks auf Hassenhausen zu, das jetzt sichtbarlich abbrannte, vor dem goldenen Tag mit roten Zäunen, und es war wie nichts Außergewöhnliches, sondern so war nun einmal jetzt allein das Geseß. Ich wollte zu Scharnhorst, aber im Getümmel des Marsches und unter der Höllemusik wurde alles einzelne Geräusch verschlungen. Ein Oberst wollte da durchaus Befehle geben und arbeitete sich ganz vergeblich ab, er schrie und warf seine Arme wie Windmühlenflügel, und weil er in der einen Hand das Pistol und in der anderen seinen Säbel hatte, so sah er aus wirklich wie mit Flügelarmen, aber alles nuzte nichts, jedes Wort wurde ihm sofort vom Munde gerissen. Ich war nur entrückt. Was war da Sterben! Die natürlichste Sache auf der Welt, nur zum Sterben waren wir auf der Welt, und die Welt ging in solchem Sterben heute einmal sichtbarlich ihrem großen Zweck entgegen, und nur in ihm entschleierte sich ein Zipfel des großen Geheimnisses. Tod war nur eine andere Art von Dasein, und alles war einfach und leicht. Ich leckte immer an meinen Lippen, weil ich den Pulvergeschmack genießen wollte, der mir dabei auch zuwider war. Luck schrie mich an, kam herangeritten, packte mich am Arm. So konnte ich ihn verstehen. Scharnhorst befehlige drüben den linken Flügel überm Bach. Ich ritt doch noch zum Herzog hin. Unterhalb von Hassenhausen. Er war auch in der Lebensloslösung durch die Schlacht aber freudig. Er rüttelte mich mit beiden Händen an den Schultern. „Lieber Herr, Sie sehen die Höhen dort? Ganz einfach, wer sie hat, hat die Schlacht.“

Sie nehmen Truppen, lieber Herr, besetzen diese Höhen und gewinnen die Schlacht.' Ich dachte, er wäre sogar verrückt geworden. Er meinte es aber nur ernst. ,Reiten Sie, lieber Herr, mit Truppen. Nehmen Sie Truppen. Lassen Sie die Höhen besetzen. Diese Höhen rechts. Wie Sie sehen, sind sie entscheidend. Die Schlüsselstellung. Nun, wissen Sie genau Bescheid?' Er drängte mich fort. Da war ich nun auf meinem Gaul. Scharnhorst! Zu Scharnhorst! Ein Mann richtete sich in meinem Wege auf. ,Wasser! Herr Gott im Himmel!' Da bäumte er sich in Verzweiflung, fiel hin und war tot. Ich wunderte mich nur über seine Aufregung vorher, und hier mußte gestorben werden. Scharnhorst traf ich endlich an. Er meinte, hier stehe die Schlacht gut. Vorrücken. Französisches Geschütz war gewonnen, wieder verloren, zurückgewonnen worden. Wahrscheinlich werde die Schlacht gewonnen. Nur fehle es bitterlichst an Reiterei. Wo stecke die Reiterei! Er erläuterte ganz eifrig, nur ein paar Reiter würden das französische Fußvolk über den Haufen schmeißen und aus Hassenhausen vertreiben. Wahrscheinlich zersprengen. Er war aber erst jählings am Morgen selbst zum Befehlshaber des linken Flügels ernannt worden, weil der Herzog gegen ihn schlecht gelaunt worden war. Nur konnte ihn im Hauptquartier niemand auch nur von weitester Ferne ersetzen. Aber er war verbannt. Hier im Kampf hatte er nicht einen einzigen Adjutanten. Er mußte schicken, wer ihm unter den Griff kam. Ich stattete die Meldung wegen der Höhen ab. Er sagte: ,Ich kann nicht von hier fort. Nicht hier mitten aus dem Kampf. Wenn ich nur um Gottes willen Reiterei hätte! Nur ein Duzend Schwadronen! Wo steckt nur unsere Reiterei! Die Franzosen müssen aus unserer linken Flanke, und ein paar Schwadronen würden sie werfen.' Ich ritt angstvoll nach unserer Reiterei. Wir hatten so viel! Aber wo, wo? Ich fand endlich neben einer Scheune ein Regiment Husaren,

und die Gaule und die Leute auch zitterten, denn um sie herum schlugen die Kanonenkugeln ein, und warum mußten sich hier die Leute nutzlos versprechen? Ich schrie den Major, der hier wartete, an, und er war wütend, weil ihm hier die Menschen und Tiere veramen; trotzdem wollte er den Befehl Scharnhorsts nicht anerkennen. ‚Der Oberst von Scharnhorst hat mir gar nichts zu befehlen! Ich kenne den Obersten von Scharnhorst als meinen Befehlshaber nicht!‘ Ich sagte, es sei im Namen des Herzogs. ‚So‘, schrie er, ‚und nun auch noch im Namen des Herzogs. Der ist schon lange tot, und von dem kommen keine Befehle mehr.‘ Ich wurde wütend, als ob ich ihn erschießen und die Husaren selbst anführen müsse, schrie: ‚Auf Sie kommt Preußens und dieser Schlacht Untergang.‘ Er wurde gelinder: ‚Ich habe doch keine Befehle.‘ Er ergab sich endlich: ‚Reiten wir.‘ Zu spät war alles. berall quollen die Völker, unsere Völker, und die Franzosen drangen überall unaufhaltsam vor. Alles war zu spät. Die Franzosen wissen um Deckung und überhaupt, was heute Krieg ist. Wir wußten nichts außer Parademarsch. Man sieht die Franzosen immer erst ganz zuletzt lospringen. Nur die Yorkschen Jäger sollen es bei uns auch mit der Deckung verstehen. Sie habe ich aber nicht erlebt. Die Franzosen hatten uns nun ganz überflügelt und überfluteten das ganze Schlachtfeld. Auch Scharnhorsts Flügel mußte weichen, und Scharnhorst mußte den Rückzug befehlen. Sein Flügel stand danach noch bei Popper fest und deckte unseren Rückzug. Scharnhorst kam ins Gedränge und hatte auch sein Pferd abgegeben; ich glaube an den Prinzen Heinrich. Scharnhorst focht zuletzt selbst mit der Muskete mit. Wir drangen wieder in Auerstedt ein. Die Franzosen verfolgten nicht. Auch für sie war der Tag sehr heiß gewesen.

„In der Nacht traf Scharnhorst den König. Da brach es aus ihm heraus; er schäumte vor Wut. Diese Schlacht habe

nicht verloren gehen dürfen. Es sei nicht nötig gewesen. Er begreife nicht, an welchem Verbrechen es gelegen habe.

Der König murrte endlich nur: „Habe ja keinen Krieg führen wollen. Habe alles vorausgewußt.“

„Reiterei war da gewesen. Kalkreuth hatte mit fast der ganzen Reiterei auf dem Eckardsberg gehalten. Aber er wollte den Herzog von Braunschweig verbluten lassen. Der König, der auf dem Eckardsberg bei ihm hielt, dachte, Napoleon selbst mit seinem ganzen Heer sei da vor ihnen. So wollte man in den Untergang dieses Tages nicht auch noch diese Reserven stopfen. Morgen sollte das Heer von Jena heran; da sollte die entscheidende Schlacht geschlagen werden.

Der Herzog von Braunschweig war nicht gefallen. Aber eine Kanonenkugel soll ihn schwer verwundet haben. Es heißt, er sei blind.

Dann kam in der Nacht die Nachricht von dem Unglück auch bei Jena. Da war alles aus. Da gab es nur noch Abzug. Auf Berlin zu war unmöglich. Jetzt kam die Verzweiflung. Aus unserem Rückzug wurde Flucht. Die Vernichtung wälzte sich von Jena her. Alles brach nur zügellos und grauenhaft herein. Unser Heer wurde mitgerissen. Scharnhorst wollte mit Artillerie über den Harz.“

So erzählte Friedrich. Karl horchte zu. Herz, halte aus! Friedrich ritt noch in der Nacht weiter.

Die Flucht

Beim Aufwachen im ungestalteten Morgendämmern kam das Grauen.

Karl saß aufrecht in seinem Bett und da war nichts. Untergang für Preußen. Dieses Land konnte sich nie wieder erholen. Durfte auch nicht. So war nun Weltenzweck. Kam es dennoch einmal hoch, so nur zum Schein.

In dieser Zwischenzeit zwischen Nacht und Tag lag alles Leben gräßlich und schleierlos.

Morgen zog auf und war doch nur schlimmer, Wirklichkeit nur schrecklicher als jede Furcht.

Aber Karl wurde in Tätigkeit eingespannt. Godenau kam. Befehl des Handelsministers Freiherrn vom Stein. Die Regierungskassen sollten sofort aus Magdeburg herausgeschafft werden. Nach Stettin oder darüber hinaus, wenn es nötig war. Und Karl sollte diesen Zug unter militärischer Bedeckung als einziger Beamter begleiten. Godenau kam mit emsigem Behagen. Er hatte sich von allem Entsetzen zum Erstaunen schnell erholt. Sollte Karl ihm diesen Auftrag danken? Er war mißtrauisch. „Sie wollen mich wohl los sein?“

„O, Sie Glücklicher! Daß Sie den Eumeniden in dieser unseligen Stadt zu enttrinnen imstande sind!“ sagte Godenau.

„So reisen Sie doch selber!“ entgegnete Karl mürrisch.

Er sagte: „Hier sind eine Unmenge Soldaten. Aber kein Mensch nimmt sie zusammen und bewaffnet sie wieder. Hier sollen keine Führer sein? Nur allein drei Duzend Generale. Warum schmeißt keiner diese Soldatenhaufen wieder zurecht? Diese Hunderttausende, die alle essen und

leben wollen, sollten uns nicht dennoch retten können? Gebt ihnen ihre Musketen wieder in die Arme, drillt sie frisch und besser und führt sie wieder gegen den Feind. Preußen hat noch seine Armee. Aber nichts geschieht. Wir lassen alles laufen. Wie Gott will!“

Godenau lächelte. „O! Hundert Generalskutschchen klemmen sich auf dem Wall ineinander. Unsere kostbarsten Altertümer haben wir allerdings gerettet. Unsere Kanonenkugeln krollern uns zwischen den Beinen herum. Nur, weil wir längst keinen Kopf mehr haben, reißen sie ihn uns nicht ab.“

„Was Ihnen doch alles Spaß macht!“ sagte Karl verächtlich.

Er hatte nun aber im Wirbel zu tun.

Unterm Mittag kam er schnell nach Hause. Da hatte die fürstlich Nienburgsche Familie zu ihm geschickt. Sie war auf der Flucht in der Propstei untergekommen. „Ich konnte ja ebenso gut schon fort sein“, sagte Karl erschrocken zum Diener, der die Bestellung brachte. Er erfuhr, daß der Durchlauchtigste Fürst selbst, sein Sohn, der Erbprinz, beide mit dem preußischen Heer fort seien, niemand wisse, wohin.

Karl fand die Familie in einem Schreiberstübchen zusammengedrückt. Die Fürstin saß verweint mitten im Zimmer. Ihre acht kleinen Kinder schrien und lärmten. Dienerschaft lief umher. Betten, Reisezeug, Milchflaschen, Kinderwäsche, Eßwaren lagen auf jedem verfügbaren leeren Raum ausgebreitet. Prinzessin Sophie, nun ein junges Mädchen, kniete vor ihrer Stiefmutter, um das heulende Weib zu beruhigen. Georgette stand, ganz in Schwarz gehüllt, ruhig am Fenster. Die Fürstin schimpfte. „Kanaille! Brut! Hundsfötter!“ und meinte die Magdeburger Gastwirte, die ihrer Familie die Aufnahme verweigert hatten, weil jedes Plätzchen mit Generalität vollgestopft sei. Aber der Fürst,

so tröstete sich seine Frau, werde diesem Brutgesindel, diesen Halsabschneidern, diesen Galgengaunern und Bettelpack schon Sitten beibringen! Jetzt konnte die Dame deutsch. Sie herrschte Karl an: „Schaffe er uns Quartier in einem anständigen Bürgerhause. Einem adligen will ich nicht zur Last fallen und Er wird auch keins aus seiner Bekanntschaft so genau wissen. Ich will sofort von hier weg. Ich bleibe keine Stunde mehr hier. Ich will weg!“ Sie schnaubte nach dem Fenster hin, an dem Georgette stand: „Du bist an allem schuld. Du hast nicht weggewollt.“ Sie wandte sich zu Karl. „Sie hat nämlich auch mit den französischen Offiziers auf ihre Rechnung kommen wollen.“

„Mama!“ flehte Sophie. Georgette blieb steinern still.

Jemand klopfte an die Thür; die Fürstin schrie laut auf: „Mordbrenner! Jakobiner! Sie haben es auf die hochadligen Familien abgesehen. Ich will mit meinen Kindern im Freien sterben!“ Aber jemand brachte nur frische Milch. Die Fürstin wiederholte gellend immer: „Ich will unter Gottes freiem Himmel sterben! Ich will nicht ins Gefängnis geschmissen werden. Ich will nicht aufs Schafott kommen. Sie haben die hochadligen französischen Kinder in die Jauchegruben und in die Bergwerksschächte hinuntergeschmissen. Ich will mit meinen Kindern in Sicherheit. Wir können hier nicht bleiben, weil uns hier niemand duldet, uns, das Haus Nienburg! Diese Kinder stellen die ganze Hoffnung und den Stolz des fürstlichen Hauses Nienburg dar. Gottes Gericht wird über jeden Missetäter Pest und Tod verhängen, der sich nicht mit jedem Atemzug für ihre Rettung und Sicherheit zur Verfügung stellt.“

Karl erklärte, daß allerdings nicht ratsam sein könne, in der Festung zu bleiben, wenn nun der Feind, wie zu erwarten stehe, zur Belagerung anrücke. „So“, sagte die Fürstin grimmig, „verhungern kann ich also auch noch mit meinen

Kindern. Er ist mir als geschickt und zuverlässig empfohlen. So schaffe Er Rat. Es soll kein Schade nicht sein.“

Karl erwartete jeden Augenblick, daß sie ihre Börse ziehen und ihm einen Taler anbieten werde. Wahrscheinlich hatte sie nur keine Börse bei sich. Er wußte immer die dunkle Gestalt in der Fensternische und sie teilte seine Erniedrigung mit ihm.

Eilig, denn er hatte ja von Amtswegen das ungemeinste zu tun, stürzte er ins Pfarrhaus zu den Zähnidés. Ob die fürstlich Meinburgische Familie bei ihnen unterkommen könne, wahrscheinlich nur für eine Nacht, jedenfalls nur für kurze Zeit? Sofort wurde mit Begeisterung gepackt, geräumt, das Beste hervorgeholt. Die wunderschöne Prinzessin Georgette! Der Engel Sophie! Die rührenden kleinen Kinderchen!

Karl kam in Hast am Nachmittag noch einmal. Die Familie war eingezogen, die Pfarrersfamilie selig. Er ließ sich nur bei Georgette melden, die mit einem Buch in der Hand in Käthchen Zähnidés Stübchen saß. Die Familie dürfe sich, so teilte er erregt mit, der Gepäcksfuhrer anschließen, allerdings nur mit zwei Wagen und einem Frachtgefährt, die heute Nacht unter seiner Führung und unter militärischer Bedeckung die wichtigsten Staatsakten aus der Festung nach Osten, wahrscheinlich nach Stettin, wegfahren solle.

Er hatte die Erlaubnis vom Präsidenten von Godenau erwirkt. „Lieber, junger Freund“, hatte der sofort zugestanden, „ja, es gilt. Hier sind allerdings kostbare deutsche Kleinodien zu retten. Nimmermehr dürfen wir dem Feind den Triumph gönnen, daß die fürstlichen Damen in seine Hände fielen.“

So rollten am späten Abend wirklich die schweren Frachtwagen mit dem Geld, das den preußischen Staat fristen sollte, rassend durchs Tor. Die Festung voll heillosesten Getümmels blieb zurück. Fürst Hohenlohe, der preußische Höchstkomman-

dierende, würde nun endlich die Überreste sammeln und nach Nordosten, Richtung Stettin, führen.

Die ganze Nacht lief neben dem Wagen das Getrappel der einzeln oder in Trüppchen fliehenden Soldaten her. Morgens lagen am Wege Tornister, Rappen, Helme, Patronentaschen, Säbel, Flinten, alles, was ein Soldat nur fortwerfen kann, um nur als Mensch weiter zu fliehen.

Mit dem Morgen lenkte der Zug vom Wege ab. Sie hatten sichere Fahrer. Ringsumher wurde die Landschaft ganz still. Krieg war nicht mehr oder noch nicht. Himmel spannte sich weit. Oft fuhren Vögel aus der Heide auf; Wild schreckte hoch. Hühner und Fasanen und Rehe und kleines Getier der Niederjagd. Sie hatten die Himmelsweiten um sich und immer Stille, und der Sand rann leise malmend zwischen ihren Rädern. Manchmal kamen sie durch Holz. Die Kinder sprangen aus den Kutschen, um Binsen und Preiselbeerkraut zu brechen und zu Körbchen und Sträußen zusammenzubinden. Heidekraut war schon abgeblüht. Die Kinder freundeten sich heftig mit den Soldaten an; ihre Hüte wurden ganz umkränzt, auch die Pferde und die Kutschen. Die Fürstin sprach so gut wie nur mit dem adligen Hauptmann der Bedeckung. Georgette blieb in sich gefehrt in ihrem Wagen bei den kleinen Geschwistern. Um Karl bekümmerte sich höchstens Prinzessin Sophie, die ihm Obst und Lederbissen aus den Vorräten der Familie brachte. Karl suchte Georgettes Anblick, der ihm nur wehtun konnte.

Sie ging nach beschwerlichem Reisetage von den andern fort, um auf einem Steinblock zu sitzen und in die Heide hinauszusehen. Abendhimmel glühte hin. Karl stand neben ihr und empfand seine Anmaßung und sein Unvermögen. Sie ließ die Hand, die ihr Kinn gestützt hatte, sinken und sah ihn freundlich an. Er hätte so gern mit ihr von hohen und

tiefen Dingen gesprochen, von Dichtung, vom Beispiel erhabener Seelen. Schöne Verse Goethes brannten auf seinen Lippen; das hohe Abglühen des Abends feierte auch in seiner Seele. Er hatte kein Wort, stand und schwieg. Georgette sagte freundlich nur: „Man hat, nach der langen und eingeschlossenen Fahrt, wohl das Bedürfnis nach Weite und nach dem Vermögen, sich zu sich selbst wiederzufinden.“

Er nickte und konnte nichts denken und fassen wie das zerreiende Verlangen nach ihrer körperlichen Nähe und Zärtlichkeit. Trostlos hoffte er, daß soviel vergebliches Sehnen auch sein Leben schnell mit sich raffte. Sie stand auf, und er rückte sich zurecht und ging an ihrer Seite zurück und war nichts wie ein bleicher, verlegener, stoßender Jüngling. Die Fäuste der Grausamkeit gruben in seinem Herzen.

Am selben Abend schlug sich seine Gemütsbedrängnis den Weg in die Freiheit auf, in der Wallung großen Zorns über die Unverschämtheit und Dummheit der Fürstin. Er fand sie und zwar nicht zum ersten Mal, in klagendem Gespräch mit den Wirtsleuten der armseligen Fuhrknechtsherberge, in der sie für die Nacht untergekommen waren. Ausführlich beklatschte sie das Geschick des preußischen Königreiches und das Geheimnis dieses Wagenzuges, das sie glücklicherweise in seinem ganzen Umfang nicht kannte. Er hatte gewarnt. Heute drang er wütend vor: „Hier kommt eine Wache vor die Tür!“

Die Frau erhob sich hochrot. „Fortscheren! Er! Fortscheren! Er! Cujon! Er!“ Sie schrie: „Unterstehe er sich noch ein einziges Mal! Auch nur mir unter die Augen zu kommen!“

Karl befahl erblaßt und erboßt: „Die Stube wird geräumt.“

Der Zug fraß sich durch die Heide hin. Einmal, als sie sich über eine mit Weidendickicht bestandene Furt mitten

durch glühenden Sumpf arbeiteten, erschienen in der Ferne auf dem Damm der Landstraße vor ihnen am Rande des Sumpfes deutlich gegen den Himmel mehrere einzelne Reiter, danach mehr, gegen zwanzig, mit Soldatendreispitzen, mit Lanzen. Der Zug hielt. Die Reiter vorn am Rand des Gesichtsfeldes ritten hin und her. Daß sie, waren sie nicht unterrichtet, den Zug hier im Weidendickicht bemerken würden, war nicht wahrscheinlich. Was waren das für Reiter? Preußen? Niemand konnte die Uniform erkennen. Feinde? Hinterhalt? Kein Mensch wußte, was sich inzwischen auf dem großen Kriegstheater zugetragen hatte. Der Hauptmann und Karl ratſchlagten, daß sie, wenn sich die Reiter als Feinde herausstellten, die Risten mit dem Staatsſchaz in den Sumpf ſtürzen würden. Aber die Reiter verschwanden von droben, und die verkleideten, vorausgeſandten Späher fanden keine Spur mehr von ihnen. Der Zug nahm ungehindert ſeinen Weg, und niemand aus ihm erfuhr jemals, wer dieſe Reiter geweſen waren.

Stettins Türme wuchſen aus der Ebene. Beim erſten Dorf mit Nachrichtenverbindung mit der Welt enthüllte ſich der namenloſe, entſetzliche preußiſche Jammer. Es gab kaum noch einen preußiſchen Staat. Die Franzoſen rannten übers Land, ſahen, was ſie haben wollten, ſpuakten hin und hatten es ſchon. Fürſt Hohenlohe hatte ſich angeſichts der rettenden Türme der Feſtung Stettin an eine franzöſiſche Heeresabteilung ergeben. Der bonapartiſtiſche Schwager Murat log ihm vor, da umſtelle ihn das ganze franzöſiſche Heer. Hohenlohe lieferte beinahe alles, was ſich noch aus Magdeburg gerettet hatte, in Gefangenſchaft.

Die vornehmſten preußiſchen Regimenter wurden von einer Patrouille Franzoſen eingedeckt. Nur General Blücher mit Scharnhorſt und dem Major von York liefen noch nordwärts, ſchwer von den Franzoſen bedrängt.

Aber die preußischen Festungen sanken einem französischen Trompetenstoß. In die stolze Festung ersten Ranges Erfurt hatte sich nach Jena der Schwesterohn des Königs, Prinz von Dranien, geworfen, unterm Schwur bei allen heiligen Himmelkräften, diese Festung halte durch. Die französische Abtheilung, der er nachher die Festung übergab, hatte nicht einmal genug Leute, um vollzählig die Posten zu besetzen.

Der Kommandant von Spandau: Dem unglücklichen, durchfliehenden König gelobte dieser Herr von Benekendorf in die Hand, auf jeden Untergang halte diese Festung aus. Drei Tage später stießen die Franzosen die Besatzung von den Wällen, ehe noch drinnen in der Festung die Übergabe unterzeichnet war.

Küstrin, Schlüssel gegen Polen, die wichtigste Oderfestung. Kommandant von Ingersleben gelobte seinem König jede Treue bis zum letzten Blutstropfen. Einige Tage später wollte er aufs andere Oderufer übersehen, um nur ja recht hurtig die Übergabe zu unterzeichnen. Die Frau von Ingersleben kam herangestürzt, nur den Schleier übergenommen. Sie warf sich dem Gatten zu Füßen hin, umklammerte seine Knie, er dürfe, dürfe nicht fort. „Mann, Mann, ich flehe Dich bei den Häuptern unserer Kinder an! Sie sollen nimmermehr einen geschändeten Namen tragen! Mann, ich will mit Ehren in meinem Grabe liegen!“ Was verstand ein Weib von großen Kriegsdingen! Ingersleben stieg in seinen Rahn.

Gouverneur Graf von Kleist rief die neunzehn Generale, die in Magdeburg saßen, nach der Flucht, auf die Festung zusammen. General von Mvensleben, der zweiundsiebzig Jahre alt war, fragte an, warum sie denn überhaupt hierher zusammengeholt seien? Jeder Punkt der Übergabe scheinete ja schon felsenfest zu stehen. Dabei — er sähe sich im Kreise

um, und da müsse er finden, sie hätten ja wohl noch alle ihre vollen, roten Backen.

„Ich sehe mich auch um, mein Herr General“, erwiderte Kleist, „und da will mir scheinen, Sie sind hier in unserm Kreise der Jüngste. Also sprechen Sie gefälligst nur, wenn Sie gefragt werden.“

Alle unterschrieben.

Die kleineren besetzten Plätze — ach, Schachspielen war schwere Arbeit gegen eine solche Besetzung.

Die königliche Familie hatte bis Königsberg flüchten müssen.

Karl erfuhr in Stettin, er habe die Kassen dorthin zu geleiten.

Ermüdet und mutlos kam er zur Prinzessin Georgette, um Abschied zu nehmen. Er selbst hatte der fürstlichen Familie geraten, nicht weiter zu ziehen, sondern am besten nach Berlin zurückzukehren. Dort würden sie auch am ehesten Nachrichten über den Verbleib der beiden Männer, des Fürsten Christian Chlodwig und des Erbprinzen, erhalten können.

Die Prinzessin fragte sanft: „Und was wollen Sie selbst tun?“

Er zögerte. Alles war so gleichgültig. Sie bat: „So sagen Sie es mir.“

Er erwiderte: „Mir bleibt nur übrig, der preußischen Regierung nachzuziehen, selbst über die Grenze hinaus, wenn uns vielleicht Rußland eine Zuflucht bietet. Wenn Preußen auch untergeht, so gehört ihm doch mein Stern.“

„Ich möchte Ihnen so gern eine Freude bereiten“, sagte sie. „Sie haben sehr viel für uns getan. Würde Ihnen ein Andenken an mich lieb sein?“

Er schwieg, sah sie an. Sie lächelte. „Bitte, nehmen Sie doch.“ Sie nestelte ihr Armband los. „Dieses Armband

enthält ein Bild meiner Mutter, sehen Sie hier.“ Sie wies ihm das feine Rund. „Ich möchte es Ihnen schenken.“

Er streckte seine Hand aus, die so zitterte, daß das Schmuckstück klirrend zu Boden fiel. Sie bückte sich schnell, hatte es früher in der Hand und gab es ihm noch einmal.

Er küßte ihre Hand. Als er sich in der Tür nochmals umwandte, stand sie gesenkten Hauptes in verlorren Gedanken. Sie blickte auf und sagte zerstreut: „Auf Wiedersehen, mein lieber Herr Assessor, auf Wiedersehen.“

Karl fuhr eine Stunde später mit seinen Kassen weiter fliehend fort.

Der zerbrochene Staat

Der heroische Entschluß, sich dem Staat seiner Wahl auch im Untergang zu widmen, war gewiß nicht schwer gefaßt und noch leichter verkündet. Aber danach hatte Karl durchzumachen, was es damit hieß.

Seine Kassen wurden ihm in Königsberg gern abgenommen. Ohne sie hatte der preußische Staat kein Geld mehr. Wasdann? Für Karl? Er fragte: „Was wird aus mir?“ Man antwortete erstaunt, er sei in Magdeburg zuständig. „Ja, glauben Sie, wir können hier alle Magdeburger oder Berliner oder Erfurter oder sonstwelche preußischen Herren Assessoren oder Referendars oder Kriegsräte durchfüttern, die jetzt unter den Franzosen zu dienen keine Lust haben?“

Karl sagte einiges von Auftrag, Verdiensten und Ansprüchen.

„Wir haben nämlich Krieg, lieber Herr, Krieg!“ schnob ihn der zuständige Geheimrat an. „Soll Thretwegen jetzt ein Königsberger Herr Assessor aufs Pflaster fliegen?“ Er schrie schließlich: „Ich bin nicht mehr zu sprechen. Aus Königsberg, sage ich Ihnen, bezieht der Herr Assessor keinen Pfennig.“

Alle Türen schlossen sich zu. Karl lief herum und wurde nirgends mehr angenommen.

Er wollte unter keinen Umständen nach Magdeburg zurück. Er wollte lieber verhungern. Er wollte nicht nach Magdeburg. Nun ging er täglich auf die Exerzierplätze zu den Soldaten und sah zu, wie sie öffentlich geprügelt, mit Püffen hin und her gejagt und mit Schimpfworten überhäuft wurden. Er hatte sich anwerben lassen wollen, vermochte es nicht. Auch hob Preußen keine neuen Truppen aus.

Karls eignes Geld schmolz weg. Aus der Heimat konnte keins bis zu ihm durchdringen. Hatte die Nachricht von seinem Verbleib die Eltern überhaupt erreicht? Hier borgte ihm niemand etwas.

Er versank in Elend. Es war ihm recht. Es war nicht sehr unangenehm, völlig arm zu sein. Er mietete sich ein Unterkommen, nicht viel mehr als einen Gesellenstrohsack, bei einem armen alten Weibchen, und lag faul, trübe und verkommen in der dunklen Kammer. Ihn hungerte auch; das heißt, da er tagelang auf dem Strohsack liegen blieb, hatte er nicht viel Verlangen nach Essen. Das alte Weibchen brachte ihm manchmal ein paar Kartoffeln mit Salz oder eine Suppe. Trotz allem blieb er immer ein feiner Herr für sie. Bei dem Weibchen war noch eine Flüchtlingsfamilie untergekommen, was von ihr übrig war, eine Bauernfrau aus Ostpreußen mit ihren vier Kindern. Der Mann war erschlagen auf dem Hof liegengeblieben, als die Russen beim Einmarsch in Ostpreußen, dem Staate Preußen zu Hilfe, seine Pferde und sein Vieh wegnahmen. Die Frau hatte die Kinder zusammengerafft und war in die Weite davongerannt. Sie bettelte sich bis Königsberg durch, um bei dem Weibchen, einer entfernten Verwandten, trotz aller Armut eine Stätte zu finden. Nun hausten alle in der Küche, die sich auf den Hausgang öffnete und sonst keine Fenster hatte.

Das bißchen Geld, das die Alte verlangte, konnte Karl noch für eine Weile bezahlen. War es auch damit zu Ende, so wollte er sich den Hals abschneiden. Oder sich aufhängen. Oder weit weg in den Winter gehen und sich hinsetzen und erfrieren. Oder sich ersäufen. Oder zu den Russen gehen und Händel suchen. Die schlugen ihn schon schnell genug tot. Oder — — — er unterhielt sich damit, immer neue Selbstmordarten auszudenken. Er hatte am Hafen Arbeit gesucht, konnte sie aber körperlich nicht bewältigen. Er lag auf seinem

Strohfaß, machte Verse und hatte Halberscheinungen, die sich in der Hauptsache auf die Prinzessin Georgette bezogen. Er verachtete und beschimpfte seine Abgöttin grenzenlos. Ihre Stiefmutter, diese boshafte Gans, hatte doch wenigstens acht Kinder in die Welt gesetzt. Diese Prinzessin Georgette aber war nichts wie gefallsüchtig und geziert. Nichts liebte sie, nicht einmal sich selbst. Er ging hin und verschleuderte das feine Armband, das sie ihm gegeben hatte, an einen düstern Trödler, von dem er annehmen konnte, daß er ihn als Dieb ansah. Den Schandpreis, den er bekam, vertraut er sofort. Er suchte niedrigste Abenteuer unter Hafendirnen und mußte mit den schlechtesten vorlieb nehmen, weil er kein Geld hatte. Die Mädchen lachten ihn auch nur aus, denn er war weder Arbeiter, noch Soldat, noch ein Herr. Er wurde in Prügeleien verwickelt und fast tot geschlagen. Danach kehrte er wieder zu seiner schmach tenden Liebe zurück. Nun stöhnte er und schrie nach seiner Göttin. Könnte ich sie bezwingen, so wäre ich Gott. Sie ist Gottheit, nur niedergefliegen auf diese blöde Welt, die sie niemals begreift. Er sagte seine ganze Mythologie her. Bezwänge ich sie einmal, daß sie nichts anderes denken und fühlen könnte als nur mich! Nur einen Atemzug lang! Er lechzte und zerrang sich.

All dieses Elend nutzte ihm nur nichts. Alle Gedichte, die er verfaßte und die ihn am Abend und in der Nacht bis in Himmels Höhen entzückten, waren am Morgen nur abgeschmackt, und er warf sie in den Abtritt. Aber er war noch jung und rettende Ereignisse mußten sich einmal zutragen.

Er traf Friedrich von Haffelde auf der Straße. Solche Begegnung war weiter nicht wunderbar. Alle Offiziere der früheren preußischen Heere, die nicht gefangen waren, hatten sich in Königsberg einzufinden. Friedrich erkannte den Freund, wie er halb irrsinnig und völlig verwahrlost wie ein Sträfling durch die Straßen taumelte. Karl war

schon an ihm vorübergegangen, als er dem Freund nachträglich auffiel. Friedrich sprang ihm nach: „Du! Du!“

„Ja“, erwiderte Karl niedergeschlagen. „Nur Schnaps laufe ich noch nicht.“

„Aber so ist es doch mit uns allen, wenigstens beinahe,“ redete Friedrich erschüttert zu. „Ich bin auch nur auf Halbsold.“ Er bat: „Komm doch mit.“

„So wie ich bin, kann ich nicht mit Dir über die Straße gehen.“

„Ach“, redete Friedrich zu, „zuerst wollen wir miteinander zu Mittag essen.“

„Glaubst Du, daß diese Bevölkerung auch nur einen Funken von Mut oder Hoffnung oder von Selbstgefühl aufbringt?“ fragte Karl. „Nein. Alle diese Leute finden nur: So ist es. Aber nur ja keine Empörung gegen dieses Franzosenpack. O, im ganzen Gegenteil! Kämen doch nur diese Herren Franzmeier bald! Wären sie nur erst da! Sie kämen ja doch, und dieser Zustand des Hangens und Bangens sei nur albern und qualvoll. Die Frazer seien hundertmal so klug und tapfer und mutig und reizend und entzückend wie nur jemals ein Preuße, und wenn sie nun die Weiber und Häuser und alles Land wegnähmen, so sei es nur so in der Ordnung und gottgewollt. Weil diese Kerls doch nun einmal zu den Weltherren bestimmt seien. Wenn unter diesem Volk hier eine Empörung ist, dann nur gegen die Russen. Die uns doch wenigstens zu Hilfe gezogen sind. Diese verruchte Bande hier in der Stadt wünscht nur, daß die Frazer erst einmal eingezogen wären, und dann käme Handel und Wandel wieder ins herrliche Blühen.“

„Ich kann dieses Volk nicht mit seinem Namen nennen“, sagte Karl. „Ich bin überzeugt, einmal war Franzose auch nur ein Drecksausdruck, Schimpfname. Von Franke. Aber nun, — nein. Die verdienen keinen ordentlichen Namen.“

Friedrich ging mit seinem Freunde, der darauf bestand, keinesfalls setze er sich als ein derartig abgewetzter, stinkender Bettelwurm mit dem Freunde zum Essen nieder. Allein wollte ihn Friedrich vor der Hand nicht mehr lassen. Während sich Karl in seiner Kammer umzog, ging Friedrich zu der Flüchtlingsfamilie in die Küche, vor allem deshalb, weil er Karl jede Befangenheit ersparen wollte; er konnte vielleicht Qual empfinden, wenn er nun nicht ganz saubere Wäsche zeigen mußte. Die ostpreußische Bauernfrau schälte Kartoffeln. Ihre Kinder spielten am Holzkasten. Die Alte sagte von der jüngeren Frau: „Nun sieht sie und sagt nichts, und das Herz ist ihr zerbrochen, weil sie ihren Mann mit dem Russenmesser in der Brust tot auf der Straße hat liegen lassen, und nun denkt sie immer, die Hunde haben ihn angefressen.“

„War er denn wirklich schon ganz tot?“ fragte Friedrich.

„O ja, tot war er“, sagte die Alte. „Er hatte ja das Russenmesser bis zum Hest in der Brust. Aber nun ist sie unglücklich, weil er kein Begräbnis gehabt hat, und die Russen werden ihn zertreten und aus dem Weg in den Graben geschmissen haben, oder auf den Misthaufen.“

„Der Mann war gewiß immer fleißig und ordentlich und auch fromm“, tröstete Friedrich. „Gewiß hat sich Gott seiner erbarmt.“

„Ja, das war er“, beteuerte die Frau, und nun rannen ihr die Tränen.

„Er ist gewißlich begraben worden, wahrscheinlich doch von Nachbarn und wenn auch in der Nacht. War denn sonst niemand im Dorf?“

„O ja, welche sind schon dageblieben.“

„Sie haben ihn sicher geholt, und vielleicht waren auch bei den Russen fromme Leute. Bei ihnen sind auch viele Deutsche, besonders unter den Offizieren. Gott wird sich

seiner erbarmt haben, und wenn Sie wieder nach Hause kommt, so findet Sie sein ordentliches Grab.“

Ihr rannen die Tränen. Er wandte sich den Kindern zu, denen er etwas Kleingeld schenkte. Karl kam und sagte: „Ich habe auch schon hingehen und nachsehen wollen. Aber jetzt ist es für alles doch zu spät.“

Er hatte sich umgezogen, gewaschen und rasiert und sah verhärmt und verfallen, aber rührend und geistig aus. Friedrich liebte ihn erbarmend.

Unterwegs redete Karl immer über die preußische Lage. Ja, die Festungen Kolberg, Graudenz, Danzig und Neiße hielten sich noch. Aber wie lange? Die Russen taten nichts, nicht einmal das geringste zum Entsatz von Danzig, und sie seien in der Tat noch entsetzlicher als der Feind. „Diese Franzmeier kommen als offene Feinde“, sagte Karl, „da weiß man, Schrecken ist zu erwarten, nichts anderes. Und man kann hassen. Wo Russen haufen, bleibt nur nackte Verzweiflung. Dabei wollen sie auch nur den preußischen Untergang. Wahrscheinlich wollen sie nur ein möglichst großes Stück weg-schnappen, als Preis, wenn sie nun über Frieden handeln lassen.“

Friedrich berichtete gedankenvoll, daß auch Scharnhorst und Prinz Alexander Nienburg hier in Königsberg seien, aus der Gefangenschaft erlöst. Sie arbeiteten beim General-kommando.

„Ich will nichts mit diesen Nienburgern zu tun haben!“ brauste Karl auf. „Ich will mit dieser ganzen Sippschaft in meinem ganzen Leben nicht mehr das geringste zu schaffen haben.“

Friedrich schwieg.

Sie saßen jetzt gegen drei Uhr in der Wirtsstube fast allein. Frühe Dämmerung wob in der niedrigen, holzgetäfelten Stube. Friedrich erzählte, daß Hönze in französischen Händen

sei. Außer dieser Nachricht hatte er keine Kunde mehr erhalten. Erich hatte bei Sena mitgekämpft und war dann bei Prenzlau gefangen worden. Friedrich gestand seufzend: „Er war von seiner Truppe abgesprengt worden und konnte sich retten. Aber er ist den Franzosen nachgeritten und hat sich als Gefangener angeboten und ist nun, — ja, das weiß niemand.“

Karl begriff, daß Friedrich so schweren Kummer ihm zum Trost bloßlegte. Er sagte dennoch: „Woher weiß man nun so etwas?“

„Schwandten, Erichs Kamerad, war dabei. Er hat aber nicht mitgemacht, sondern hat sich gerettet und ist nun hier und hat alles gemeldet. Erich ist jetzt kassiert. Du hast vielleicht erfahren, daß eine Untersuchung eingesetzt ist über das Benehmen aller Offiziere nach Sena und Auerstedt bis jetzt. Jeder muß über seinen Lebenslauf seitdem berichten.“

„Ich kann mir einen Zustand der Erschöpfung und Müdigkeit vorstellen, in dem alles möglich ist“, sagte Karl.

„Ach“, erwiderte Friedrich, „so war es mit Erich nicht.“

In ihr trauriges Schweigen fiel ein Gespräch einiger älterer Bürger am Nebentisch, zu denen ein anderer getreten war mit einem frischen Zeitungsblatt. So werde denn hier nun bewiesen, daß das Königreich Preußen gerade hundert Jahre gedauert habe. Aber nun sei seine ganze Herrlichkeit mit einem Zauberstrahl weggefegt worden. Fuimus Troes; fuit Ilium. So sei das Los dieses wunderbaren, doch nur durch einen einzigen Mann geschaffenen Staates.

„Mit solchem Gespräch tröstet sich nun dieses Volk der Philosophen; Du hörst die Kunde der Weisheit“, sagte Karl. „Dieser Mensch Bonaparte hat die Welt ganz behext. Ist eigener Wille auf die Dauer so qualvoll? Scheint so. Mir geht es auch so: Wie himmlisch gern fühle ich mich mit allen, gerade mit den vielen, mit meinem Volk eins. Ich kann es leider nur nicht.“

Friedrich bot dem Freunde an, mit ihm gemeinsame Wirtschaft zu machen. Er geleitete Karl in seine Wohnung, aber zum Abend würde er wiederkommen. Er hielt sein Versprechen und brachte den Prinzen Alexander Nienburg mit, der freundlich und ohne weiteres auf dem niedrigen Strohsack in Karls lichtlosem Gesellenquartier niedersaß. Er sagte seinen Dank für Karls große Sorge um seine Angehörigen an. Unter keinen Umständen dürfe eine Kraft wie Karls dem preußischen Staat verloren gehen. Hier in Königsberg sei nicht Überfluß, sondern bitterer Mangel an tüchtigen Beamten. Diese Provinzverwaltung solle ja nun den ganzen Krieg und das ganze, um sein Dasein ringende Preußen versorgen.

„Preußen geht zugrunde. So ist Zu-grunde=gehen“, sagte Karl.

„Niemals!“ rief Alexander lebhaft. „Welcher Frevel, so nur zu denken. Verweisen Sie solchen Gedanken weit über die Schwelle Ihres Herzens. Gewißheit Ihrer und unserer Kraft ist auch über Ihnen. Über Ihnen kraftvoller als über allen anderen; besinnen Sie sich nur. Sie leiden am Überschuß Ihrer Kraft, den Sie nicht unterbringen können.“

Er lud die Freunde zu sich zum Abend ein. Sie trafen den Grafen Kaspar Lüd, der jetzt seinen Kopf ganz kurz geschoren trug, ungefähr glatt rasiert. Er sah nun wirklich wie ein Hunnenkönig aus. Dieser schönste aller preußischen Feldzüge habe ihm natürlich auch noch Läuse eingebracht, sagte er. Einen Park gedente er dem Viehzeug weiter nicht anzubieten. Kaspar Lüd war mit Hohenlohe bei Prenzlau gefangen worden. Er war aber geflohen. So viele Soldaten, um alle preußischen Gefangenen bewachen zu können, hätten die Franzmeier gar nicht. Er nahm mit Begeisterung Karls Ausdrücke auf. „O“, sagte er, „dieses Heldenpaar! Die Mann-

schäften: Gefindel. Die Generale, eine Pracht! Schmuggler, Schankwirte, Matrosen, Fleischer, Ladenschwengel von gestern. Es ist kein Wahn mit der anständigen Herkunft. Bonaparte kam wenigstens noch aus dem Kadettenkorps. Aber dieses Generals- und Marschalls- und nun auch noch Königspaß, das hat alles ersäuft, guillotiniert, gebrandschakt, Städte angezündet, den König, seinen König ermordet, Priester und andere anständige Leute aufgesprengt, geheßt, erschlagen, vors Blutgericht geschleppt. Vor allem aber haben sie gestohlen, gestohlen! Es geht auf keine Kuhhaut, wie sie gestohlen haben. Erst in Frankreich selbst und danach die Hauptsache in Italien und Deutschland. Von daher stammt ja ihre ganze Herrlichkeit. Auch die vom Bonaparte. Er hat allein in Mailand eine Million in die eigene Tasche gesteckt. Frankreich hat sich dieses ganze Höllenpaß nun allerdings gründlich vom Halse geschafft und uns aufgeladen. Wir dummes Deutschland aber bilden uns auch noch ein, diese Bande sei fein. Haben Sie den Murat, bonapartistischen Schwager und nun funkelnelneuen Prinzen schon gesehen? Wunderbarer Kerl. Schlittenpferd mit wehendem Straußfederkranz. Jahrmarktsaltimbanque.“

Luc wollte jetzt eine Freischar zusammenbringen. Wollte Karl mitmachen? Alexander legte sich ins Mittel. Herr Köpe: sei an anderer Stelle dringend nötig. Er winkte Karl beiseite: „Sie möchten sich morgen früh beim Steueramt vorstellen. Irrtümer liegen vor. Sie sollen jede Genugthuung erhalten. Tun Sie um Gotteswillen keine anderen Schritte.“

Luc: „Diese Regierung! Hier in Königsberg, diese ganze Versammlung, nichts wie ein Haufen heulender Klageweiber! Kein Gedanke, nicht der leiseste Funken einer so gröblichen Einsicht: Wir haben erfahren, daß es so nicht geht. Auf keinen Fall so nicht mehr gehen kann. Also muß von Grund auf alles geändert werden. O nein. Ändern?“

Bessern? Umgestalten? Kräfte aus dem Volk herausholen? Wie macht man das? Jakobinertum! Nur die Königin hat Haltung. Sie glaubt an Gott oder an sich oder an die Russen. Vielleicht sogar an Preußen. Aber sie glaubt wenigstens.“

Die unendlichen, in Königsberg tatenlos herumwimmelnden Offiziere waren für Luß nichts wie Ungeziefer. „So ist es nun einmal beim Einsturz eines alten Hauses; brechen die Balken, so kriecht alles Gewürm an den Tag, Wanzen, Mäuse, Ratten. Diesem Gelichter trift der Jammer vom Maul, weil Halbsold ist. Seht, die Trager Offiziere würden anders bezahlt! Der Herr von Bonaparte wird allerdings jeden preußischen Offizier in Gold fassen, gerührt ihn nur solch ein preußischer Tammerleutnant als Imperator und Herrn der Erde anzubeten. In drei Wochen ist es nach diesen Herren spurlos für ewige Zeiten mit Preußen aus. Fuimus Troes. Fuit Ilium. Daß doch solch ein kräftig Trostsprüchlein auf der Welt ist. Unser König hat an den Herrn von Bonaparte geschrieben, daß er sich beeile, ihn auf seinen Schlössern, die er nun leider nur im Kriege berühren könne, aufs freundlichste willkommen zu heißen. Er sei nur so tief betrübt ob der Zeitumstände und hoffe nur, daß Seine Majestät trotzdem überall in jeder ihm angenehmen Weise aufgenommen werde. Er wenigstens habe alles getan, um alle Anweisungen nach dieser Richtung zu erteilen, die ihm die Umstände nur gestatteten. Dieser schöne Brief ist leider auch beim Bonaparte angekommen, und er hat ihn in die Zeitungen setzen lassen.“

Luß wußte: Die gefangenen preußischen Offiziere waren mitten durch Berlin hindurchgeführt worden, besonders die Garde. „Da kamen sie, so wie sie in Dreck und Modder gefangengenommen worden waren. Manche mit einem Stiefel und am andern Bein die Holzpantone, und der Hut hing ihnen verschlabbert und verregnet bis auf die Nase, so kamen sie wie die Schweine. Berlin johlte. Der Magistrat

hat den Franzmeiern sofort den Eid der Treue geleistet und der Gouverneur von Berlin, Graf Haxfeld, hatte das Arsenal mit den Waffen ungefähr zumauern lassen. Kein Flintenlauf dürfe vor dem Einzug des glorreichen Heeres weggeholt werden. Seine Majestät der Kaiser Napoleon könne sonst am Ende böse sein. Und der Bonaparte hat alle Fahnen aus dem siebenjährigen Kriege und Friedrichs Degen und seine Schärpe und seinen schwarzen Adlerorden nach Paris einpacken lassen mit der Verkündigung, so kämen denn die Ehrenandenken eines der größten Helden der Weltgeschichte endlich an ihren richtigen Platz. Friedrich habe dem Geist und der Liebe nach niemals zu einem andern denn zum französischen Volk gehört. Er habe denn auch gesagt, wenn er König von Frankreich anstatt von diesem armseligen Preußen wäre, so dürfte in ganz Europa ohne seine Erlaubnis auch nicht ein Kanonenschuß abgefeuert werden.“

„Das hat er bestimmt gesagt“, bestätigte Karl.

„Aber natürlich“, entgegnete Lud. „Was war damals Preußen? Ein Fezzen und Frankreich reich. Aber einmal fiel es trotzdem auf unsere Seite, in der Weltgeschichte, und so kann es wieder kommen. O, der Bonaparte weiß ganz genau: Wo Wahrheit nur brauchbar ist, da sind alle Lügen mit ihr verglichen nichts.“

Alexander erzählte den Freunden vom schrecklichen Zusammenbruch auch noch in Scharnhorsts Gefangennahme. „Wir hatten uns die Franzosen während der ganzen bitteren Verfolgung von Auerstedt bis Lübeck vom Leibe gehalten, hauptsächlich durch die Yorkschen Jäger. Unsere Leute fielen aber schließlich vor Hunger und Erschöpfung um. Der Lübecker Rat wollte uns durchaus nicht in seine neutrale Stadt hineinlassen. Wir mußten aber zu Obdach für unsere Mannschaften; wir hatten Wolfsjagd hinter uns. Nur einen einzigen

Tag Ruhe, dann brachen wir durch alle Umzingelung, auch durch diese Raubtierkette. Aber die Welfen sind unser Verhängnis. Der Braunschweiger Ferdinand hat Auerstedt verloren. Der Sohn sollte in Lübeck das Burgtor halten. Lübeck war leicht zu verteidigen, da es an drei Seiten Wasser hat und an der vierten ist Sumpf. Nur die Tore mußten dauern. Aber bei dem Welfen brachen die Franzosen unter dem Bernadotte ein. Scharnhorst diktierte mir Befehle. Auf der Straße kam wildes Schießen und Schreien auf; alles stürzt unten durch die Gasse; alle Glocken läuten Sturm. Uns ahnte sofort das Schlimmste. Da tobt der Kampf näher, unsere Leute dringen zurück, die Franzosen lärmen schon über die Treppe. Wir hatten keine Waffen. Eine Rotte stürmt die Treppe herauf. Ein französischer Kerl legt auf Scharnhorst an. Sie waren alle betrunken. Ein anderer schrie: „Kennst Du nicht einmal einen Obersten? Den nimmt man lebendig gefangen!“ und schlug ihm das Gewehr fort. Alles quoll voller Franzosen. Die Offiziere kamen hinterdrein. Sie sagten uns über die Maßregeln unseres Rückzuges auch noch Artigkeiten. Blücher war noch durch und aus der Stadt heraus; uns konnte er trotz aller schweren Mühe nicht retten. Major York ist vom Pflaster aufgelesen worden, schwer zermalmt. Blücher aber mußte sich am andern Tage bei Ratkau auch ergeben, denn er hatte kein Pfund Brot und keinen Schuß mehr. Wir sind aber alle bald darauf gegen französische hohe Offiziere ausgewechselt worden. Ein paar waren uns doch in die Hände gefallen.“

Alexander hatte die Zeitung des nächsten Tages schon und las einen Aufruf des Königs an sein Volk vor, die erste Anrede überhaupt nach dem großen Unglück. Der König wolle nun seinem Volke die Nachricht von der russischen Hilfe mitteilen, so sagte dieser Aufruf, und Preußen habe im Siebenjährigen Kriege aufs ruhmvollste gegen ganz Europa gekämpft.

Jetzt aber gelte es die Erhaltung der ganzen Nation mit allen heiligen und ehrwürdigen Gliedern.

Luß lachte Hohn. „Herrliches Glück der russischen Hilfe! Wir wissen, wie sie aussieht. Unsere heiligen und ehrwürdigen Güter! Scharnhorst geht zum V'Estocq, der nun unsere Truppen unter dem russischen Oberbefehl anführen soll. Wir dürfen in unserm eignen Lande bei Leibe kein eignes Heer mehr haben. Wir sind nun die zerschlagenen und verachteten Hilfsvölker dieser Herren Moskowiter, die Friedrich einst auch noch so nebenbei besiegte. Gegen Russen als Freunde sind die Franzosen als Feinde Handlanger der himmlischen Barmherzigkeit. Scharnhorst ist Kinderfrau beim guten alten V'Estocq. „Exzellenz, aber nicht immer den ganzen Tag nur in der Stube sitzen! Nur ein bißchen ins Freie heraus, an die Luft, nur bis ans Gäßchen dort! Wir binden ein Tücheltchen um den Hals. Die schöne wollene Jacke wird zu den wollenen Hosen übergezogen. Es ist ja gar nicht so kalt; nur draußen müssen wir einmal sein.“

„Meine Herren, mit solchen Scheußlichkeiten vergeudet unser einziger, großer Führer seine Kraft. Dabei geht es für uns gegen den Bonaparte. Dem es nebenbei bemerkt in gar keiner Weise gut, sondern sogar hundsmiserabel geht, und der vor Ungeduld in Warschau verkommt, und niemals würde er diesen Polen ihr Reich wieder aufrichten! Dieses Land, dieses Volk, dieser Schweinewinter. Der Bonaparte ist in Polen in Wahrheit von allen seinen Hilfsmitteln abgeschnitten. In seinem Heer wüthen die gräßlichsten Krankheiten. Nur ein bißchen Nachdruck bei uns und den Russen, nur daß wir endlich einmal an die Gurgel springen, warum sollen denn nicht einmal wir die Wölfe sein, und alles fliegt diesen Franzosen in den Dreck. Aber wir verdienen unsern Untergang.“

So sprach der noch hoffende, noch wütend ringende Mann.

Karl ward anderntags in jede Ehre und Stellung wieder eingesetzt. Er bekam Amt und Arbeit; aller rückständiger Gehalt wurde ihm ausgezahlt, sogar unter Entschuldigungen.

Friedrich, Alexander Nienburg, Graf Kaspar Lud zogen in den schweren Winterfeldzug. Karl hatte seine Arbeit. Sonst hatte er nichts. Nur einmal schickte ein kranker Offizier zu ihm um Beistand. Schwer leidend liege er im Bürgerquartier darnieder. Seine alte Wunde sei wieder aufgebrochen; niemand wisse sich in seiner Umgebung mit seinen Umständen Rat. Karl ging zu ihm und fand den Hauptmann von Suchta, den Adjutanten des Prinzen Ludwig, den Friedrich nach Saalfeld noch im Walde getroffen hatte. Nun war er in einem Zustande, daß Karl seinen Tod für die nächste Nacht annahm. Aber Suchta lebte noch am anderen Morgen und noch weiter, und Karl gewöhnte sich an den Zustand, der sich nicht merklich veränderte. Suchta goß große Klage in sein mitfühlendes Herz aus. Preußen sei dahin, erloschen sein herrlicher Stern. „Sprechen Sie nicht von Hoffnungen. Sie sind Vergeudung zu nutzloser Qual. Dieser Baum ist abgestorben. Schicksal. Auch beim abgestorbenen Baum, dem nimmermehr zu helfen ist, erhalten sich wohl für eine Zeitlang noch einige Äste und Blätter frisch. Sie und ich und alle, die mit uns empfinden, sind das Beispiel, die wir unser Los so entsetzlich lebhaft fühlen, mitten in der allgemeinen Gleichgültigkeit. So ward uns das Los geworfen zu unserer unentrinnbaren Qual. Klagend, weinend haben wir Preußen nachzutrauern. Es fiel; es ist dahin. Es wird nie mehr belebt werden, wird nie mehr auferstehen; es liegt als ein Leichnam, kann nie wieder arbeiten und eines Menschen Lust und Freude sein. Wer erlebt hat, was mir wurde, in diesem Heer, der weiß, wir sind tot. Mein engelsguter, herrlicher Prinz! Wie ich dich beneide, o Ludwig! Du gingst

zu Friedrich. Alles in mir sehnt sich, endlich mit dir und ihm zusammen zu sein.“

Zuchta sagte: „Damit wäre ja fertig zu werden, mit diesem Schicksal eines großen Unglücks, wenn nur nicht unsere eigne Niedertracht so völlig groß wäre. Ich weiß es am besten, alle klugen Leute sagen es auch, und alle haben recht. Zulezt freilich ist alles Gnade oder Verwerfung; wir sehen im Dunkel des Lebens nichts. Aber wir sind tot. Ich habe unsagbare Feigheit und Gemeinheit mit angesehen. Und die Erbitterung in den anderen Staaten auf alles Preußentum ist grenzenlos. Und hier, bei uns, im preußischen Volk auf seine Offiziere. Sie sog'en das Mark des Volkes aus, so redet das Volk. Wir durften um ihretwillen zu nichts kommen; sie waren viel zu viele; alles opferten wir unserm Heer auf und hatten selbst keine Ehre und keine Macht. Nun liegt dieses Heer, das von unserm Herzblut lebte, in Schande und Elend und wir mit ihm, hineingerissen in seine verdiente Schmach; alles ist an letztes Verderben ausgeliefert. Warum ließen wir das fürchterlich verderbliche Wesen aufkommen? Der Übermut zwang uns!“

Zuchta bekannte zitternd: „Ich schäme mich so fürchtbar, ein Offizier zu sein. Ich kann zu keinem Offizier sprechen. Sie reden großtuerisch oder feige; beides ist dasselbe. Ich habe nach Ihnen verlangt, weil Sie kein Offizier sind. Napoleon kann von diesen nicht begriffen werden. Ich habe die Stelle noch einmal aufgesucht, wo die Jenaer Schlacht geliefert und an uns, die Gottes Mund ausspie, das Strafgericht vollzogen worden ist. Ich bin dort auf die Knie gefallen, wo Er gestanden hat, und habe über die Stelle hin geweint und meine Hände darüber hin gerungen. Warum hat uns Gott dieses Los bestimmt! Daß wir schmutziges Opfer sind, das Beispiel, von Gottes Rat'schluß verstoßen zu sein? Er aber, Napoleon, richtet die neue Welt auf. Wir

sollen Opfer sein, um der Welt willen. Jeder Umsturz braucht das Geschlecht, das heruntergebracht werden muß. Aber Opfer des Untergangs zu sein, ist immer furchtbar schwer. Dann bin ich gewandert. Ich wollte zum König, um ihm den Rest meiner Kräfte darzubringen. So wollte ich mich der Bestimmung unterwerfen. Nun liege ich hier als ein hoffnungsloser, nichtswertiger Mann. Es ist schwer, Blatt vom Baume zu sein, der vermorscht nun darniederstürzt.“

Zuchta erzählte, daß er zuerst nach Saalfeld in einem thüringischen Bauernhaus krank gelegen habe. Die Franzosen stöberten ihn auf, ließen ihn aber an seinem Platz. Sie brachten noch andere Verwundete. Ein französischer Arzt versorgte sie notdürftig. Zuchtas Wunde heilte. Von den französischen Behörden gab niemand acht. So ging er, sobald er konnte, einfach fort, aus dem Hause, aus dem Dorf, zu Fuß und als Handwerker verkleidet. So wanderte er durch Sachsen, Oesterreich, Schlessien, Polen bis nach Ostpreußen.

„Ich bin unter Gottes weitem Himmel hingewandert. Ich konnte jetzt im Winter nicht im Freien schlafen, aber die Bauern und kleinen Schankwirte nahmen mich mildtätig auf und waren gut zu mir. Das kleine Volk ist untereinander wunderbar hilfsbereit. Ich bin bei klarem Tage und durch Dämmerung und Nacht gewandert, durch Heiterkeit und Sturm und Schneegestöber, und überall ist immer Gott. Aber Menschen sind unglücklich, denn ihnen wurde versagt, Liebe außer höchstens im Fleischlichen zu empfinden, und so fressen sie einander auf, und besonders wir Deutschen müssen so untereinander tun. Es ist ein furchtbarer Haß von den Großen zu den Kleinen in Deutschland und umgekehrt, und am liebsten erhöhe jeder die Art gegen den Bruder im Volk, aber sie sind alle nur Uebelthäter. Wären die Menschen um ein geringes liebevoller in ihren Herzen, so wäre das Leben für alle ein lächelnder Gottestag. Was wäre dann Krieg?

Nur eine ekle und abgefeimte Menschheitschmach. So ist er eine Zusammenfassung alles Schrecklichen aber doch in Verklärung. Friedrich und Napoleon sind für diese Erde die Völkerheiland. Ich bete zu ihnen, weil sie das Schwert nahmen und sich nicht fürchteten. So ist es mit diesen armseligen Menschen, die ein bißchen böse sind und nicht klug, und groß ist nur ihr ratloses Elend. So ist es der Welt geseht: Wird einmal dennoch eine Herde und ein Hirte sein, so nur durch die Schwertlöser. Ich aber will nie wieder unter die Großen zurück. Ich bin froh, daß ich nun sterbe. Aber sonst tauchte ich unter die Kleinen nieder. Ich habe nicht die Kraft zum bösen Recht unter den Großen. Ich will den vertropfenden Rest meines Lebens an die preußische Sache setzen. Nicht um Hoffnung willen. So versündige ich mich nicht mehr am Weltenwillen. Aber so viel tote Herrlichkeit möge doch auch in ihrer Todesschmach Treue erfahren. Meine Treue werde ihr Blumenkreuz und ihre Ehrentafel.“

Er dankte Karl. „Sie sind menschlich, daß Sie zu mir kamen und mich anhörten. Ich werde Sie nicht überlange bemühen.“

Juchta starb nach drei Wochen. Karl hatte wahrgenommen, daß er sich noch der Tochter seiner Wirtsleute, einem freundlichen, einfachen Kinde, in schwärmerischer Liebe ergeben hatte. Bei seinem Tode war sie wie zerbrochen. Er wurde in der Stille begraben; nur die Hausleute und Karl gingen mit. Seine Hinterlassenschaft war nichts. Die Franzosen hatten ihn bei seiner Gefangennahme gründlich ausgeraubt.

Die Schrecklichen Winterschlachten bei Eylau und Heilsberg wurden geschlagen. Das preußische Heer, soviel davon übrig war, stellte tapfer kämpfend seine Waffenehre wieder her. Aber die Schlachten wurden nicht von den Russen ausgenutzt.

So kamen sie, obwohl unentschieden, nur den Franzosen zugute.

Karls Freunde blieben am Leben.

Die Franzosen raubten den Staat Preußen, der unter ihren Häuften lag, aus. Karl wußte als Steuerbeamter, in welchem fürchterlichen Grad. Preußen vom russischen Bündnis abzusprenken, gelang nicht.

Erst nach langem Athemholen zog auch Napoleon wieder ins Feld.

Am vierzehnten Juni 1807 schlug er siegend bei Friedland, und sein Marschall Davoust zog in Königsberg ein.

Regierung und Kassen waren nach Memel geflüchtet.

Am siebenten Juli wurde der Frieden von Tilsit durchgezwungen, der Preußen sein halbes Staatsland kostete. Napoleon aber beteuerte, ein so gänzlich besiegttes Land bis zur Hälfte wieder herzustellen, widerspräche jedem staatsmännischen und kriegerischen Anstand. Nur die Rücksicht auf seinen neuen Freund, den Zaren Alexander von Rußland, habe ihn zu solchem Widersinn verleiten können.

Preußen bestand nur noch aus einer blutenden, zerfetzten, mit ungeheuren Schulden beladenen Hälfte, die der Feind in seinen Krallen zusammenpreßte.

Rußland nahm einen Teil bisherigen preußischen Gebiets.

Die königliche Familie und die Regierung wollten nicht nach Berlin zurückkehren, das der Feind besetzt hielt.

Spielball

Berlin lag als Spielball eines fürchterlichen Friedens.

Aber Karl sollte nun in Berlin ein Beamter sein. Er war sogar zum Kriegsrat befördert worden und durfte sich für eine nicht unwichtige Person in seinem Umkreis der preußischen Regierung ansehen. Er fuhr durchs Königstor in Berlin ein und mußte daran denken, wie er einst, vor zwei Jahren, so schüchtern, fast ängstlich, gekommen war. Welches Schicksal seitdem für ihn und diese ganze Stadt!

Schon bei seinem Einzug sah er die Sieger und Besizer. Seine Kutsche wurde gänzlich zur Seite gedrängt. Endlos trabte französische Reiterei die Straße hinab. Prachtvolle Leute, groß und schwer auf starken Gäulen, im funkelnden Brustharnisch. Vom blühenden Sonnenhelm wehte der schwarze Rosschweif gewaltig im Winde. Antikische Helden? Welcher Berliner hielt sie nicht dafür?

Karl ging zu Lorchens, Friedrichs freundlicher und anmutiger Zimmerwirtin. Sie schlug vor Freude über Friedrichs Gruß die Hände zusammen. Und der Herr Leutnant lebe also gesund und zufrieden nach all den Schlachten und Kriegsgreueln, und sogar an sie und die Großmutter denke er noch. O ja, gewiß, mit tausend Freuden wolle sie dem Herrn Kriegsrat das Stübchen geben. Aber bei ihnen sei nur noch ein kleines frei, und das des Herrn Leutnants von Haxfelde, das beste und hier auf dem Flur, habe ein französischer Sergeant, und den hätten sie aufnehmen müssen; aber die französischen Soldaten lägen am liebsten im Bürgerquartier, und wenn der Stadt auch feierlich tausendmal zugesprochen sei, daß die Soldaten für immer in die Kasernen sollten, so

sei es für die Franzosen doch allemal viel billiger und besser in den Bürgerquartieren, was alles die Stadt bezahle, bei den armen Leuten. Und die französischen Quartiermacher steckten einfach das schwere Geld für die Kasernen, das die Stadt auch aufbringen müsse, in ihre Taschen. Aber der Herr Kriegsrat möge sich das kleine Stübchen immerhin einmal ansehen. Sauber sei es gewiß und keine Wanzen, und der französische Sergeant wohne hier gegenüber und nicht neben dem Herrn Kriegsrat, wenn der vorlieb nehmen wolle, und in der Nacht brächte der Sergeant immer ein oder zwei Frauenzimmer mit, die Radau machten, aber tagsüber sei er wenig zu Hause und ein stiller Mensch.

„Zuerst hat er alle Tage Fleisch und Gemüse und Bouillon und Wein zum Mittag verlangt. Aber die Großmutter weinte alle Tage, und wir armen Leute können eine solche Kost nicht aufbringen, und sie hat immer geweint. Jetzt schmeißt er nur manchmal ein Päckchen für seinen Kaffee in die Küche und geht sonst auswärts zum Essen. Aber die Großmutter weint. Achtzig Jahre ist sie alt geworden, und sie hat sich ihr Begräbnisgeld zusammengespart; aber nun ist alles dahin. Denn jetzt ist nichts mehr für einen Taler zu bekommen. Ich habe auch keine Arbeit mehr; denn meine Blumenfabrik hat zugemacht, und ich habe drei Tage in der Woche dort verdient. Die Berliner haben aber gedacht, wenn nun die Franzosen einmal da sind, so kann das Verdienen wieder losgehen. Aber damit war es Essig. Und wenn unsere Schuster und Schneider auch den ganzen Tag für die Franzosen arbeiten müssen, so ist dabei doch kein Verdienst für sie, denn die Franzosen bezahlen fast nichts, da fließt alles daneben und in ihre Taschen; aber die Stadt muß alles aufbringen. Unsere jungen Handwerksburschen wollen nun alle nach Frankreich ziehen, und alle Tage wandern welche in Leinwandhosen und bekränzt zum Potsdamer Thor hinaus, und

sie schwenkten ihre dicken Stöcke und singen Lieder und freuen sich. Denn sie bilden sich ein, in Frankreich wird das Geld nur so gescheffelt, und da sind überhaupt keine Männer mehr, weil alle in den Krieg müssen.“

Karl traf den französischen Sergeanten am zweiten Tage auf der Treppe und wurde von ihm begrüßt, in der Art: Ah, mein Herr! Wohl einmal Feinde gewesen. Aber jetzt sind wir beide große Herren!

Lorchen hatte den Einzug der Franzosen mitangesehen. „Ich bin auch ans Hallische Thor gegangen. Ich dachte, so etwas siehst du in deinem Leben nicht zum zweiten Male, und ich sehe mir alles an, jetzt, in diesen Kriegszeiten, was ich nur kann. Denn wenn ich einmal auf meinem Sterbebett liege und meine Kinder und meine Enkel um mich herumstehen, so will ich sagen können: „Ich habe alles miterlebt, und ich habe es euch erzählt, alles von den schweren Zeiten, und was wir durchgemacht haben. Aber nun ist alles überwunden und Ihr könnt Euch so etwas nicht mehr denken. Aber wir haben alles erlebt. Und ich war dabei. Beim Einzug haben die Berliner von früh um vier am Hallischen Thor gewartet, mit einem Stühlchen und mit einer halben Wurst, und zu so etwas haben sie immer Zeit, und es wurden auch Schrippen mit heißen Würstchen dazwischen an Ort und Stelle verkauft. Ich ging erst um zehn hin und bekam auch noch einen hübschen Platz und habe alles gut sehen können. Zuerst und am Anfang des Krieges hat sich überhaupt keiner gefürchtet. Jeder dachte, und wenn die Franzosen auch einmal kommen, so gehen sie doch bald wieder weg, und hier bleiben sie auf keinen Fall. Nach den verlorenen Schlachten von Jena und Auerstedt haben sich die Leute ausgerechnet, daß vielleicht dreißigtausend preußische Soldaten weg sein werden, tot oder verwundet oder auseinandergesprengt und auch gefangengenommen. Solche Zahlen hatten in

den Zeitungen gestanden. Wir hatten aber ein preußisches Heer von über dreimalhunderttausend Mann gehabt. Dreißigtausend Mann Verlust ist schon sehr viel; einer soll mal dreißigtausend Mann totschießen. Das geht nicht so schnell, auch für die Franzosen nicht. Ich habe den Aufruf an die Berliner Bevölkerung vom Herrn Grafen von Schulenburg gelesen und auswendig für meine Kindesfinder behalten, so wie er an den Ecken angeklebt stand: Die Armee des Königs hat eine Schlacht verloren. Der König und die Prinzen des königlichen Hauses sind am Leben. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Ich bitte darum. Schulenburg. — Bloß Schulenburg. Und er bat um Ruhe. Jeder in Berlin dachte, daß die Russen als unsere Verbündeten schon auf dem Heranmarsch seien und die Franzosen bald Reißaus nehmen würden, weil sie dem Ansturm der vereinigten Preußen und Russen keinesfalls widerstehen könnten. Sie würden in Berlin höchstens drei Tage oder vier Wochen bleiben. Um elf ist das französische Fußvolk durchs Thor herein, lauter kleines quirrliges Volk, das durcheinander rennt, keine Strümpfe und zerrissene Hosen an hat und einen Blechlöffel geschultert am Hut. Sie hatten jeder ein Stück Brot auf ihre Bajonette gespießt, und eine tote Gans oder ein Huhn bammelte ihnen am Ranzen. Diese Truppen heißen die Löffelgarde, natürlich zum Spott, denn Garde sind sie natürlich nicht. Vor diesem Paß, das da durcheinander lief, soll nun die preußische Armee ausgerissen sein! Das waren die richtigen Zwerge. Da hat jeder das Wunder gesehen, daß wir nicht durch Menschenkräfte besiegt worden sind, und so wird sich das Schicksal auch wieder erfüllen. Aber unsere preußischen Soldaten können überhaupt nicht so fix wie die Franzosen rennen, weil ihre Hosen viel zu eng sind. Die französische Reiterei aber trug Bärenmützen und rote Federbüsche daran gesteckt. Ein ganzes Regiment von türkischen Mamelucken, wie sie

ihre schwarzen Indianer heißen, ist auch gleich mit eingedrungen. Aber wer einen im Quartier hat, der weiß, daß sie keine Türken und schwarzen Indianer sind, sondern bloß verkleidete Franzosen. Nur der Kaiser Napoleon hat einen echt türkischen Mamelucken. Damals ritt aber nur der französische Feldmarschall Davoust in Berlin ein. Und er hat zu dem Berliner Magistrat, als er ihm feierlich die Schlüssel zur Stadt überreichen wollte, da am Hallischen Thor, da hat er gesagt: „Meine Herren. Behalten Sie Ihre Schlüssel, bis Sie sie dem größten Feldherrn der Welt, Napoleon, überreichen dürfen.“

„Ich habe auch den Kaiser Napoleon gesehen“, sagte Vorchen, „nicht bei seinem Einzug, den habe ich verpaßt. Er ritt einmal durch die Königstraße, da ging ich gerade zum Einkaufen, und da kam er an. Er hat aber ein dickes verdrohnes Gesicht wie aus gelbem Leder, so mit schwarzblauen Schatten ums Kinn herum, davon, daß er sich nicht richtig rasiert. Er hat auch ein dickes Kinn und sieht kalt aus mit verächtlichen Augen. Ich möchte mit ihm nichts zu tun bekommen. Er sitzt krumm auf seinem Pferd und verzieht keine Miene, grüßt auch nicht, wenn man ihn grüßt, aber die Leute grüßen immer alle und möchten sich am liebsten bis auf die Erde schmeißen, so tief verneigen sie sich. Er ist aber immer der Erste, auch wenn er mitten im Zuge reitet. Er hat immer nur eine ganz einfache Uniform an. Ich war dabei, wie einmal die Adler, so heißen sie ihre Feldzeichen, an die Armee verteilt wurden, vor dem Hallischen Thor. Da halten sie ihre Paraden ab. Der Kaiser Napoleon kam vor die Front geritten und redete eine Weile auf französisch auf die Soldaten ein. Dann hob er den Arm hoch und die Musik fiel schmetternd ein und die ganze Armee schrie: ‚Vivat‘ und ‚Empereur!‘ Er selber läßt aber nicht sich, sondern die Armee hochleben. Dann fand die Übergabe des Adlers statt, der aus purem Gold sein soll, aber die Stange, auf der er hocht, ist nur

plattiert. Unsere preußischen Fahnen sind aber viel schöner als die französischen Adler da auf ihren Stöcken. Ich bin auch einmal in die Hedwigskirche zum französischen Gottesdienst gegangen, und weil ich nur zum Zusehen ging, so war es auch keine Sünde. Die Franzosen sind nicht im geringsten fromm. Die Generale unterhalten sich wie die Schnattergänse ganz laut während des Gottesdienstes, und keiner kniet, trotzdem sie katholisch sein wollen, und alles rennt in die Kirche und wieder heraus nach Belieben.

„Nach dem Einzug waren alle Lebensmittel wie mit einem Zauberschlage verschwunden. Sie sind auch niemals wieder richtig zum Vorschein gekommen. Für die Preise, die die Polizei anschreiben läßt, bekommt kein Mensch etwas. Frühmorgens sind die Bäckerläden in zehn Minuten ausgeräumt, und die Leute stellen sich vor ein Uhr in der Nacht davor an. Wir bekommen unser Brot auch nur durch unsern Onkel, weil der Bäckermeister ist. Überall herrscht Erbitterung und Arbeitsnot und Hunger und Elend. Die Hasenhaide ist beinahe abgeholzt, weil die Franzosen für ihre Baracken fortwährend Holz schlagen lassen, und das Berliner Pöbel rennt hin und stiehlt auch noch Klasterteis. Zum Friedensschluß von Tilsit haben wir für die Franzosen illuminieren müssen, trotzdem uns weiß Gott nicht danach zu Mute war, und die meisten Leute haben geweint. Denn nach Eydtkuhnen und nach Heilsberg dachten wir, daß wir gesiegt hätten, und nun würden die Russen durchaus nicht zulassen, daß die Franzosen im Lande blieben. Was wurde uns nicht alles weisgemacht. Die französische Besatzung hat höchstens vier Wochen bleiben sollen. Aber die werden wir nie anders denn nur mit handgreiflicher Gewalt wieder los, und jetzt müssen wir ihnen ihre ganze französische Armee, die unsere Bedrücker sind, und wir können kaum Luft bekommen, auch noch auf unsere Kosten unterhalten.“

„Zuerst haben die Franzosen eine Unmenge Sachen mitgebracht“, erzählte sie weiter, „die sie bei ihren Plünderungen geraubt hatten. Das war wie Jahrmarkt in vielen Straßen, zum Beispiel auf dem Andreasplatz und in der Spandauerstraße. Ein Schinken kostete zwei Groschen, wenn einer solch einen gestohlenen Schinken kaufen wollte. Oder Kleider oder Wäsche oder Leinwand oder Tuch oder Tafelsilber oder Schmudsfachen und vor allem ausländisches Geld. Die Wechsler haben das Silber nur noch mit der Hand zugewogen. Diese ganze Herrlichkeit dauerte aber nicht lange. Dann war den Franzosen ihr Plündergeld wieder fort, und sie verlegten sich aufs gemeine Blutsaugen, Tag für Tag. Das französische Volk ist von seinen wilden Revolutionen her so überverschuldet gewesen, daß es deshalb diese ewigen Kriege führen muß, damit die Völker gezwungen sind, trotz ihres eignen, tiefen Elends den Unterhalt für das ganze französische Volk aufzubringen. Aber wir kommen wieder hoch, wenn wir uns nur erst an die französische Kriegsart und Weise gewöhnt haben, weil das überhaupt keine Kriegskunst ist. Sondern die Franzosen rennen immer nur wild darauf los. Sie können auch nur schießen, treffen aber durchaus nicht immer. Mir ist es unbegreiflich, warum wir uns von den Franzosen so viel gefallen lassen, die noch dazu, mit unsern Soldaten verglichen, nur die wahren Zwerge sind.“

Von ihrer Nachbarschaft urteilte Lorch: „Niemand kann sich vorstellen, was es doch für Leute gibt. In der Ziegelstraße Nummer sieben wohnt eine Schornsteinfegermeisterswitwe, die schon hoch in den Fünzigern steht. Sie hat sich aber mit einem französischen Sergeanten verlobt und nächste Woche soll schon die Hochzeit sein. Er ist siebenundzwanzig Jahre alt und hat sich ihr ganzes Geld und alle Häuser und Grundstücke vermachen lassen, und wenn er sie hinterher umbringt, so kann sie sich noch nicht einmal beschweren, weil

es gegen die Franzosen keine Gerechtigkeit gibt. Unsere Bürger-
töchter gehen Arm in Arm in tiefster Freundschaft mit den
Franzosen die Straßen hinauf und hinab und in alle Tanz-
lokale, und unsere Berliner jungen Herren haben das Zusehen.
Ich möchte keinen Franzosen zum Bräutigam, weil ich nicht
nach Frankreich mitmöchte und zu meinen Verwandten
auch kein Franzose paßte. So gehe ich niemals mit einem
Franzosen aus.“

Sie fragte ängstlich: „Glaubt der Herr Kriegsrat, daß die
Franzosen auch einmal wieder abziehen?“

„Hoffentlich“, entgegnete Karl.

„Ich meine, ganz aus Deutschland heraus?“

„Wenn wir es durchaus wollen, immer, mit aller Kraft,
gewiß.“

Karl meldete sich bei seinem Vorgesetzten, Geheimrat Sack.
Sofort Auftrag: In Sachen der Friedens-Vollziehungs-
Kommission habe er mit dem andern Morgen zum französischen
Generalintendanten Daru zu gehen. „Sie haben aber immer
nur das eine strack und strengstens im Auge zu behalten:
Nicht einschüchtern lassen! Nicht blenden. Ich bitte am
dringendsten, auch nicht von Ihrer eignen Vernunft. Unser eins
als ein vernünftiger, deutscher Mann denkt immer, beweisen
wir den Franzosen doch nur unsern guten Willen. Erfüllen
wir ihnen die möglichen Forderungen so pünktlich und so
schnell wie es nur geht. Dann müssen wir am raschesten unsere
Ruhe bekommen und uns einrichten können und ihre Schere-
reien in absehbarer Zeit loswerden. Aber merken Sie sich
vor allem dieses Eine, lieber Herr, diese Ansicht ist grundfalsch.
Die Franzosen sind viel klüger als wir. Was brauchen sie
mit uns in gutem Einvernehmen zu leben? Sie wollen
unser Land vernichten; nur dann haben sie es in der Hand.
Wir können sie niemals zufriedenstellen. Das ist unmöglich
und ihr System. So ist das allereinzigste Mittel, das wir

anwenden können, uns wenigstens so lange, wie nur überhaupt möglich, immer mit ein und derselben Forderung herumzuschlagen und so jede Forderung hinzuziehen.“

Fünf Berliner Herren saßen am andern Morgen mit Karl im Vorzimmer des französischen Intendanten, die fünf als Bürgervertreter. Unter ihnen Zelter, der berühmte Freund Goethes, der Maurermeister und Musiker. An ihnen vorbei eilten goldstrohende Offiziere ins Zimmer zu Daru und wieder zurück. Die Berliner Herren hatten zu warten. Sie saßen stumm, die Hüte in der Hand oder vor sich auf dem Tisch, immer bereit, nur selbst auch für keinen Augenblick warten zu lassen. Karl erhob sich immer wieder, um ans Fenster zu treten; seine Finger führten vor Ungeduld lange Märsche auf der Tischplatte auf. Er zwang sich zur Beherrschung, auch um der gleichen Qual der andern willen, blätterte in seinen Papieren, wollte seine Zahlen nochmals übergehen. Trotz alles verhaltenen oder immer wieder herausbrechenden Grimms konnten sie doch nur warten. Karl schlug sich endlich den Hut fest auf den Kopf, rannte zu einer Ordonnanz und schrieb sie an: „Binnen zehn Minuten wünsche ich empfangen zu werden. Oder wir gehen. Wir sind bestellt.“ Er kam zu den Herren zurück: „Ja, meine Herren, trotz allem brauchen diese Menschen, —“ es war ihm unmöglich, Franzosen zu sagen, und seine Ausdrücke konnte er hier nicht anwenden, — „doch auch uns. Wenn wir hier nicht auftrumpfen, so warten wir noch bis in die Nacht.“

„O ja, das kommt vor“, sagte Zelter, „wir haben hier schon den ganzen Tag bis in die Nacht gefessen.“

„So bringen Sie wenigstens Bücher oder sonst etwas zum Lesen mit“, sagte Karl. „Und wenn es nur eine Zeitung ist.“

„In die Städte, die bis aufs Blut gequält und ausgezogen werden sollen, wird immer der Daru geschickt“, sagte ein anderer. „Er war auch der Henker Wiens.“

Man ließ sie ein. Da stand Daru, klein, behend, mit roten Backen bei weißer Haut wie geschminkt. Er sprach kaum. Wies immerhin mit einer Handbewegung auf Sätze hin. Karl hob zu sprechen an. Die Stadt Berlin sollte für die französischen Sommerübungen Lustlager bauen, kostspielige Baracken für Millionen von Talern. Er sagte, die Stadt sei zu Boden geschmettert und könne sich von ihrer Überschuldung nicht in Jahrhunderten erholen. Jeder Handel sei abgewürgt. Er bot Zahlen an und sagte Beweise her. Daru hörte belästigt zu.

Karl dachte unterm Reden immerfort: So ist siegen und besiegt sein. Einmal so Sieger sein! An Preußen nur die kleinste Rücksicht vielleicht auch nur vorzutäuschen, lohnte nicht mehr. Hatte Friedrich so in Dresden gestanden? Er war zu groß und er war geborener König.

Auch die Bürgervertreter sprachen. Sie vor allem mit den Zahlen, zum Beweise, welche unerhörten Leistungen schon dargebracht seien. Daru antwortete. „Die Herren sind im Irrtum, und ich wundere mich, daß Sie noch immer nicht durch Erfahrung belehrt wurden. Sie haben mir keine Bitten mehr vorzutragen, die die Maßregel an sich betreffen. Sie steht fest. Sondern ich habe von Ihnen Vorschläge gefordert über Gründlichkeit und Schnelligkeit der Erledigung. Allein zu diesem Zweck bewilligte ich diese Unterredung.“

Karl wußte genau um die Vergeblichkeit jeden Wortes von ihnen. Aber wie hatte er stets die deutschen Unterhändler als allzu weich geschmäht! Er begann, kam in Fluß: „Räder drehen sich. Es braucht nicht immer so zu sein. Auch des französischen Kaisers große Macht kann einmal den guten Willen der Bevölkerung brauchen. Ich meine, ich will sagen, nimmermehr kann es auch nur nützlich sein, eine Bevölkerung so zu zertreten, so nur verzweifelt zu machen, so auszuweiden.

Was soll sie dann noch hergeben? Das französische Heer will noch lange hier bleiben und bei uns leben und gedeihen.“

Unterm Reden verzweifelte er an sich als gänzlich ohne Talente.

Daru antwortete: „Die Wälder um Berlin können, bis sie abgeholzt sind, mit Leichtigkeit Baracken noch für ein Duzend von meinen Armeen hergeben.“ Er raffte sich aus seiner kalten Verachtung um etwas auf und sagte: „Meine Herren. Bisher, so scheint es mir, hat noch keiner von Ihnen andres darzulegen gewußt, als daß noch niemals jemand den Versuch unternahm, dieses verwöhnte, gepflegte Land im geringsten anzustrengen und aus ihm nur im kleinen Maßstab herauszuholen, was in ihm steckt. Da, überall, auf der flachen Hand. Eine strenge Besteuerung, ja, ich sage es ruhig, eine unerhörte, muß Handel und Wandel nicht nur nicht lähmen, sondern geradezu beflügeln. Diese Steuern werden also befohlen; sie sind zu leisten. Wird von der Bevölkerung erst einmal diese Notwendigkeit geglaubt, ja, wird sie wirklich gewußt, nun, so wird sie zum Flügel. Die menschliche Erfindungskraft strengt sich an, wie die Erfüllung zu leisten ist. Siehe da, eine ganz andre Bewegung, ein ganz andres Blut, ein ganz anderer Pulsschlag durchströmen diesen Staatskörper. Nun blüht er erst auf; nun wird er erst groß und reich. Meine Herren! Die Regierung meines Kaisers kann nie anders denn immer nur gesegnet sein. Sie alle haben ihm ungemeinen Dank entgegenzubringen. Für Preußen steigt ein Zeitalter von erstaunlicher und außerordentlicher Größe auf. Denn nun wird ihm der Anschluß an die französischen Hilfsquellen von Geist und Genie zuteil. Ich kann überhaupt nicht verstehen, wie hier immer von Opfern gesprochen wird.“

„Seine Majestät der französische Kaiser, Ihr Herr, verschont wohlweislich seine Bevölkerung mit diesem System des Segens durch Todesdruck“, antwortete Karl hastig.

Daru zuckte wiederum belästigt nur mit den Achseln. „Seine Majestät hat seine Soldaten aus Frankreich zu ziehen. Also muß Frankreich von Seiner Majestät anders behandelt werden. Ob Frankreich leidet! Es blutet aus Millionen von Wunden!“

Karl redete nochmals, sagte wieder seine Zahlen, was diese Stadt, diese unglückliche Provinz leisten mußten. Der französische Kaiser selbst habe geäußert, niemals habe er soviel aus einer Stadt und aus einer Provinz herausziehen können wie aus diesen gemarterten und nimmermehr reichen, nur durch ungeheuren Fleiß und nie rastende Sorgfalt fruchtbar gemachten Landstrichen. „So habe er denn endlich genug. So übe er denn endlich Recht aus auch gegen das vernichtete Preußen. An ihm wird ganz Europa krank.“

„Wir drehen uns im Kreise, meine Herren“, sagte Daru aufstehend. „Ich werde schriftlich meine Befehle äußern.“

Draußen klopfte Zelter Karl, der zitterte und rote Flecken auf dem Gesicht hatte, gutmütig auf die Schulter. „Doch ganz gut, daß wir jetzt einen so jungen Herrn Regierungsvertreter haben, der sich noch an etwas herantraut.“

Karl ging mit Zelter hinaus zum Hallischen Thor, stand neben dem alten festen bekümmerten Mann mitten unter großer Volksmenge. Sie warteten in starker Herzensbewegung auf das rührendste Schauspiel. Ein altes Ehepaar Sengebusch, — er war ehemaliger preußischer Soldat und sie durch viele Jahre seine treue Frau, — war nun am gleichen Tage gestorben. Sie hatten um dieses gemeinsame Sterben gewußt und mit allem Sehnen darauf gehofft. Bis zum letzten Atemzug ihres Daseins hatte die Inbrunst ihres Herzens dem Leid und der Wiederaufrichtung Preußens gegolten. Sie würden sie nicht mehr leibhaftig erleben, o nein, nur in ihren Herzen konnten sie ihrer ganz gewiß sein. Aber mit ihrem Sterben in fester Vaterlandsliebe wollten sie das

Wahrzeichen aufrichteten. Sie bestimmten, daß sie um der Hoffnung für Preußenland in grügestrichenen Särgen begraben werden wollten. Dann ward alle Lebensspannung schlaff; sanft und ruhig schlief ihnen alles Leben für immer ein. Aber die Bevölkerung von Berlin erfuhr von diesem letzten Willen der alten, lieben, hoffenden Herzen. Nun sollte das treue Paar zur Ruhe getragen werden. Unzählbare Volksmenge strömte hin, um die Straßen zu säumen, durch die der Zug durchkommen mußte. Da standen sie lange. Auch die französische Besatzung hatte die Feier nicht zu stören gewagt. Endlich nahte der Zug; der große Begräbniswagen schwankte näher. Aber er war verhüllendes Gehäus. Hinter schwarzen Vorhängen mußten die Säрге der preußischen Hoffnung im Dunkeln stehen.

„Wir wollen die Säрге sehen! Wir wollen die grünen Säрге sehen!“

Am Hallischen Thor, wo die Menge sich knäulte, ließ sie sich nicht mehr abdrängen. Der Zug stockte. Die Menge schwoh vor. „Wir wollen die Säрге sehen! Die grünen Säрге! Unsere Säрге!“

Wer wußte denn, waren sie wirklich grün? Wirklich die Wahrzeichen der preußischen Hoffnung? Konnten nicht die lieben, alten Leute, das Volk, die ganze Menge betrogen sein?

Der Prediger in der Kutsche hinter dem Sargwagen sprang heraus. Er trat unter die Menge, schüßend vor den verhüllten Wagen. Sie riefen, drängten. Er hatte Furcht und Mut.

„Ich will Euch die Säрге zeigen.“

Die schwarzen Vorhänge wichen langsam zu beiden Seiten zurück. Da standen die beiden Säрге im Gehäus, lichtgrün, und niemand wußte noch, daß sie Tote bargen. Die Menschen weinten laut im Leid und auch im Glück über so freudig befestigte Hoffnungsverkündung.

Die Vorhänge wallten wieder vor. Aber eine Stadt schloß sich dem Zuge an, kam mit zum Friedhof, erfüllte ihn. Die sanfte Friedhofsglocke schwang ihr Lied von Tod und Auferstehung über die Menschen hin. Die Gemeinde stimmte an:

Ein feste Burg ist unser Gott,
ein gute Wehr und Waffen.

Da durfte Karl sein Volk lieben, das er so vielfach wankelmütig, gespalten, an Niedrigkeit wie an Größe hingegeben erleben mußte.

Er traf Lisma Waller, nach der er sich gesehnt hatte, ohne einen Besuch nach so kurzer Bekanntschaft zu wagen. Beim Verlassen eines Ladens prallte er gegen sie. Sie erkannte ihn freundlich staunend sofort. Er schloß sich ihr an. Sie gingen auf den Wegen des Tiergartens. Lisma gestand Karl auf seine Frage: „Ich komme kaum noch zum Spielen, sondern sitze zu Hause. Es ist schon genug, daß mich Pfand“ — ihr Schauspieldirektor — „nicht fortjagt.“

„Wie erträgt die Mutter die neue Zeit?“ fragte Karl.

Sie zuckte mit den Achseln. „Sogar ich weiß es kaum. Die Mutter redet fast gar nicht mehr. Sie sitzt und hat den Kater auf dem Schoß und strickt, das ist alles, und manchmal murmelt sie vor sich hin. Ich habe große Sorge um sie.“

„Ist es der Mutter nur um ihr persönliches Geschick oder auch um das Vaterland?“ fragte Karl.

„Es geht wohl durcheinander. Mein Bruder, der in einer rheinischen Seidenfabrik die Handlung lernte, ist in das französische Heer ausgehoben worden und schon lange nach Spanien fort. Die Mutter wollte zuerst, daß ich mich mit den Franzosen vertragen sollte. Jetzt ist ihr alles einerlei; sie ist stumpf.“

„Was ist vorgefallen?“ fragte Karl. Er hatte einiges gehört.

„O!“ Ihre Augen funkelten. Sie lachte auch. „Nichts. Nur daß mich der französische Kommandant, der Herr von St. Hilaire, nach einer Maria Stuart-Aufführung persönlich beglückwünschen wollte. Er befahl. Ich bin dennoch nicht gekommen. Weiter fiel gar nichts vor. Ich täte es noch einmal, wenn es wieder an mich käme. Es war meine liebste Stunde. Natürlich habe ich sie nun abzubüßen. Man hat mir weiter nichts getan; nur darf ich nicht mehr auftreten. Der St. Hilaire soll liebenswürdig und gebildet sein. Das sind die schlimmsten für uns. Mögen sie doch pfählen und aufspießen! Aber ich bin unmöglich geworden.“

„Iffland tut, was er kann. Er feierte den Geburtstag unserer Königin. Diese Unmenschen nahmen es übel. Sie flegeln sich in allen unsern Theatern auf den besten Plätzen und bezahlen natürlich nichts. Nur noch Singspiele und Ballets dürfen aufgeführt werden. Schiller lassen sie als allzu heldisch auch nicht mehr zu. Für Iffland bleibt nichts, als ihnen nach der Wimper zu sehen. Wenn sie heute abend an jeder Ecke des Gensdarmenmarktes eine Kanone auffahren lassen, und nach einer halben Stunde ist kein Stein mehr vom Schauspielhaus beieinander — wer will sie hindern?“

Sie saßen auf einer Bank im Tiergarten am Goldfischteich. Kleine Kinder umspielten sie, warfen ihre Bälle vor ihren Füßen hin und her, lachend, laut rufend. Lauer Sommer fächelte duftend. Was waren Krieg und Menschenbosheit? Menschenstolz und Hochmut auf Kosten des Untergangs allen Menschenglücks?

Visma fragte errötend, dennoch mutig: „Sie stehen der Prinzessin Georgette näher?“

„O nein“, antwortete Karl, herzschlagend, aber doch wie erlöst, einmal von diesem Herzensinhalt sprechen zu dürfen

zu so feinem Frauenwesen. „Ich habe die fürstliche Familie nur auf der Flucht von Magdeburg nach Stettin gebracht.“

„Sie haben sie hier noch nicht gesehen?“

„Nein. Ich hatte keine Gelegenheit. Ich hätte auch gar keine Zeit gehabt.“ Gutmütig erzählte er von seiner Begeisterung für die schöne und hohe Menschlichkeit Alexanders. Bisma hielt das Haupt gesenkt, antwortete nicht. Sie nickte nur einige Male vor sich hin.

Endlich fragte sie verloren: „Glauben Sie, daß es noch einmal mit uns gut werden kann?“

Er wußte verduht nicht: Meinte sie ihr eigenes Los? Ihre Bindung an Alexander, die nicht gut werden konnte?

„Ach, mit Preußen!“ sagte sie leidenschaftlich. „Daran denke ich Tag und Nacht.“ Langsame, bittere Tränen rannen ihr. „Wundert es Sie, daß ich mich so bis in den Grund meiner Seele aufrege? Wie kann solche Größe so elend zugrunde gehen? Ich kann dieses Franzosenwolk nicht ertragen! Aber eine Weltenvorsehung gestattet so schmachvollen Niederbruch des tüchtigsten Volkes. Und wenn wir tausendmal Schmach und Schande und Feigheit und alle Niedrigkeit begingen, so ist es dennoch blanker Wahnsinn zu sagen, daß wir solche Hinrichtung verdient haben. Wer sind sie, die uns richten wollen? Es ist sehr leicht zu sagen: So mußte es kommen! Das ist gar zu leicht. Wäre es ganz anders gekommen, so hätten die superflugen Leute auch alles vorher gewußt.“ Sie lachte bitter. „Ich wünschte, ich regte mich über andere Dinge auf.“

Karl wußte, als er sie nun öfters sah, daß er sie hätte lieben können. Sie war rührend und schön; sie war heroisch und hingebend. Sie war ein Kind und sollte behütet werden; sie war ein hohes und großartiges Weib, dessen Herz um Heldendinge brannte. Sie war allein und hatte tiefe Sehnsucht, und ihr Geliebter war fern. Aber sie lebte für sein

Andenken. Karl dachte von Alexander, daß er menschlich mehr sei als er selbst. Schöner und hinreißender. Wie konnte er dem heldenmütigen Jüngling die Geliebte wegnehmen? Aber er war traurig um das reizende Frauenwesen, das wohl viel heiße Liebe und Anbetung erfuhr. Friedrich von Haspfelde liebte sie auch. Doch wer würde wagen, sie, eine Schauspielerin, als sein Eheweib heimzuführen? Ihr Beruf, der sie den Heroen zugesellte, schied sie von Anerkennung bürgerlicher Ehrbarkeit ab.

Georgette, die Göttin, reckte den Finger wieder nach ihm aus. Sie lebte ganz allein in Berlin. Sie hielt Hof wie eine junge, fürstliche Witwe. Ihr Vater hatte sich beim Friedensschluß mit den Franzosen vertragen müssen. Seine Güter lagen nun im Königreich Westfalen nur als ein Teil davon. Das Fürstentum war nicht mehr unabhängig. Sein Herr, Christian Chlodwig, war im besten Fall großer Herr im westfälischen Königreich unter König Jérôme, dem bonapartistischen Bruder. Der Fürst war mit seiner Familie außer seinen beiden ältesten Kindern schon lange nach Kassel, der westfälischen Hauptstadt, abgereist. Georgette würde einmal folgen. Aber Alexander hatte den Übertritt zu den Feinden nicht vollzogen, sondern war preußischer Offizier geblieben. Er hatte nun nur noch Einkünfte von einem nicht großen Gut seiner verstorbenen Mutter.

Georgette versammelte die französisch Gesinnten oder vaterländisch gleichgültigen Leute in ihrem Salon. Auf adlig oder bürgerlich kam es nicht mehr an. Wen der französischen Offiziere hätte sie sonst empfangen können? Karl erhielt eine Einladung. Er ging hin. Er fand Georgette, wie sie, eine leicht spielende Fee, in blendendem Seidenkleid auf ihrem lichten Sofa saß, bewundert vom weiten Umkreis ihrer heiteren und lebhaften Besucher. Auf französisch — welche andere Sprache konnte hier gesprochen werden? — wurde

geklatscht, und die Dinge der Welt wurden aufgezogen, als ob sich auch in diesem verfallenen Berlin die Staatsfachen in der Hauptsache als Gesellschaftserfolge oder gesellschaftliche Niederbrüche hinspielten. Ein Mann wie Saß sollte nur deshalb abgesetzt worden sein, weil ihn irgendein altes Weib aus irgendeiner Clique, eine Schranze bei diesen neuen Gewalthabern, nicht ausstehen konnte? So vollzogen sich die stärksten Dinge auch in diesem Napoleonischen Staat?

Karl starrte auf seine Abgöttin und begriff ohne Hintergedanken einfach nicht, daß ein Mensch so schön sein konnte. Und wenn solche Makellosigkeit von der Natur zu erreichen war, warum war dann nicht sie die Regel? Georgette gab sich in diesem Kreis, den sie sich selbst eingerichtet hatte, schmelzend, menschlich und nahbar. Sie mit diesem Paß! Wie ist es möglich! Er seufzte. Sie kann mir nimmermehr etwas, nur Geringes sein. Sein Herz froh.

Was half Denken, Grübeln, Erwägen? Sie überwältigte ihn doch. Ihr Anblick zerriß sein Herz. Nun fiel es wie künstliche Gatter von seinem Gefühl, die er nur betrügerisch aufgerichtet hatte. Rasende Rosse stürmten wütend, mit harten Hufen alles zerschlagend, in seine ganze Welt. Er hätte hier stundenlang, immer, sitzen, starren können, sich am Anblick dieser wahren Aphrodite zu Tode vergiften. Er hob sich mühsam von dannen. Mit der Prinzessin hatte er überhaupt nicht gesprochen.

Am Abend war er ausgeleert und erschöpft.

Bald nach dieser Stunde wurde er zu einem Maskenball, beim Intendanten Daru selbst, eingeladen. Daru hatte seine Familie bei sich in Berlin. Er gab glänzende Feste, die Berlin bezahlte. Möbel und Silber wurden aus den königlichen Schlössern, Porzellan aus der Manufaktur geholt. Karl nutzte, vielleicht hatte die Prinzessin die Einladung erwirkt. Aber der Herr von Boß, nach dem Fall des hals=

starrigen Saß nun Karls franzosengeschmeidiger Vorgesetzter, winkte von seinem Einfluß. Karl konnte nur der Aufforderung folgen.

Einen schwarzseidenen Mantel über seinem Gesellschaftsanzug, — er war jetzt sehr elegant geworden, — trat er erst spät zu dem Fest ein. O ja, Frankreich hatte schöne Männer. Heute kamen sie türkisch. Warum nicht; sie hatten auch den ägyptischen Raub. Auch Daru erschien als ein Orientale. Seine elfjährige Tochter neckte als ein weißer Kobold vergnügt alle Leute mit ihrer Pritsche. Karl überfiel Beunruhigung, Georgette, die unbedingt hier sein mußte, könne sich Kleinlich verkleidet haben. Aber da stand sie schlank und von Kopf bis zu Fuß nur in weiche weiße Schleierfalten gehüllt vor ihm. Auch ihr Gesicht war bis auf die Augen verschleiert, doch er mußte sie sofort erkennen. Sie war von Perlen und flimmern den Diamanten herrlich wie in einer Glorie umstrahlt. Er ergab sich und staunte, staunte nur weh, über den Anblick dieser Frau.

Sie geruhte, sich an seinem Arm in stillere Galerien, in denen nur einzelne Paare plaudernd lustwandelten, führen zu lassen.

Georgette sagte auf eine Bemerkung Karls über das heiße Gewühl im Hauptsale: „Ach, das ist nicht anders. Zu einem großen Ball gehört Drängen.“

Er fragte streng: „Haben Sie Vergnügen an dieser Pracht?“

Sie, die den Schleier von ihrem Gesicht niedergelassen hatte, und auch er trug seine kleine Augenmaske in der Hand, erwiderte: „Man kann doch nicht immer nur ans Vaterland denken.“

„Gewiß nicht“, erwiderte er. „Besonders würde ein solches Andenken störend sein, wenn dieses Vaterland so

entsetzlich hungert wie nun unsere Stadt Berlin. Ich habe mich den Nachmittag hindurch mit den Beweisen herumgeschlagen. Ich habe sie noch im Sinn; sie schreien allerdings etwas laut. Aber Maskenball muß sein.“

„Es ist doch nicht zu verlangen, daß sich jemand wie ich nicht zu diesen Kreisen halten soll“, entgegnete sie leicht und gelangweilt.

„Ich möchte nur wissen, was Sie von mir wollen“, seufzte er. „Sie haben doch auch diese Einladung veranlaßt.“

Sie antwortete nicht. Er schwieg und empfand nichts als daß ihm beschieden war, ihren bloßen Arm in seinem halten zu dürfen.

„Werden Sie auch einst alt werden?“ fragte er.

„Ja, soll ich denn jung sterben?“ lächelte sie. „Ich habe keine Lust.“

Er dachte, daß sie beide nur Albernheiten redeten. Daß er niemals Leben wahrzunehmen verstehe. Sie wußte aber immerdar, wie irrsinnig ihm um sie war.

Sie erbot sich, ihm die hauptsächlichsten Persönlichkeiten im Ballsaal zu erklären.

Er antwortete: „Ich mag von diesen Fragern weder etwas hören noch wissen.“

„Es scheint mir, in eine Ewigkeit hineingestellt, nicht so erheblich zu sein“, antwortete sie, „ob diese Stadt, die jetzt Berlin heißt, nun von Preußen oder Engländern oder Franzosen beherrscht wird. Man sagt mir, dieser Name Berlin sei nicht deutsch. Übergangszeiten sind natürlich unangenehm. Irgendwelcher Stolz wird immerfort verletzt. Heute kränke ich, morgen werde ich gekränkt. Der gekränkte Teil schreit. Übermorgen hat er sich gewöhnt und verletzt nun zusammen mit dem andern Teil, über den er sich einstens so heftig aufregte, seinerseits einen Dritten. Das heißt dann Weltgeschichte, die

von Idealen handelt. Früher sollen hier in Berlin Wenden gewohnt haben, die auch diese Stadt gründeten und natürlich jedes Eigentumsrecht an sie hatten. Sie wurden als eine Nation ausgerottet, man sagt, gründlich, natürlich nur mit Gewalt, und heut fragt kein Mensch mehr nach ihnen. Auch ihre Nachkommen, was davon übrig blieb, sind zufrieden geworden und hassen jetzt, wenigstens wenn es nach Ihrer, lieber Kriegsrat, und der übrigen Patrioten Meinung geht, die Franzosen wie nur einer. Mein Bruder Alexander quält sich mit ein paar elenden Groschen herum, weil er durchaus keine Napoleonsdor annehmen will. Er schadet aber mit seiner sogenannten Standhaftigkeit nur sämtlichen Teilen unserer Familie, sich, meinem Vater, uns allen. Dabei soll der Code Napoleon sogar das beste Gesetzbuch auf der Welt sein.“

Denkt sie vielleicht, ich sollte, weil ich Verbindungen mit Alexander habe, im Augenblick sogar vielleicht nähere als sie selbst, nun auf ihn Einfluß nehmen? Bin ich deshalb hergebeten? dachte Karl.

„Wenn Ihre Kinder dereinst französische Untertanen sind, oder, richtiger, die Angehörigen, die Bürger des neuen Weltreiches, das nun Napoleon aufrichtet, so werden sie auch stolz und zufrieden sein“, sagte sie.

„D“, antwortete er, „da habe ich lieber keine Kinder.“

„Nationen sind endlich als ganz unnötige Einteilungen erkannt“, entgegnete sie. „Höchst unangebracht. Menschheit triumphiert.“

„Ach, lassen Sie doch“, antwortete er ihr. „Ich werde nun einmal diesen Franzmeiern nicht gehorchen. Reisen Sie bald nach Kassel?“

Sie nickte. Da faßte er ihre Hand. „Gehen Sie zu Ihrem Bruder. Teilen Sie mit ihm, was Sie Dürftigkeit nennen,

aber auch sein Werk. Ich bitte und flehe Sie an: Gehen Sie zu Alexander.“

„Aber, ich bitte“, erwiderte sie ärgerlich, „was soll ich denn nur dort?“

Er redete auf sie ein. „Ist es denn möglich, Sie, Sie gehen dorthin, in dieses neue Königreich, nach jener Stadt Kassel, an diesen Hof? Sie, Sie, Georgette, der Welt Wunder, werfen sich dem ausgebrannten Laster dort in den Weg?“

Endlich fand er wütender Eifersucht Worte. „O, Prinzessin, alles, was gut ist, klammert sich ans heilige Vaterland. Warum wollen Sie nicht Ihres Vaterlandes Göttin werden? Können Sie sich nicht an eine hohe, ideale Aufgabe verlieren, um sich göttergleich in der Erfüllung wiederzufinden? Ich will Ihnen jede Anbetung des Vaterlandes versprechen. Kommen Sie zu uns.“

Er sagte noch: „Wenn einst hier in diesen Landstrichen alte Wenden tapfer kämpfend untergingen, wenn ihre Nachfahren nun Mitfeinde der neuen Eindringlinge sind, was geht mich diese Geschichte an? Gerade ihr Beispiel beweist: Sie erfüllten die Bestimmung der Vorsehung nur im tapfern Widerstand. Ich weiß den Willen der Vorsehung nicht. Aber ich weiß, daß ich jetzt Widerstand leisten soll, bis zur Grenze meines Seins.“

Sie antwortete nicht und zog den Schleier wieder übers Gesicht. Sie wurde fortwährend angestaunt, und Karl empfand ingrimmig, daß er kein Recht habe, eine so große Dame auf einem solchen Fest so lange am Arm zu führen. Sie sagte schließlich gelangweilt: „Ich bin doch viel zu feige und kindisch, um für Ihre hohen Aufgaben in Frage zu kommen. Ach, lassen Sie mich nur nach Kassel gehen.“

„Nun ja“, antwortete er, „und amüsieren Sie sich nur recht gut in Kassel und heut noch auf diesem Ball. Ich habe für diese Nacht noch viel zu tun. Steuerfachen, ich sagte schon,

um aus diesem armen Volk noch das letzte Herzblut herauszupressen.“

Er verneigte sich und gab sie an andere, die herzutraten, frei. Er wurde sofort von ihr abgedrängt und würde vergessen sein und ging aus dem Saal und aus dem Hause. Auf den Treppen standen die Bedienten Stufe für Stufe, und Karl wußte, daß mindestens die Hälfte von ihnen verkleidete Polizisten waren.

„Ich werde Euren Trägern, die Ihr so zärtlich und treu bewacht, heute noch nichts antun,“ knirschte er.

Eine Woche später erfuhr er, daß die Prinzessin Nienburg zu ihrer Familie nach Kassel abgereist war.

Ein Sommer für den Feind

Karl saß beim Herrn von Godenau in Magdeburg auf dem Sofa. Er sagte: „Sie mögen für heut recht behalten haben. Nur, die Frage, auf wie lange? Dieses Land sollte nie wieder deutsch werden?“

Karl war, um Abrechnungen abzuwickeln, nach dem neuen westfälischen Staat geschickt worden.

Godenau Sohn, immer noch gezielter Junggesell und leichter Gönner. Jetzt parfümierte er sich auch noch. Karl ärgerte sich mehr als je über ihn und besuchte ihn dennoch alle Tage. Auch, um sich selbst nun als fast großen Herrn vorzustellen, hübsch und elegant.

Godenau unterhielt seinen Besuch erfreut vor allem mit den Beweisen deutscher Niedertracht aus dieser Napoleonszeit, die er sammelte. Allerdings könne von einer deutschen Nation wohl für jedermann sonnenklar jetzt nicht mehr die Rede sein. Er lachte: „Ja, ja. Es sind nicht nur die deutschen Fürsten. Es ist das liebe Volk, und jedes Natiönchen hat nur den Herrscher, den es verdient.“

Er kramte wunderbare sächsische Gedichte aus dem Schubfach, zur Befeierung Napoleons, als er nach der Erhebung Sachsens zum Königreich umjubelt in Dresden einzog. Ein Schuster hatte gedichtet:

Hier wohnt der Schuhmacher Säuberlich,
seine Frau kontrakt, er höret nicht,
zwei Kinder, albern von Verstand,
doch freut er sich mit Sachsenland!
Ruft Vivat Napoleon! dem Großen,
dem mächtigen Kaiser der Franzosen.

Vivat seiner Frau Gemahlin
und auch allen Generalen.
Und so wird denn der Krieg beschlossen,
Vivat allen Rheinbundgenossen!

Noch ein Schuster:

Vor Freuden will ich illuminieren,
mein ganz Vermögen dran spendieren.
Mein Weib mag schrein die kreuz und quer,
wo kommt nun Geld zum Leder her,
sie hat zwar recht in ihrem Sinn,
weil ich schon etwas schuldig bin,
doch sprech ich zu ihr hinterdrein:
laß mich nur heut: Vivat Napoleon! schrein.

Der Nachtwächter sang und ließ sein Lied danach in die
Zeitung setzen:

Willkommen Kaiser Napoleon,
willkommen in Dresdens Mauern.
Gott schütze dich auf deinem Thron,
dein Ruhm wird ewig dauern.
Geleite dich nach seinem Rat
und segne jede gute Tat,
die durch dich ist gelungen.
Und lobt Napoleon und Gott den Herrn!

„Die feiern diesen wahren Schluß ihres siebenjährigen
Krieges gründlich“, lächelte Godenau. „An einem Hause hat
geprangt: I. N. R. I. und darunter: Imperator Napoleon.
Rex Italiae.“

„Die Leipziger Universität hat dem Kaiser Napoleon in
tiefster Demut sämtliche Sterne im Orion als ‚Die Sterne
Napoleons‘ für ewige Zeiten zugeweiht. Wie könne die
Gegenwart Napoleons des Unsterblichen besser gefeiert

werden als durch die Stiftung eines bleibenden Denkmals in untertäniger Verehrung am ewigen Firmament!

„Die Leipziger Herren von der Universität haben mit dieser Widmungsurkunde am Grimmaischen Thor vom frühesten Morgen bis zum Abend in Glut geschmort, und als sie am nächsten Morgen doch wieder antraten, weil Kaiser Napoleon durchaus an diesem Grimmaischen Thor durchkommen sollte, da war er schon im Morgengrauen schnöde vorübergesauft. Aber am Leipziger Anatomischen Theater prangte: Auch die Toten rufen: ‚Lebe!‘“

Karl fragte grauen Herzens: „Warum setzen Sie mir diese ganze Schande vor?“

„Wollen Sie weinen?“ fragte Godenau. „Sehen Sie den Dingen weltmännisch ins Auge, nach den Gaben eines Menschen vom Wurf der wirklich großen Politik. Sie haben doch auch Talent. Möchten wir nicht zu zweit die große Laufbahn antreten? Was soll dieses ganze Wesen mit Ihnen heißen? Sie sind gar kein geborener Preuße!“

„Mein Braunschweiger Herzog, der neue, hat diesen Zustand der Dinge nicht im mindesten anerkannt, wenn Sie denn mit solchen Gründen spielen.“

„Weil er ein Narr ist, von Gottes Gnaden“, entgegnete Godenau. „Das sind nicht einmal Wanzen. Die erreichen den Gegenstand ihrer Wut doch.“

Er sprach: „Wir sind uns also klar geworden, daß es sich nicht mehr um eine deutsche Nation handeln kann. Sachsen, Westfalen, Bayern, Württemberger, alles, was Nutzen aus dem neuen Weltreich ziehen kann, huldigt dem neuen Zustand begeistert. Es dreht sich auch wirklich nicht um die an sich ganz bedeutungslose rheinbündnerische Frage. Sondern um die andre Frage, und um sie lohnt es allerdings, wer nun die Weltherrschaft antreten soll. Wir leider nicht. Also, wer? Nur zweierlei Mächte kommen in Frage: England und Frank-

reich. Deutschland, wie es Politik treibt, jezt, immer getrieben hat und ewig treiben wird, ewig nur an seinen eignen Zank und Stank hingegeben, ewig nur, ob es Preußen oder Bayern oder Osterreich sein soll, Deutschland schaltet für alle Weltpolitik aus. Also England oder Frankreich? Nun, da möchte denn doch Frankreich eine Weltenherrschaft ungeheuer vielmals mehr verdienen als dieses bornierte, aller wahren Bildung, allem Lebensdrange bod- und stockmäßig versteifte England. Ich habe mich, wie Ihnen ja nun nicht fremd geblieben sein möchte, in meinem Herzen völlig für Napoleon entschieden, für sein alleuropäisches Weltenreich. Bereiten ihm diese dummen Deutschen keine allzu verhängnisvollen Hindernisse, so wird er es binnen zwanzig Jahren glorreich aufgerichtet haben, alsdann für Jahrhunderte. Und in diesem Weltenreiche werden wir, wir Deutsche, allerdings eine sehr große Rolle zu spielen haben. Denn nicht die Franzosen, sondern in Wahrheit wir sind das kriegstüchtigste Volk von Europa, und Napoleon selbst soll sich geäußert haben, daß er seine großen Weltenszwecke nur mit deutschen Armeen erreichen kann.“

„O ja“, entgegnete Karl, „ganz gewiß. Wir Deutschen als Kanonensfutter unter französischen Genfergeneralen. Nehmen Sie sich nur in acht, daß die Engländer nicht eines schönen Tages Sie an ihrem hübschesten Mast baumeln lassen.“

„Hier sind keine Masten“, lächelte Godenau.

„O, bis dahin schwimmen die englischen Rähne zu uns.“

Karl sprach im Pfarrhaus bei Zähnickes vor und fand niemanden daheim. Aber das Mädchen bat ihn zu warten, und der Herr und die Frau und die Mamsell würden bald wiederkommen. Er saß still im Sommergarten. Bienen

durchsummten betäubend den Lindenbaum über ihm. Ihr Schwingen und nie abbreißendes Toben wurde zum leise eindringlichst wirbelnden Hochgesang. Das ganze, jeder Frucht entgegengärende, still wütend selige Sommersein schwang in diesem leisen dennoch weltendurchdonnernden Tosen um. Karl atmete schwer. Er stand vom Platz unter der riesigen, tief bergenden vielhundertjährigen Linde auf. Er setzte sich in die freie Luft. Der Domturm sah in den Garten. Da hob die Uhr aus und schlug vier. Karl saß, träumend von Magdeburgs deutscher Vergangenheit und Herrlichkeit. Mannhaft hatte es wider Tilly gekämpft. Da standen in entseßlichem Grimm Deutsche gegen Deutsche, und der fremde Herrscher aus Schweden war der große Befreier für Deutsche gegen Deutsche. Einmal war Deutschland viel mächtiger als Frankreich und England gewesen. Als es sich zur Welteneinheit und Weltherrschaft heben wollte, da stand sein Geschick langsam auf und bohrte ihm den Dolch seiner immerwährenden Idee in den Rücken, daß eine Nation Wichtigeres zu tun habe denn erst einmal ihren Bestand zusammenzuschließen.

Magdeburgs Türme und der Dom waren uralt und urdeutsch. Im Dom lagen Kaiser Otto der Große und seine Gemahlin Editha begraben.

Aber diese deutschen Steine und dieser deutsche Sommer hielten dem Vaterland nicht die Treue. Nun lächelten und reiften sie auch dem Feind. Die Rosen und der Lindenbaum dufteten so schwer. Karl würde es wissen: Wenn er jetzt aufstand und langsam in die Gasse hinaustrat, so würde er erleben, daß er hundert Jahre geträumt hatte, und alles war unterdessen in der Welt ganz anders geworden. Napoleon war tot; auch er hatte sterben müssen. Bestand sein Reich noch, in hundert Jahren? 1908? War Deutschland zerfallen nur noch Sage als das Reich für sich, und alsdann nur noch eine Weltreichs-provinz? Aber Frankreich war Weltherrschaft und Betäubung

und Bezauberung? Waren hundert Jahre vor Gott nur ein Augenblinzeln?

Da flatterte das Rätchen den Gang entlang. Sie kam so freudig. Das liebe Kind! Die Gute! Nun kam sie, außer sich vor Glück.

„Ja, Mamsell Rätchen, da bin ich mal wieder im Lande, für ein paar Tage!“

Sie drückte seine Hand an ihr Herz. Er bleibe doch für den Nachmittag? Er müsse mit ihnen Kaffee trinken. Die Eltern würden bald kommen.

„Danke, danke“, sagte er. „Ich muß ja gehen. Ich habe nur für ein kleines Weilchen Zeit.“

„So komme ich mit Ihnen. Können wir vielleicht zwischen den Gärten gehen?“

Sie begleitete ihn des Wegs. Er genoß ohne Gewissensbisse, daß sie ihn so gewaltig liebte. Leider fand er sie nur um nichts reizvoller geworden. Sie war mager, abgehärmt und vergrämt. Hatte ein graues Gesicht bekommen und flackernde belästigende Augen. Aus Sehnsucht? Nach ihm? Das arme, liebe Kind! Sie redete hastig und fahrig, von diesem und jenem, sagte manchmal: „Empfinden Sie es auch so?“ Und redete zuerst im Sinne, daß er bei sich dachte: Aber sie ist doch vernünftig geworden und ist nicht mehr fanatisch. Sie schien sich zu einer Patriotin bekehrt zu haben.

Sie erzählte von den Qualen der deutschen Herzen unter der französischen Besatzung. „Sind wir denn nicht Menschen genau so wie sie? Aber der entsetzliche Übermut veründigt sich an Gott, der nimmermehr in seinem Plan uns Deutsche zu Sklaven machen wollte. Ich gehe nur noch mit niedergeschlagenen Augen durch die Straßen, um keinem Franzosen ins Gesicht zu sehen. Ich habe sonst Angst, ich spiee ihr Lächeln an.“

Er wollte gerade antworten: „Sehen Sie, Mamsell Rätchen, so geht es, wenn erst der Feind wirklich im Lande ist. Da sehen die Dinge verzweifelt anders aus. . .“ Aber da kam sie dicht an ihn heran, packte seine Hand gewaltig: „Hören Sie mich? So wissen Sie es vielleicht? Die Stimmen durchrufen die Nächte. Was soll ich tun? Muß ich Opfer sein? Hat Gott den Dornenkranz der Einzigen zubestimmt? Soll ich mich in Friedfertigkeit opfern und schlachten lassen, damit Deutschland sein Geschick erkennt?“

Er war ganz verdukt. „Es ist auch“, sagte sie schwärmend: „wenn sich Deutschland als die Mitte der Welt demütig erheben und dem Feinde zum Schemel hinwerfen wollte! Müßte nicht solcher Niederfall und solches Opfer den Schwerttod überhaupt in der Welt besiegen? Christus starb am Kreuz unschuldig als Gottes Sohn und ließ sich in seiner Allmacht zu einer Erlösung für die Welt hinrichten. Ich glaube nur nicht, daß Deutschland schuldlos ist, sondern es hat auch seine schwere Sündenlast auf dem Gewissen. Sonst dürfte es vielleicht den Opfertod wiederholen, und damit würde endlich Christi Opfer bestätigt und könnte endlich wirksam werden. Es hat bis jetzt noch nicht viel genügt. Friede auf Erden! O, o, o! Was meinen Sie, teurer Freund?“

„Aber Rätchen, liebe gute Mamsell Rätchen! Das ist ja schlimmer als jemals zuvor!“ rief Karl entsetzt.

Sie setzte sich auf ein Bänkchen vor einem Garten unter einen Kastanienbaum, schlug die Hände vors Gesicht und weinte. „Mir will niemand helfen. Verderbt und verworfen! So klingen die Stimmen durch die Nacht. Wir sind geängstigt und nur noch Schmutz.“

Sie hob die Hand. „Aus Schmutz und Rot erhebt sich der Frühling der Auferstehung. Auferstehung im Licht und in Strömen von Glanz. So ist unsere Lösung. So ist Glauben.“

„Mamsell Rätchen“, sagte er verlegen, „ich muß aber nun wirklich gehen. Ich habe leider keine Zeit mehr.“

„Ach“, meinte sie, „und ich habe noch gar nicht nach Ihnen gefragt. So bin ich stets. Sehen Sie, ich denke nur noch an mich. Und bin für meine guten Eltern nur eine schlechte Tochter, wahrlich eine Last.“

Sie begleitete ihn noch und plauderte ohne Umschweife von dem Unglück, kein besseres Herz zu haben.

Karl dachte in diesen arbeitsbewegten Tagen erst in der Nacht nach seiner Abreise wieder ausführlich an sie, als er auf einer Berghöhe mitten im Wald vor seinem halb zusammengefunkenen Wagen saß, allein in gänzlicher Stille und Einsamkeit. Sein Kutscher war mit einem Pferd und einem zerbrochenen Rad zur Ausbesserung ins nächste Dorf zurück. Karl saß auf der Höhe des Waldgebirges auf freier Kuppe, und die Waldberge gingen hügelaufl, hügelab, immer dicht und schwarzbläulich und abendlich, soweit nur Blick reichen mochte. Überall wob die Stille. Am zarten Himmel schwamm die feine Mondsilber. Ihm wurde schwermütig in dieser stillen Verlassenheit. Ja, das Rätchen! Und er hatte sie gänzlich im Stich gelassen.

Aber die Stille wurde sehr durchdringend. Wo nur dieser Kutscher blieb? Karl bedachte die hochwichtigen Papiere, die er bei sich führte, und daß er sehr gut in einen Hinterhalt gelockt sein könne. Alle Landstraßen waren nach dem verlorenen Krieg unsicher, und bei den vielen entlassenen Soldaten und dem allgemeinen Elend rechneten Überfälle zur Tagesordnung. Ihm war sein Kutscher, den er in Magdeburg angenommen hatte, so gut wie unbekannt. Es konnte auch sein, daß die französischen Westfälinger einem preußischen Bevollmächtigten gern Unbequemlichkeiten bereiteten.

Räderrollen kam in der Ferne auf, wurde deutlicher, die Richtung war zu erkennen. Es kam von der Seite, der er

entgegen fahren wollte. Es ward zum vielfältigen Geräusch eines ganzen, umflirrten Reisezuges. Da war er auf der Höhe, hielt vor Karls Wagen mitten im Wege. Die Reiter hoben ihre Pistolen. Karl berichtete näherkommend seinen Unfall. Eine junge Stimme fragte nach Näherem. Karl erkannte betroffen im Wagen die Prinzessin Sophie von Nienburg. Sie erkannte ihn auch: „Ach, der Herr Köper!“ und schien erfreut. Wie schade, daß der Herr Köper in der andern Richtung reisen müsse. Sie bot ihm von ihrer Bedeckung an. Sie sei auf dem Wege nach Kassel, vom Besuch einer Tante. „Wissen Sie noch, wie wir uns auf der Flucht durch die Heide schlugen, und die Wagen wollten immer in dem fürchterlichen Sande durchaus nicht weiter?“ Eine Frauenstimme neben ihr mahnte zur Weiterfahrt. Sophie sagte: „Ja, leider. Wir sind schon arg verspätet und haben keine Zeit.“

Da kam sein Postillon mit dem geflickten Rade zurück. Sophie sagte noch: „Nun brauche ich wenigstens keine Angst um Sie zu haben, daß wir Sie hier ganz allein im dunklen Wald sitzen lassen. Unterm Berg biegt es auch bald ab, und da sind viele Häuser und ein großes Dorf.“ Sie verabschiedete sich. „Auf Wiedersehen.“

Karl half seine Kutsche in Ordnung zu bringen. Die Begegnung hatte ihn heiter gestimmt.

Aber welch ein Geschick! Wohin er sich wenden mochte, traf er auf ein Mitglied dieses verhängnisvollen Hauses!

Unruf aus Nacht

Die Weltenlage war sehr verändert, als Karl wieder in Berlin ankam. So hatte es sich zugetragen, daß ein europäischer und nicht im mindesten mächtiger Staat empörten, fanatischen, zähen Widerstand gegen Kaiser Napoleon aufzubringen wagte.

Spanien.

Ruht nichts, verkündeten die Napoleonsanhänger.

Die Kleinmütigen sagten dasselbe.

Aber in Spanien ergab sich am vierzehnten Juni 1808 ein französisches Geschwader bei Cadix. Am zwanzigsten Juli wurden vierzehntausend Franzosen unter den Generalen Dupont und Bedel bei Benlen gefangengenommen. Dabei hatten die Spanier keinen eignen König mehr, sondern kämpften nur gegen den ihnen von Napoleon eingesetzten. Ihr eigener König saß in Frankreich gefangen und verbrachte seine Zeit im grimmigsten Streit um einen Thron, den er nicht mehr hatte, gegen seinen eignen Sohn. Die ganze königliche spanische Familie war durchaus verkommen.

Doch am ersten August wurde der napoleonische Bruder Joseph, der neu eingesetzte König von Spanien, aus seiner Hauptstadt Madrid weggejagt.

Nun erzählten alle Leute in Europa, daß der spanische Rachekrieg unwiderstehlich und fürchterlich sei. Jetzt redeten sogar die Berliner Wurstjungen an den Ecken von spanischen Heldentaten.

Um diese Zeit kamen auf geheime Weise Zettel mit Inschriften zu Karl. Brutus, schläffst du? — Oder: So deute die Zeichen der Zeit. — Oder: Wir wollen frei sein, wie die

Väter waren. Eher den Tod als in der Knechtschaft leben. —
Oder: Öffne deine Augen dem Wunder. — Ähnliches. Die Zettel kamen täglich, manchmal sogar zweimal. Sie wurden in Karls Manteltasche oder in seine Armel oder unter seinen Rockfragen gesteckt. Von wem? Er konnte auch nicht einmal eine Vermutung aufstellen. Aber er ärgerte sich über diese Anlockungen, besonders, weil sie ihm abgeschrieben deuchten. Von seinen Amtskollegen konnte niemand als Absender in Betracht kommen. Allerdings, was wußte heute einer vom andern? Politische Gespräche waren verboten. Auch wagte sie keiner im Amt. Wer kannte des andern Gesinnung?

Aber: Spanien und nur Spanien! So ging die Rede flüsternd um. Die Verbitterten wußten: Diese Handvoll ungeübter Aufrührer sind ungeworfen, sobald nur einmal Napoleon selbst das Angesicht zeigt. Alles nur ganz ungebildetes Volk in Pfaffenhänden. Alle Gebildeten in Spanien haben sich vollkommen der neuen Regierung angeschlossen und sind froh darüber, denn für ein so elendes Herrscherhaus opfert sich auf die Dauer auch kein noch so dummes Volk hin.

Wiederum: Napoleon schicke überhaupt nur noch Rheinbundsoldaten nach Spanien, weil der Krieg dort so gräßlich war.

Karl vermochte keine Hoffnung zu glauben. Er ging zur Lisma, ob sie vielleicht Nachrichten von dem Bruder in Spanien habe? Sie wußte nichts; der Bruder war ganz verschollen. Aber sie lebte in Wonne: Alexander würde auf einer Reise nach seinem märkischen Gut durch Berlin kommen!

Karl legte sich nach mühsamem Arbeitstag früh zu Bett. Er las noch in Goethes Wilhelm Meister, der ihn traurig stimmte. Wirtschaft mit Geheimgesellschaften und Geheim-erziehungen, und ein so großartiger Dichter wie Goethe machte diese verschrobene Mode mit! Ich habe noch niemals etwas davon gemerkt, daß irgendein nichtsbedeutender Junge

aus engbrüstigen Verhältnissen nun von solcher mächtigen Gesellschaft ausgesucht und aufs innigste betreut wird. Warum auch? Mächtige Männer haben anderes zu tun. Wer sollte denn solch einen stumpfen, törichten Jungen auslesen? Nur wissen, daß unerhörte Größe in ihm steckt?

So überlegte er. Da klingelte es unten an der Haustür. Bald klopfte das Lorchchen bescheiden an: Vorm Hause stehe ein Mann, der durchaus den Herrn Kriegsrat sprechen wolle.

„Jetzt? In tiefschlafender Nacht?“

„Ja. Er will auf keinen Fall fortgehen.“

Karl sprang aus dem Bett und ans Fenster, öffnete, sah hinaus. Unten auf der Straße stand wirklich eine Gestalt im kärglichen Laternenschein. „Zu wem wollen Sie?“

„Zu Ihnen.“

Völlig unbekannte Stimme, dumpf verstellt.

„Wer sind Sie denn nur?“

„Freund.“

„Wissen Sie denn, wer ich bin?“

„Ja.“

„Ich empfangе keine Besuche von Unbekannten in der Nacht.“

„Machen Sie doch nur auf.“

„Gehen Sie weg.“

„Nein. Ich kann nicht.“

„So kann wiederum ich Ihnen nicht helfen.“ Karl schlug das Fenster zu, legte sich wieder zu Bett, horchte aber gespannt.

Es klingelte immerfort. Karl verbot, zur Tür springend, daß Lorchchen öffne. „Der Mann reißt aber die Klingel ab“, meinte sie ängstlich.

Karl schmetterte das Fenster auf. „Ich schicke zur Polizei!“

„Ach, öffnen Sie doch nur!“ Die Stimme war kläglich und bat so sehr. „Ich bin doch in großer Not.“

„Sie sind ein Affe und ein Narr.“

„Öffnen Sie?“

„So werde ich Ihnen hier oben gründlich die Meinung sagen.“

Lorchen ging hinunter, um aufzuschließen. Karl hatte sich notdürftig angezogen. Ein Mann trat ein, in die weitesten Mantelfalten gehüllt. Einen Zipfel hielt er vorm Gesicht. Als Lorchen die Tür hinter ihm zugemacht hatte, ließ er die Verhüllung vom Gesicht fallen. „Aber ich kenne Sie doch gar nicht“, sagte Karl staunend.

Der Mann vor ihm war besonders häßlich, sah aber sonst bescheiden und hingegeben aus. „Hören Sie mich doch nur“, bat er flehentlich.

Karl stellte seine Lampe auf den Tisch in der Mitte. „Was wünschen Sie?“

Der Mann reckte seine Hand wie einen Meilenzeiger durchs Zimmer. „Wenn Uri ruft, wenn Unterwalden hilft, der Schwyzler wird die alten Bünde ehren.“

So weit war Karl doch schon in Bräuche eingeweiht, daß er diesen Eindringling nicht nur für verrückt hielt. „Ach so“, sagte er. „Sehen Sie sich also.“ Er wollte ein für allemal zu einem Ende kommen.

„Wissen Sie, daß ein französischer Sergeant überm Flur wohnt?“

„Wie könnte uns eine derartige Tatsache verborgen sein?“

„Nun“, meinte Karl, „wenn Ihre Anführer immer so außerordentlich geschickte Männer herausstellen, so kann ja morgen halb Berlin hinter Gitter sitzen.“

„Ich weiß auch, daß Ihr französischer Sergeant gar nicht zu Hause ist“, sagte der Mensch.

„Über die Leute in den Häusern gegenüber? Nebenan? Die ganze Straße?“

Karl ging im Zimmer hin und her, nahm dies und das auf, um seinen Anzug wieder richtig instand zu setzen. Der Mann sagte nun, daß Karl in den Bund aller Guten eintreten müsse, und begann von Spanien, Osterreich, Preußen, Rußland, Agypten, der Türkei und von allen andern Ländern der Erde zu reden und von ihrem Heldentum, und England bezahle alles. Er saß bescheiden auf einer Stuhllede und redete. Er war zum Staunen häßlich mit vierkantigem Kopf, einer breit gespaltenen Bulldognase, deren sehr große Löcher fast senkrecht standen, man sah in diesem Gesicht zuerst immer nur sie, — einer graubleichen Haut, dicken aufgeworfenen Lippen, fahlen, hellblauen, halbfugelig vorgewölbten Augen von trübster Farbe und dick gelocktem, rostbraunen Haar. Karl konnte keinerlei Schattierung von rotem Haar leiden, unter keinen Umständen. Diese Farbe wäre an sich ganz schön gewesen, dennoch war sie ihm widerwärtig. Trotzdem mußte der Mann rühren, auch ihn, wie er da traurig und begeistert, nur an seine idealischen Absichten hingegeben, auf seinem Stühlchen hoßte.

„Wie heißen Sie?“ fragte Karl.

„Falte“, tönte die bescheidene Antwort. „Ich bin Referendar. Der Herr Kriegsrat sollten mich vielleicht kennen. Ich habe Sie oft gesehen.“

„Nein, Sie habe ich nie gesehen; ich hätte Sie gewiß sonst behalten!“

„Das glaube ich“, antwortete der andere niedergeschlagen im Ton: Ich bin auch so furchtbar häßlich. Karl merkte, daß seine Hände mit Sommersprossen besät waren, die merkwürdigerweise in dem blauweißen Gesicht vollständig fehlten. Er hob widerum an:

„Laßt uns den Eid des neuen Bundes schwören!“ hielt inne und fragte: „Kennen Sie Schiller? Er ist zwar tot, aber Sie glauben gar nicht, wie alles paßt. Wir wollen trauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen. Es treibt uns fort mit Sturmesungestüm. — Ich kann beinahe den ganzen Schiller auswendig.“

„Aber Sie können nicht verlangen, daß ich mir jetzt mitten in der Nacht Schillersche Verse hersagen lasse. Mein lieber Herr, ich habe tagsüber, wie Sie wissen werden, da Sie ja so vorzüglich unterrichtet sein wollen, aufs ungemeinste zu tun. Heute habe ich bis zehn Uhr ununterbrochen gearbeitet. Gönnen Sie mir meine Nachtruhe!“

„Sie haben uns kennengelernt. Sie werden von uns hören. Um Ihre Verschwiegenheit bangt mir nicht!“

„Was an diesem Besuch auch noch zu verschweigen sein sollte!“

Der Mann ging.

Karl war außer sich. Dieses Volk. Solch ein Mensch. Ja, der war deutsch. Und ausgerechnet so einer kam, um spanische Verschwörungen anzustiften. So benahmen sich Deutsche!

Alexander traf in Berlin ein. Lisma versammelte die Freunde. Sie hatte ihr schönstes Zimmer mit vielen Blumen geschmückt; von allen Wänden floß sanftes Kerzenlicht. Sie selbst trug ein Schleppkleid aus hellblauem Kaschmir und bewegte sich in der üppigen Ruhe ihrer befriedigten Liebe. Sie hatte ihre braunen Locken nach neuartiger Form hoch aufgenommen. Heut war sie fürstlich schön. Alexander gab sich heiterer als ihn Karl jemals gesehen hatte. O ja, er hatte große Schwierigkeiten auf seinem Gut. Die Bauern verstünden, wie fast überall, das neue Gesetz über die Aufhebung der Hörigkeit so, als sollten sie sofort von jeder

Pflicht für die Gutsherrschaft entbunden werden. Aber freie Tagesarbeiter gebe es nirgends. Was ward nun aus der Ernte?

Alexander war guten Muts; alles werde sich schlichten.

Ein anderer Gast, ein dürrer, heftiger Major Bartke, fuhr auf den Ausdruck: Bauernbefreiung, auf, bellte und schrie. Frevel! Kostbarster preußischer Boden werde an dummes, rohes Sklavenpack ohne jeden Gemeinsinn weggeschmissen. Das das Land noch nicht einmal richtig bebauen, geschweige denn einem allgemeinen Wohl nützlich zu machen imstande sei. Bartke schimpfte, als noch ein andrer Gast eintrat, ein dider und beweglicher Kriegsrat von Malstein. Von deutschen Verschwörerplänen redeten alle. Karl sprach sich das Herz über Falte frei, den alle kannten. Alexander entschuldigte: „Zuerst erscheint er immer nur als ungeschickt. Trotzdem ist er der beste Werber und hat erstaunliche Erfolge.“

Karl gab nicht nach. „Diese ganze deutsche Geheimbündelei! Jetzt haben sie unternommen, sogar die königliche Genehmigung nachzusuchen. Man stelle sich vor, eine Regierung unterm Beil wie die unsere. Morgen, übermorgen oder auch schon heute abend kann sie aufgehoben werden, in jeder Stunde, und kaum Atemholen ist ihr gegönnt, aber sie soll einen Verschwörerbund genehmigen! Ohne eine königliche Genehmigung aber wollen die wahrhaft preußischen Seelen nicht mitmachen!“ Ihm schwebten sehr deutliche Worte auf den Lippen. Aber alle diese Männer gehörten zu der Verbindung.

Zur großen Überraschung aller, sogar Lismas, trat Falte ein. Lächelnd kam er da, um sich mitten in den Kreis zu setzen und auch sofort seine Reden zu halten. Er ließ auch nicht unterm Speifen nach, und immer schwebte die volle Gabel

über seinem Teller; sie auch in den Mund zu führen, schien kaum der Zweck. Da er aber niemals auch nur die leiseste menschliche Eitelkeit verletzen konnte und für sich selbst planlos wie ein Tier war, so mußte ihm immerdar nur verziehen werden, auch bei jeder Belästigung. Er wandte sich freudig sofort an Karl. Nicht wahr, da habe er neulich im Nachtgespräch mit dem Herrn Kriegsrat einen schönen Grund gelegt. „Jetzt darf ich Ihnen auch Namen offenbaren, wer alles zu uns gehört“, sagte er, nannte: Grolmann. Boyen. Den Prinzen von Hohenzollern-Sigmaringen. „Es kann sein, daß der Minister vom Stein und der General von Scharnhorst zu uns kommen.“

„Man muß Leute in solchen Stellungen gänzlich aus dem Spiel lassen“, entschied Karl streng.

Major von Bartke bellte: „Gründet den Mörderklub! Ich begehre den Herrn von Bonaparte abzutun!“

Alexander sprach von der preußischen Wiedergeburt. „Ich habe in Königsberg alle Verhältnisse nur zu gründlich kennen gelernt. Die Widerstände in einem einstmals so mächtigen und nun zerbrochenen Staate können nicht anders denn gewaltig sein. Aber wir haben Stein und Scharnhorst.“

Da erhob, bei Nennung des Namens Stein, Major Bartke flammenden Widerspruch. Stein! Der nichts verstehe als den Gutsbesitzern ihre Bauern auf den Hals zu hegen und beide, Gutsbesitzer wie Bauern, zugrunde zu richten. Auch die Städte, denn sie würden bald nichts mehr zu essen haben. Der Bauer fräße alles, was er baue, nur ganz allein. Nun aber falle er dem Juden in die Hände, mit seinem immer verschuldeten Eigentum, für das jetzt der Gutsherr eingestanden sei. Aber jetzt werde sich jeder Jude ein Rittergut kaufen. „Wer bestellt jetzt die Güter? Die Ernte verfault. Der preußische Staat ist zusammenzufassen, viel enger und

strenger als jemals zuvor. Anderes gibt es nicht. Nur diese Rettung. Aber dieser Mensch Stein sprengt ihn auseinander. Er ist kein Preuße. Er hat auch gesagt, daß ihm Preußen ganz einerlei sei. Es käme ihm einzig nur auf Deutschland an. Was ist Deutschland?"

„Bauern müssen ebenso gut frei sein wie andre Leute“, widersprach Karl heftig. „Wollen Sie mir sagen: die Bauern sind in Frankreich frei. Die Erfolge, die Frankreich mit seinen freien Bürgern macht, sind ja vielleicht nicht so ganz einfach abzuleugnen. Und wenn wir nur einen Hufen unserer jetzt französisch gewordenen Gebiete wieder haben wollen, so können wir unsere Bauern nicht wieder als Hörige einsetzen. Scharnhorst stammt auch aus Bauernblut ab, und sein Großvater soll noch hörig gewesen sein. Er sollte nicht der herrscherwürdige Mann im wunderbarsten Sinne sein?"

„Der Scharnhorst ist auch nur ein Hannoveraner und nimmermehr ein Preuße“, murkte Bartke. „Aber Stein ist nichts wie nur Jakobiner. Er will die Gesetze bei uns einführen, die Frankreich längst überwunden hat. Wenn Frankreich jetzt bei uns siegt, mein lieber Herr, so tut es das kraft seiner vollständigen Tyrannis. Der Bonaparte ließe den Freiheitswahnsinn bestehen, mir scheint auch!"

Der dicke Herr von Malstein redete zu Frieden und Einvernehmen. Wenn der preußische Staat nur geborene Preußen anstellen wolle, so müsse er allerdings sehr viele gerade seiner besten Diener wegschicken. Nein, Scharnhorst und Stein seien keine Preußen. Auch der durch seine tapfere Verteidigung der Feste Kolberg so berühmt gewordene Oberst von Gneisenau sei keiner. Auch nicht General von Blücher. „Stein ist unmittelbarer deutscher Reichsritter, Gneisenau aus fränkischem Haus. Blücher stammt aus Mecklenburg. Wer hier in unserm Kreis ist geborener Preuße? Seine Durchlaucht gewiß nicht

und der Herr Kriegsrat auch nicht. Ich bin auch keiner. Wollen Sie uns alle zum Teufel jagen?“

Bartke finsterte vor sich hin.

„Uns allen blutet doch immerdar das Herz um Deutschland“, sagte Karl. „Wenn nichts anderes, so ist uns allen unser deutscher Schmerz gemeinsam. Liebe deutsche Freunde. Deutsche sind ihrer Begabung nach nicht weniger gottgeliebt als alles Franzosenvolk. Trotzdem betrachten wir uns selbst nicht viel besser denn als zertretenes Gewürm. Und Deutsche zerstückeln Deutsche im Feindesdienst.“

„Wir haben dreihundert Staaten und Vaterländchen gehabt“, sagte Alexander, „und konnten kein Nationalbewußtsein bilden. Friedrich allein tat alles Große, was uns bisher gegönnt war.“

Bartke meinte: „Eins sage ich Ihnen aber sonnenklar: Ohne den Willen des Königs ist gar nichts auszurichten. Dagegen geht kein preußischer Mann.“

Karl lachte bitter auf. „Dieser preußische König hat eine Politik getrieben, die überhaupt kein Mensch mehr verstehen konnte. Wenn uns Napoleon jede Heimtücke und Verwirrung vorwirft, und jeden Unverstand auch, — wer kann ihm mit Zug widersprechen? Dieser König ist furchtbar und vernichtend geschlagen worden, in seiner eignen vollständigen Hilflosigkeit, und was er noch hat, verdankt er nur der zweifelhaften Fürsprache seines russischen Bundesgenossen. Und jetzt kann, wie wir alle wissen, der preußische König den Mann nicht ertragen, der ihm seinen zerstückten und zertretenen Staat wieder aufrichten will. Was soll ein solcher König in dieser unserer Welt noch sein?“

Alexander bat: „Der König hat dennoch tiefgesenkte Schätze der Liebe in seinem Volk. Jeder, der unsre Welt retten will, muß auf sie zurückgreifen. Anderes geht nicht.

Die Schätze müssen auch verdient sein. Wir haben wenigstens im König immer noch einen Mittelpunkt. Scharnhorst und Stein tun ihr Werk nur unter königlichem Schutz.“

Lisma flehte: „Die Guten können doch nicht immer nur vereinzelt bleiben oder gar wider einander streiten. Ach, sind wir wirklich immer durch Klüfte getrennt? Ich kenne hier in Berlin eine große und feurige Seele, die Rahel Lewin, mit der ich befreundet bin. Sie hat sehr viel Einfluß in der Welt der öffentlichen Meinung. Wahrscheinlich kennen Sie alle ihren Namen. Sie fragt mich, wann sie mich nur sieht: ‚Wann spielen Sie wieder?‘ und wenn ich erwidre: ‚Ich darf doch nicht‘, so faßt sie meine Hände und lächelt mir ins Auge: ‚Spielen Sie groß, und wenn es nicht anders ist, so spielen Sie sich ins Französische ein.‘ Die Rahel Lewin will die Weltverbrüderung, und ich soll meinen Frieden mit den Franzosen machen. Ihre Seele sei von Glückseligkeit angerührt, sagt sie, denn Goethe empfinde wie sie die Notwendigkeit der Weltverschmelzung. Franzosen könnten echten Deutschen den Lebenskern gar nicht nehmen. Aber beider Arten wollten Sauerteig sein zu einem einzigen Lebensbrot. — So spricht eine große feurige Frau und beruft sich auf Goethe. Wahrscheinlich denken die meisten Menschen in Deutschland so; wir dürfen uns nichts vormachen. Sie hat nur den geläufigen Ausdruck. So wollen denn wenigstens wir die ganz schwere Arbeit leisten, in unsrer Liebe für unser Vaterland und in unserm Haß gegen seine Feinde. Wir müssen die Brücke bauen, auf der endlich doch alle Deutschen zu uns herüberwallen. Wir müssen einig sein, glauben Sie es mir. Der andern sind zu viele, der Lauen, die ihr Recht auch durch ihre Masse übergewaltig verteidigen können. So müssen wir unsere Kraft ganz eng beieinander halten.“

„Durch Befehl“, sagte Bartke. „Alles andre ist Schwindel.“

Lisma lächelte. „Patriotismus kann Mode werden, sogar in Deutschland. Und Mode hat Allmacht.“

Alexander zog einige gedruckte Bogen aus seiner Brusttasche. „So will ich Ihnen aus der neuen preußischen Wehrverfassung das Wichtigste mitteilen. Sie ist aber kein Entwurf mehr, sondern schon vom König unterschrieben und also Gesetz. Scharnhorst hat sie verfaßt.“

„Alle Bewohner des Staates sind geborene Verteidiger desselben.“

Alle streitbaren Männer des Staates zwischen neunzehn und einundzwanzig Jahren werden zum Waffendienst berufen.

Jeder gebildete Preuße soll Offizier werden können. Im Krieg jeder Tapfere und Entschlossene.“

Karl rief in Begeisterung: „So ist dieser Tag endlich da! Ich erlebe ihn!“

„Die selbstverständliche Folge dieser Verordnung ist natürlich“, sagte Alexander, „daß beim Volksheer alle entehrenden Strafen, alles Prügeln, Fuchteln, Spießrutenlaufen sofort abgeschafft wird.“

Bartke lachte laut auf.

Alexander erhob sich: „Meine Freunde. Heute Abend wollen sich die Männer des deutschen Wollens in einer großen Versammlung kennen lernen. Die Stunde ist da. Wir wollen zu ihnen gehen.“

In dieser großen Versammlung, die, geheim tagend, den Zusammenschluß aller Deutschlandliebenden vorbereiten wollte, ging die Kunde von der neuen Wehrverfassung als befreiender Trost über die Seelen hin. Die Frage kam auf: Wir wollen unsern neuen Bund auf Leben und Tod beschwören!

Prediger Schleiermacher von der Dreifaltigkeitskirche trat auf und hob seine Hände. Er rief die Worte aus dem Shakespearischen Julius Cäsar über die Häupter hin:

„Nein, keinen Eid. Wenn nicht die heilige Scheu,
eur innres Seelenleid, die Not der Zeit
euch fest verbindet, dann geht wieder heim,
und jeder suche sich sein träges Bett.
Laßt frech gesinnte Tyranei dann schalten,
bis jeder fällt, wie ihm sein Los bestimmt.
Doch sind wir Römer, welchen andern Sporn
als unsre Sprache brauch't's, um uns zu stacheln?
Welch andres Band als treues Römerwort?
Welch andern Eid als diesen festen Schluß,
wie wir als freie Männer lebten, frei zu sterben?
Laßt Priester, Räuber, feige Memmen schwören,
die vor der Tat schon denken an Verrat.
Das Volk, dem man nicht traut beim bösen Handeln,
laßt schwören. Doch entweiht durch keinen Eid
die stille Tugend unsres Unternehmens.“

Der mühsame Weg

Die Freunde. Spanien. Das neue Preußen!

Aber es ging mit Spanien, wie es die Vorsichtigen und Zerdrückten angesagt hatten. Napoleon brauchte nur selbst einzurücken, so zerbrach der Aufstand beinahe sofort. Sein Bruder wurde glanzvoll wieder nach Madrid zurückgeführt.

Das neue Preußen! Wehe! Falte kam mit der frischen Nachricht zu Karl gestürzt: „Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzt, der darf auch treffen in das Herz des Feinds!“ Falte schluchzte: „Der Stein! Der Eckstein. Unser aller Riesenstein. Der Heldenstein!“

„Ja, um Himmelswillen, ist er tot?“

„Nein. Zerbrochen.“ Falte hatte das Zeitungsblatt. Karl las. Falte murmelte ununterbrochen: „Die Krone zittert auf des Bösen Haupt, solange ein Geist in diesem Körper lebt!“

„Hören Sie doch nur endlich einmal auf! Wer soll das aushalten!“

Falte murmelte, nur jetzt unverständlich, jambisch weiter.

Im Zeitungsblatt stand Nachricht auf französischen Befehl. Ein Brief des Freiherrn vom Stein an den Fürsten Witgenstein war von der französischen Polizei abgefangen worden. Der Brief wurde im Wortlaut mitgeteilt.

Karl fragte erregt: „Wer ist denn nun dieser Fürst Witgenstein?“

Falte antwortete: „Der Riesenstein an den Wichtchenstein. Der Wichtchenstein leugnet natürlich. Oha! Ehe der Hahn

dreimal trähet. . . Ich kenne den Menschen nicht! Der Wichtchenstein verleugnet den Riesenstein. Der Wichtchenstein ist gänzlich unzuverlässig und will sich bei den Franzmeiern und bei Engländern und Russen und Österreichern, bei der ganzen Welt, anhängig machen.“

„Ja, ja, was sonst? Wer ist dieser Witgenstein?“

„Ich glaube, daß er einmal Gesandter an dem weiland kurfürstlichen hessischen Hof gewesen ist. Preußischer Gesandter. Verdächtig!“

Der Brief war dem persönlichen Depeschenträger des Staatskanzlers vom Stein auf der Reise mit Gewalt abgenommen worden. Sein Inhalt vor allem: Es müsse als ratfam erscheinen, die Erbitterung gegen die Franzosen, die allenthalben im Wachsen sei, zu nähren und mit allen Verbindungen auf die Menschen einzuwirken. Wörtlich stand:

Ich wünschte sehr, daß die Verbindungen in Hessen und Westfalen erhalten würden, und daß man sich auf gewisse Fälle vorbereite, auch eine dauernde Verbindung mit energischen, gutgesinnten Männern erhalte und diese wiederum in Beziehung zueinandersehe.

Falte starrte Karl glözend an und erklärte, daß er sich Stein zur Verfügung stellen werde, wenn Stein über Eisgebirge und Schneestürme zu Fuß und nur im dünnen Mantel fliehen oder sich in Höhlen und einsamen Türmen verbergen müsse. „Hermann, mein Rabe!“

„Ich würde wenigstens noch bis übermorgen abwarten“, riet Karl höhnisch. Falte hatte Zeitungen zusammengekauft. In der Spener-Bossischen, im französischen Moniteur, in dem französisch verschachtelten Telegraph stand überall der Brief. Der Telegraph druckte noch eine Königsberger Zeitung ab, in der ein Lied veröffentlicht worden war; es begann:

Wie glücklich, König, ist ein Volk,
wo den gerechten Thron
mit weisem Rat ein Freund beschützt,
der sich nicht, nein, dem Lande nützt,
und feige Schranzen flohn.

Der Telegraph entsetzte sich: Hat es nicht den Anschein, daß dieses Lied einzig und allein zur Ehre des Individuums gemacht worden ist, den es durch die größte der Ungeschicklichkeiten unaufhörlich dem König auf den Hals zu schieben wagt? Die Ehrerbietung, die man gekrönten Häuptern schuldig ist, gebietet, daß der Mann, welcher aufgerufen wird, ihnen zu dienen, sich über alles sehr hüten muß, glauben zu machen, daß er der kostbare Stein, der Grundstein des Staates sei. Was bedeutet ferner die übelgesinnte Anspielung auf feige Hoffschranzen, die die Flucht ergriffen hätten? Es liegt nach unsrer Ansicht in dieser Insinuation ein demagogischer Anstrich, der noch mit etwas Treulosigkeit verstärkt wird. Wollte man eine Partei gegen die andre, die verschiedenen Klassen der Nation aufregen, das Volk gegen den Adel und die Armee aufreizen? Ideen von dieser Gattung verbreiten, ein eingebildetes System der Nivellierung oder vielmehr der Anarchie in Aufnahme bringen, heißt dem Staate eine unberechenbare Folge von Unordnungen und Unglücksfällen vorbereiten.

„So ist das echte Preußen“, nickte Karl.

Lisma nahm Karl zu ihrer Freundin Rahel Lewin mit, um ihn seiner trostlosen Bitterkeit zu entreißen. Er sah das kleine, berühmte Weibchen zum erstenmal. Sie war zart, fein, geistreich, sehr behend, sehr gutmütig und sehr gesprächig. Ein mageres jüdisches Weibchen mit heißen schwarzen Augen. Sie redete. „Ich darf's sagen, ich gewiß, daß ich die Franzosen liebe. Gott. Da hing neulich so eine altpreußische Uniform

verstäubt und verlottert und ausgeweidet beim Schneider über dem Ständer. Wie mein Herz sprang. Das ist doch alles ich selbst. Ich fühl's, wie das alles an mich gewachsen ist. Daß unsere Pferde vom Brandenburger Thor fort sind! So etwas ist böse und auch dumm. Es ist unnötig und verbittert alltäglich; das ist Qual. So darf es nicht gemacht werden. Ich habe in Paris gelebt und dort unendliche Freude und Freundlichkeit erfahren. Aber ich gehöre nicht dorthin und bin nur zu Besuch; ich will diese fremde und wunderschöne Stadt doch keinesfalls. Aber es sind gute Menschen und ein fröhliches Volk mit der hohen Begabung zur Sitte und zur feinsten Geselligkeit. Und nun haben sie in ihren Revolutionen die entsetzlichsten Schrecknisse erlebt und sind durch Blutwochen und -monate hindurchgegangen. Da hielt dem armen Volk kein Gefühl und keine Liebe stand, und alle seine Führer verrieten es. In ihrem Mittelalter ist es ebenso gewesen, und ihre Bluthochzeit war nur eine Bekrönung. Aber in der Revolutionszeit sind in Paris alle zwei Tage die Karren mit den Todesverurteilten durch die Straßen gerasselt, und wo sie vorbeifuhren, horchten die Anwohner wohl anfangs hoch auf. Aber bald hat sich niemand mehr stören lassen, und sie aßen und küßten und hatten einander lieb und arbeiteten, und der Schreckenkarren rumpelte draußen seinen Weg.“

„Nun“, sagte Karl, „wenn Schreckenstaten in der Vergangenheit einem Volk auch noch Ehrfurcht zuziehen sollen, so haben wir auch mit genug aufzuwarten. In der kleinen Stadt Nordhausen, — ich weiß zufällig Bescheid, als Beispiel für viele, — sind in zwei Jahren dreihundert Hexen verbrannt worden. Das ist im Durchschnitt auf jeden zweiten Tag eine. Aber sie haben lieber ganze Scheiterhaufengesellschaften gebildet. Und wie gering war damals in einem solchen Städtchen die Einwohnerzahl! Jede Familie hat

unter der Furcht gelebt, heute holt man die Frau oder die Tochter ab. Grauen steckt uns genug in der Seele.“

Rahel erwiderte: „Aber die Franzosen sind nun im Gegenteil so vergnügt und harmlos, und haben ihren Schrecken vollkommen überwunden, und er liegt ihnen gänzlich zurück. Aber sie haben allen andern Menschen den Greuelhunger abgenommen, und sie allein haben auch die Seelenstärke, so Ungeheures durchzuführen.“

„Gott“, sagte Karl, „harmlos sollen diese Franzmeier auch noch sein! Wie ich sie hasse, hassen will. Ich will keine Wohltaten von unsern bittern Feinden. So ein Tragerkerl soll uns in Ruhe lassen oder nur klar und richtig quälen.“

„Sie verachten uns“, sagte er. „Aber vor allem sind wir ihnen unheimlich. Weil wir für ihr Verständnis widerspenstig sind, und sogar wir selbst werden aus uns nicht klug. Und sie fürchten uns noch viel mehr als jemals wir sie.“ In seiner Seele knäulten sich seine Schmerzen, Qualen und Mühsale zusammen.

Auch Alexander Nienburg, der zwischen seinem Gut und Berlin hin und her fuhr, war bedrückt. Die Abende glühten hin, ohne Himmel zwischen Häusern. Auf den Gewässern im Tiergarten, an denen Alexander und Karl hinwandelten, lag öliges Staub. Die Eichbäume standen angefressen und das Raupenzeug fiel als efler Regen aus den Wipfeln über die Spaziergänger. Alexander wußte, noch werde Stein gehalten. Napoleon wolle seine Entscheidung über ihn erst in Deutschland selbst aussprechen. Bald werde er sich mit dem russischen Kaiser in einer deutschen Stadt treffen. Preußen bleibe geknebelt. Prinz Wilhelm selbst, der Bruder des Königs, habe auf einer besonderen Reise nach Paris mit allen Kräften um Erleichterungen für den Staat gerungen. Vergebens. Die Kontributionssumme sei für Preußen nur erhöht worden, und es habe für ein einziges Jahr hundert-

einvierzig Millionen Goldfranken zu bezahlen! Vermöge es diese riesige Summe nicht, die alle seine Hilfsmittel übersteige, dem Feind hinzulegen, so werde ihm Schlesien genommen. Sachsen wolle es haben. Jedenfalls behielten die Franzosen die Festungen Glogau, Stettin, Spandau und Küstrin.

„Wird Berlin freigegeben?“ fragte Karl.

„Wer weiß das? Und wenn die Franzosen auch schon hundertmal abgerückt wären, auch dann hat noch niemand Gewißheit.“

Alexander sagte leidenschaftlich: „Ich will nach Amerika. Am liebsten nähme ich sofort Kriegsdienste im Ausland. Wo es sei. Nur gegen Bonaparte.“

„Aber kann ich denn fort?“ fragte er. „Sie kennen das herrliche und wundervolle Weib, dessen Seele sich ganz an meine ergab. Und ich reiße sie doch nur in Unseligkeit. Was sollte ich mit ihr in Amerika? Ich allein dort drüben, ja. Aber sie liebt mich doch vor allem als das, was ich nun einmal bin, Offizier und von meinem Stand.“

„Ich bitte Sie!“ widersprach Karl lebhaft. „Sie wüßten nicht, wie ohne Aufhören sie Sie liebt, und auch im tiefsten Elend und der tiefsten Schmach ewig lieben würde!“

„Ich kann nicht vor ihr armselig oder klein und unsicher stehen“, sagte Alexander stürmisch. „Ich sollte ihre herrliche Gestalt nicht mehr schmücken dürfen, sondern sollte sie sehen, über Arbeit gebeugt und vom Ungewohnten unüberwindlich bedrängt? Ich darf sie nimmermehr aus ihrer Gewöhnung reißen. Sie ist eine große deutsche Künstlerin und ihr Ruhm, den sie unzweifelhaft eines Tages noch viel großartiger als jemals bisher ernten wird, muß sie auch darüber hinwegtragen, wenn es einmal die Trennung von mir gelten würde. Aber ich will ihr treu bleiben und brauche mich wahrlich nicht etwa um meiner Familie willen in meinen Plänen stören zu lassen. Da sind mehr als genug kleine Brüder, die nur allzu

gern zugriffen, wenn ich fortfalle, so oder so. Sie kennen meines Vaters jetzige Frau.“

„Wollen Sie nicht wieder zu Scharnhorst gehen?“ fragte Karl.

„Trotz all unseres Ingrimms, trotz aller Qual und Herzensverbrennung kommt es doch sicherlich so“, fuhr Alexander fort, „daß sich unsre Kinder oder die Nachfahren unseres Volkes ganz leicht in dem napoleonischen Weltreich einrichten, und der Gedanke an ein Preußenreich und an Deutschland wäre für sie nur Staub und Rauch. Kennen Sie die Geschichte des Wendenvolkes, das vorher hier in der Mark Brandenburg und noch weiter, viel weiter bis übers ganze Königreich Sachsen geherrscht hat? Es soll ein treffliches, fleißiges und sehr begabtes Volk gewesen sein. Es ist fürchterlich ausgetilgt worden und hat im Heldenkampf, in dem es unterging, die außerordentlichsten Taten vollführt. Jede Größe, jeden Opfermut hat es aufgebracht. Wer weiß noch von ihm? Raum, daß zu einem sonderbaren forschenden Leser noch einmal verschollene Kunde dringt.“

„Wer hat Ihnen von den Wenden gesprochen?“ fragte Karl.

„Ich weiß nicht. Warum?“

„Ich fragte nur.“

Karl sagte: „Alles fließt durchs Herz. Alles erhält seine Kraft nur durch unsere Liebe. Ich will deutsch lieben. Ich kann nicht anders. Was sind Verstandesgründe? Aber Napoleons Reich hängt nur an seinem Leben.“

„Er wird achtzig Jahre alt werden, warum nicht?“ sagte Alexander. „Dann haben sich die Völker gewöhnt und seine Nachfolger erben ruhig. Bei uns ist zertretener Kirchhof und im übrigen liefern wir beglückt das europäische Kanonenfutter.“

Er sagte an diesem Abend noch: „Sie müssen, wenn nun Napoleon, wie ich Ihnen andeutete, nach Erfurt kommt, der Plan steht schon so gut wie fest, — bei dieser Gelegenheit dorthin gehen. Sie werden einen Paß von der Regierung erhalten und gehen als Gesandtschaftssekretär. Herr von Bock wird Sie schicken. Zwar ist Erfurt eine französische Stadt mitten in Deutschland. Deshalb wurde es auch zum Empfang des russischen Kaisers durch Bonaparte gewählt. Ich kann nicht selbst gehen, weil ich preußischer Offizier bin, der aber ins Königreich Westfalen hineingehört. Sie zu schicken ist zweckmäßig. Wir müssen einen ganz zuverlässigen Mann dort haben.“

Karl reiste wirklich im September 1808 nach Erfurt und sah die glänzendste Fürstenversammlung aufziehen. Da fuhr der Kaiser Napoleon täglich mit dem schönen, jungen Zaren von Rußland durch die Straßen. Karl liebte den treulosen Russenkaiser nicht, der dennoch die einzige Hoffnung Preußens gegen Napoleon bedeuten mußte. Die beiden Machthaber stellten jedenfalls hier in Erfurt die ausführlichste Gebärde inniger Freundschaft auf. Napoleon schmeichelte dem russischen Kaiser unerhört. Was konnte oder wollte Alexander für Preußen tun? Der Freiherr vom Stein erhielt den Achtungsbefehl von Erfurt aus. Nun war er vogelfrei und wirklich für die Ebnöden, Steinwüsten und verlassenen Türme reif. Ein Steckbrief jagte hinter ihm her. Zweifellos würde ihn Napoleon, so dachten alle bekümmerten Herzen, erschießen lassen, bekamen ihn seine Häsher.

Täglich stand Karl an der Gasse, um Napoleon vorüberfahren zu sehen. Immer überkam ihn Erstaunen und Erstarren. War Napoleon Mensch? Er war da. Er hatte die ungeheure Aufgabe. Zu begreifen war er weiter nicht. Er war das atemraubende Werkzeug Gottes in dieser Welt. Gott wollte an ihm das eherne Schicksal weisen. Er allein

erschien als einfach, um wie Doldh in eine ungeheuer kompliziert gewordne Welt hineinzufahren. Da mußte der Mensch kommen, dem das Herz um Gewalttätigkeit niemals bekümmert war. Aber die Menschen waren nur froh, einmal dem Zwiespalt ihrer Vielheit entrinnen zu können, und dienten ihm gern. Ließen zu, daß das kalte Werkzeug das zuckende Fleisch durchschnitt, durch die hunderttausend Verästelungen hindurch.

Karl mußte sich wehren. Lieben könnte ich ihn, wäre er menschlich.

Er hörte erzählen: An der Mittagstafel Napoleons wurde von den anwesenden deutschen Fürsten und Königen über die verschwundene deutschrömische Kaiserherrlichkeit gesprochen. Auch vom uralten Krönungsornat. Dazu habe die Goldne Bulle gehört. Nur, was war sie? Endlich einigten sich die deutschen Fürsten, die doch fast alle noch einen deutschen Kaiser erlebt hatten, die Goldne Bulle müsse ein Orden gewesen sein. Goldnes Blies, so ähnlich.

Napoleon sagte kalt in das Gerede hinein: „Die goldne Bulle ist die Urkunde, durch die Kaiser Karl der Vierte auf dem Reichstag zu Nürnberg 1356 die Rechte und Pflichten der Kurfürsten regelte. Ihr Siegel war in einer goldnen Kapsel eingeschlossen, die damals allgemein Bulle hieß. Danach wurde die ganze Sache genannt.“

„Wo haben Euer Majestät so genaue Studien gemacht?“ fragte für alle Staunenden Zar Alexander.

„Nun, in Brienne, als Fähnrich, während ich mich auf die Fähnrichsprüfung vorbereitete“, antwortete Napoleon.

Diese Geschichte erschütterte Karl grenzenlos. Wenn denn nur dieser Mann herrscherwürdig war?

Als er sich zur Abreise rüstete, erhielt er einen Brief von Rätchen Jähniße.

„Sollte es sein, lieber Freund, daß die Straße rückreisend von Erfurt über Magdeburg führen kann? Auch für mich, wenn es denn so wäre; auf mich sollte alles gelegt werden. Von unten dampft Grollen des Richttages; ich empfinde es noch; doch auf Augenblicke kann die Seele ganz stille sein. Alle Tage werden vergehen; nur werden unsere Herzen unterirdisch durch die volle Sorge zerrieben. Grausames Engeltier, du Mensch; die Hölle warb um dich mit aller bösen Begabung, und du wärest ebenso gern gut gewesen, nur lehrte dich's niemand. Auch im Paradies warst du ohne Kraft der Überwindung allein und verlassen. So bleibt alles Erinnerung; würde dem sanften Herzen nur einmal Wahlstatt gegönnt, um vom Schätze der Natur hinzuspender, so wäre noch heut paradiesisches heiliges Land zu beschaffen. Krieg wüthet immerdar; nur habe auch der Sieger das unschuldig fromme Herz, denn Gott will auch ihn. Werden Sie kommen, auch zur Freude Ihrer Dienerin, oder fliehen Sie? Die Kugel trifft in Gewalt ans Herz, aber es sickern ewig Tropfen hinweg so schmerzenvoll. Wollen Sie dem Vater über die Reise schreiben? Gefühl ward ohne Beschämung nackt; nun mag Schimpf an ihm getan werden. Nur eine Zeile, nur den kleinsten Zettel Ihrer gehorsamen Freundin A. J.

Ach, meine Eltern haben wenig Freude an mir!“

Auch Friedrich Hasfelde sandte einen Brief.

„Mein geliebter Freund!

Wie ich mich nach Botschaft von Dir und von zu Hause sehne. Ich höre, daß Du in Erfurt bist, ich aber darf als preußischer Offizier nicht über die Grenze gehen. Mein Vater schreibt mir nicht, und der Mutter fiel das Schreiben schon immerdar schwer. So sind meine innigsten und natürlichsten Verhältnisse zerrissen. Ich weiß ja nicht, ob es Dir möglich wäre, auf Deiner Reise in meinem Elternhaus

vorzusprechen. Doch zögere ich nicht, anzunehmen, daß Du mir, vermöchtest Du es, gern diesen grenzenlosen Liebesdienst erweisen würdest. Erich hat ein Offizierspatent in Westfalen erhalten und ist in der königlichen Umgebung selbst untergekommen. Du wirst wohl erstaunt sein zu hören, daß auch Luß den Schritt ins Westfälische gethan hat. So ist es nun einmal mit uns. Wenn ich nur vom Ergehen der Eltern eine Nachricht hätte!“

Karl schickte sein Gepäck mit den Fuhrwerken der preussischen Gesandtschaft und wanderte selbst zu Fuß. Unterm klaren Himmel, durch feierlich in dieser Herbstzeit abblühende Natur. Überall sah er die Pflüger auf den leeren Feldern. Die schweren Gespanne zogen auf den Kuppen der sachten Hügel langsam vor dem großen Himmel hin.

Ja, so lange Erde ruhte und Menschen gern arbeiteten, konnte neue Hoffnung in den Erdenchoß gesenkt werden.

Karl kehrte am Abend im einfachen kleinen Gasthaus ein. Er trat in die Wirtsstube; die Frau brachte Brot und Käse, einige Eier, Speck. Sie stand am Tisch und fragte nach Namen und woher. Einige Bauersleute saßen über einem Kartenspiel zusammen. In einer Ecke hielt sich ein junger Mensch im Schatten. Karl blickte zu ihm hinüber; er hätte ihn für einen Studenten gehalten. Karl schien es, als trage er Kummer. Wollte er sich zu ihm an den Tisch setzen? Der junge Mensch wandte fast erschrocken sein Gesicht mit großen weichen Zügen zu ihm. Sein voller, weicher Kindermund zuckte, er mußte in Verstörung sein. Den Blick fast angstvoll auf Karl geheftet, schüttelte er nur das Haupt. Bald stand er auf, ging an Karls Tisch vorüber. Für einen Augenblick schien es, als wolle er stehen bleiben. Danach schüttelte er wieder nur den Kopf und eilte fort.

Karl hörte ihn spät am Abend in seine Kammer, auf dem gleichen Flur wie sein eignes Zimmer, gehen.

Mitten in der Nacht fuhr Karl aus Schlaf empor. Der Jüngling stand da, hatte soeben die Tür geschlossen, — Karl entfann sich, er hatte sie nicht verriegelt, — hatte ein Licht in der Hand, sah ratlos auf Karl. So mit einem Licht kam kein Räuber! „Sind Sie krank?“ Karl sprang aus dem Bett, in einige Kleider.

„Ich, ich . . .“

„Kann ich Ihnen helfen?“

„Sind Sie ein deutscher Mann?“

„Gewiß. Sie brauchen nicht zu zweifeln.“

„Ich habe Ihren Namen gekannt, als Sie ihn der Wirtin sagten. Ich meine immer, ich müßte ihn wenigstens kennen . . .“

Der junge Mensch sank auf einen Stuhl.

„Werden Sie verfolgt?“ fragte Karl.

„O nein. Niemand weiß es, das heißt, der mich verfolgen könnte . . .“

„Ja, was nur? Was? Sie müssen Klarheit geben . . .“

„Ich habe Napoleon totschießen wollen“, sagte der Jüngling. „Wir waren zu zweit, und ich habe verhindert, daß es geschah, und ich vermochte es nicht. Bedenken Sie nur . . .“

„Warum taten Sie es nicht?“

„Der Prinz, unseres Königs Bruder, hat mit ihm in einem Wagen gefessen, als wir auf ihn schießen wollten. Wir hatten Repposten geladen, und ich schlug meinem Freunde den Gewehrlauf weg und schoß selbst nicht. Nun hat mich mein Freund verlassen und unsere Flinten zerbrochen. Sie liegen unten im Bach im Walde vor diesem Dorf. Bitte, was soll ich nun tun? Muß ich sterben?“

„Wenn niemand sonst um Ihre Tat weiß . . .“ sagte Karl, der nicht wußte, worauf die Frage hinaus sollte.

„Ich meine, daß ich mich nun selbst verwerfen muß“, verzweifelte der Jüngling. „Aber ermessen Sie. Jeden seiner Sündenfnechte nahm ich so gern mit. Unseres Königs

Bruder, — nein! Ich hatte mir alles ganz anders ausgedacht. Nun hat sich mein Freund in großer Verachtung von mir getrennt. Gewiß hätte unseres Königs Bruder nicht gesagt: Zerschleßt nur nicht den Napoleon, wenn ich neben ihm im Wagen sitze, sondern hätte sich gern als freiwilliges Opfer dargeboten. Aber ich konnte es nicht tun. Und mein Freund weiß nun immer nichts anderes, als daß der Napoleon um diese Zeit tot und aufgebahrt liegen könnte, und seine Marschälle hätten nur einen Gedanken, wie brächten sie das französische Heer glücklich wieder aus Deutschland heraus, und wie sie sich selbst nach Paris retten und ihre Reichtümer und Würden behalten könnten. Aber mein Freund will die Mordtat doch nicht zum zweitenmal versuchen, und ist ergrimmt und verachtungsvoll, und er verlangt auch von mir, daß ich abstehe und daß ich unbedingt schweigen soll.“

„Das scheint mir allerdings auch bitter nötig zu sein“, sagte Karl.

„Wenn ich tot wäre, so schwiege ich bestimmt“, sagte der junge Mann.

„Sie sollen nicht sterben. Sie sollen sich zu Haltung und Opfermut zurückfinden, aber nun Ihr ganzes Leben weihen, um der Sache willen. In der Auflösung Ihres Gemütes können Sie nur Unheil stiften.“

Er sprach lange mit dem Jüngling. Er gab ihm Namen aus der Nähe seines Daheims. Diese Menschen würden ihn auf richtige Wege weisen.

Als Karl am Morgen zur Weiterwanderfahrt in die Wirtsstube hinunterkam, hörte er, der Jüngling sei schon seit Stunden fort. Er habe noch herzliche Grüße an den Herrn Kriegsrat hinterlassen.

Karl kam in Halle bei dem Freunde aus der Ferne, dem Professor Friedrich Steffens an. Der Professor, von Geburt wohl ein Norweger, hatte sich jetzt mit allen Fasern seines

Herzens an seinen Wahlstaat Preußen angeheftet. Halle gehörte jetzt zu Westfalen. O nein, sagte Steffens, Halle, die Universität, sei mit nichten unter dem neuen Befehl aufgeblüht. Im Gegenteil hatte der Kaiser Napoleon die Universität ganz aufheben wollen, in großem Zorn. So frech widersäcklich wie das Hallenser Studentengesichter sei kein andres in der Welt. So hatte ihn ein Student, an den er vom Pferd herab eine Frage nach dem Weg richtete, mit Monsieur angeredet. „Dabei“, sagte Steffens, „war der Junge nur verwirrt und konnte kein Französisch. Aber Halle kann jetzt nicht hochkommen. Die französisch Gesinnten gehen lieber nach Göttingen. Ihnen ist Halle viel zu preußisch. Preußen kommen natürlich überhaupt nicht mehr.“

König Jerome von Westfalen hatte die Universität besucht. Höchste Ehren warteten seiner. Blumen, Damen, Kinder. Große Reden wurden von den Professoren gehalten. Zum erstenmal gehe eine Morgenröte der himmlischen und irdischen Größe über dieser guten Universität Halle auf. „Jerome hängt mager in all seiner großen Kleiderpracht und wird nie anders aussehen, denn wie der dürftige Abklatsch seines allmächtigen Herrscherbruders“, sagte Steffens. „Einmal war er ein kleiner, mittelmäßiger Ladendiener. Nun aber darf er über diesen starken, uralten, stolzen, deutschen Stamm herrschen und niemand erhebt Einwendungen gegen ihn. Er verstoßt seine Frau auf Befehl seines Herrscherbruders und erhält die Hand einer vornehmen, deutschen Prinzessin, und sie liebt ihn auch noch und dankt ihm und dem Himmel alle Tage dafür, daß er sie sich als Gemahlin gefallen läßt.“

„Lohnt es um dieses deutsche Volk?“ fragte Karl. „Seinen Trog will es voll haben; warum sollte es dann nicht auch französisch sein? Vielleicht wird es einmal zu einer Nation im Arger darüber, daß der Kaffee heute zwanzigmal so viel kostet als in den schönen, früheren Zeiten.“

„Sie in Berlin brauchen wenigstens keinen Todfeind in all seiner Ueberheit auch noch als Halbgott zu feiern“, entgegnete Steffens.

Karl wanderte aus Halle heraus. Immer hing sein Herz an den Worten des Studenten aus dem Dorfwirtshaus: So läge nun der Napoleon tot und seine Marschälle dächten nur daran, sich nach Paris zu retten!

Die Schlange des französischen Heeres wälzte sich endlos aus Deutschland fort!

Napoleon schien sich, nach seinem ungescheuten öffentlichen Auftreten und Ausfahren in Erfurt, nicht vor Anschlägen zu fürchten.

Deutsche! betete Karl. Ihr Menschen, denen das schwerste Los zugefallen ist!

Sein Herz glaubte nicht daran, daß Völker und Menschen nur durch Elend edler werden. Solche Länder wie England und Schottland waren auch einmal arm, erwog er, verkümmert und darum gesinnungslos. Sie haben ihre Könige um sechs Dreier an jeden, der sie haben wollte, verraten. Aber der riesenhafte Glücksfall traf sie, daß sie sich auf ihrer Insel einigen konnten. So eilten sie unter unerhörten Erfolgen dem gottbestimmten Ziele zu, das stolze und unabhängige Volk der Erde zu werden.

Mußt du, deutsches Volk, alle hundert Jahre kämpfen, um von einer mühsamen Höhe immer in schwarzen Abgrund gestürzt zu werden? Armes, mühseliges, geduldiges, fleißiges Volk. Wie ich dich liebe, in deiner Mühsal und Arbeit. Dir wird Stolz im tiefen Elend und Trondienst abverlangt. Du mußt für jede Begeisterung mit teuerstem Blut bezahlen.

Ich flehe dich an, du Gott über Deutschland, nur stille unsern Bruderkrieg. Hier wandre ich auf deutscher Erde, und sie ist vom Feind gegen mich bestimmt. Ich muß hier mitten in Deutschland verstoßen tragen, daß ich ein Deutscher bin.

Karl erreichte Hönze, wo er einen ganzen Tag verweilte, besonders Frau von Haffelde zuliebe. Leicht war der Tag nicht. Aber die Frau hatte Schweres immer zu tragen. Der alte Haffelde war nichts wie wütend. Vom Morgen bis zum Abend schimpfte er, nicht auf die westfälische neue Regierung, — sie war ihm kaum die Rede wert, — sondern auf das preußische Königreich. Auf die hoffnungslose, verlorene Regierung dort. Das ganze Geschlecht jetzt im Königreich Preußen war ihm nur Abschäum.

Sein Zorn ballte sich um den Freiherrn vom Stein. Er war endlich geächtet aus dem Lande gejagt. Viel, viel zu spät. Er nannte ihn nur unter Beleidigungen. Kerl. Leuteverspieler. Schwindler. Betrüger. Jakobiner. Königsverführer. Haffelde wütete: „Dieser sinnlose Verschwender, Stein des Anstoßes und Urgernisses, Eckstein des Satans und Sprengstein zum Untergang eines einst tapferen Staates, hat ja wohl einmal in seinem Leben seine Nase auch nach dem Staate England hingesteckt. Da hat ihm das reiche und wohl- anständige Leben dieses mächtigen Landes den Kopf verrückt. Aber nun müssen schnurstracks unserm bitterarmen, zertretenen, ackerbauenden, geknechteten, tapfern Lande Preußen alle die Einrichtungen und Gesetze dieses englischen Staates aufgepflastert werden, dieses Englands, das als ein blühender Handelsstaat mit der ganzen weiten Welt verbunden ist. Dieser Herr Reichsfreiherr vom Stein ist ja wohl zu dem Behufe eingesetzt worden, um die wenigen Mittel unseres ausgezogenen Staates zusammen zu halten. Aber Gott behüte mich. Nur so weggesperrt wird der Schweiß der preußischen Untertanen. Das halbtote Opfer muß noch vollends geschlachtet werden. Daß diese frechen Franzosen immer wieder von neuem so ungeheuerliche Erpressungen zu verüben wagen, ist allein die Tat dieses Steins, dieses Prellsteins, an dem alles Preußentum zerschlägt, und der alle französischen Gelüste

nur immer geweckt und gesteigert hat. Der den Franzosenfrieden sogar durchführen will.“

Karl konnte nicht gegen solches Wüten reden. Nur einmal wagte er den Hinweis: Auf die Festsetzung der Friedensbedingungen habe der Freiherr niemals den geringsten Einfluß gehabt. Wenn jemand, so habe der Feldmarschall von Kalkreuth als preußischer Unterhändler vor Tilsit leichtfertig und frevelhaft den Ruin des Königs und seines preußischen Landes unterschrieben.

Häpfelde schrie: „Schächer! Übeltäter! Hundsfötter! Alle! Ich sage: Alle!“ Dennoch: „Stein! Stein! Er ist kein Preuße. Der Bauer kann nimmermehr von dem Ackerleben leben, den ihm nun die Dummheit und Nichtswürdigkeit vom gutsherrlichen Eigentum abreißt. Der Gutsherr hat bis jetzt für jeden Fußbreit Land und für jeden Bauernjungen und für jedes Mädel einstehen müssen. Aber dieser Börsenschwindler Stein spielt den Juden das ganze Bauernland in die Hände.“

Karl wagte kaum von Friedrich zu reden. Er erzählte von ihm, von den Zeiten in Königsberg, während des Feldzugs, später. Von seiner Teilnahme in den Niederbrüchen von Jena und Auerstedt. Der Alte hörte zu, stand endlich doch auf: „Ja, ja. Weiß schon. Der Teufel hat alle geholt.“ Erich war für dieses Haus wie niemals gewesen. Die Häpfelde'schen Töchter waren alle verheiratet.

Häpfelde kam wieder und sagte, wie um Auftrag zu geben: „Der preußische König will jetzt sogar das Vorrecht dem Adel wegnehmen, daß nur er allein die preußischen Offiziere stellen darf. Jeder Kommisbengel und Ladenschwung soll in Zukunft ein preußischer Offizier werden können. Nun, da nehme sich der preußische König nur in acht. Ich sage Ihm und Er gebe es weiter: Wenn nun da alle Rechte angerührt werden, wer zwingt einen Menschen dann noch, irgendein

königliches Vorrecht anzuerkennen oder das eines königlichen Prinzen?“

Karl reiste schweren Herzens ab.

Für den Abschluß dieser Reise ging er noch in die Heimatstadt. Magdeburg aufzusuchen, hatte er sich nicht entschließen können. Auch Budensfeld war zur andern Seite hinübergestrichen. Karl fragte: „Wie vermögt Ihr zu atmen unterm Feind?“

Den Vater konnte er mit keiner Bitterkeit angehen. Er sprach nicht über weltliche Dinge, saß still in sich versunken. Er kam freundlich zu Tisch, blieb dennoch immer wie entrückt. Er konnte nicht schnell genug in seiner christlichen träumerischen Versunkenheit wieder untertauchen. So hatte ihn Karl immer gefannt, seitdem er urteilen konnte. Er wußte ihn als den selbstlosesten Menschen; er hätte alles weggegeben, verwundert, daß er selbst etwas brauchte. Karl hatte immer gestaunt, daß die Predigt des Vaters feurig und tief an die Herzen heranrückte. Mitten im derben Leben des kleinstädtischen Getriebes ward er als reinsten und frömmsten Mann hoch verehrt.

Die Mutter trug genug eignes Weh. Auf dieser Einkehr in sein Elternhaus begriff Karl, daß sie für ihr eignes und für des Vaters Leben täglich alles aus den Schächten ihrer Liebe heraufholen mußte. Sie war von den feinen und lebendigen Bildungsdingen, für die ihr Geist geschaffen war, fast völlig abgetrennt. Sie war schön, lebhaft und heiter. Sie stammte aus höchst angesehenem, reichen Hause. Sie hatte freiwillig in großer Liebe, die nun immerdar Treue hielt, dieses eingeschlossene Leben gewählt. Beschämt erkannte nun der Sohn ihre große Einsamkeit und ermaß die Bevorzugung der eignen Schicksalsführung, die ihn immer ans Rad der Zeit stellte.

Die Mutter sagte ihm: „Mein geliebter Sohn. Uns bleibt die Geduld. Wir dürfen sie nur nicht traurig werden lassen.“

Wir müssen die Auferstehung der Zeiten in uns erleben, jetzt schon. Dann ist sie gewiß. Ich weiß, daß Du Werkzeug bist. Nun mußt Du zu jeder Stunde ganz in Zuversicht eingeschlossen sein, daß ich Dir immerdar nahe bin. Ich kenne Dein liebes Herz, Deinen Sinn, all Dein Denken in seiner Richtung. Ich liebe Dich vollkommen. Du bist mein Teil, nicht nur aus mir allein, sondern auch aus der Liebe, die Dich formte. Alles, was ich an mir vielleicht als wertvoll schätzen darf, kann ich in dir zu Tat und Wollen gestaltet lieben. Du kannst niemals etwas mir Fremdes tun. Immer strecken sich die Hände meiner Inbrunst um dich zum Schutz als ein festes Gehäus. Mein Sohn, wenn Du Kummer erlebst, wenn Du durch Gefahr gehen mußt, ich kann sie Dir nicht ersparen, ich kann sie nicht abwenden. Aber glaube nicht, niemals, daß meine Liebe Dir zum Schutz deshalb ohnmächtig wurde. Du suchst die Gefahr. Die Liebe darf sie nicht abwenden wollen, auch nicht, wenn sie bis ans Letzte führt. Die Liebe schließt sich um Dich als das Gefäß Deiner Bestimmung. Ich weiß in meiner Seele gewiß, welche Bestimmung Dir zugeordnet ward. Aber zu Gedanken und Worten formt sich meine Klarheit nicht. Mein Kind, Du mein Kind!"

Er wühlte den Kopf in ihrem Schoß ein. „Mutter, ich habe Dich immerdar!“ Da wußte er, daß er in solcher Liebe alles ertragen konnte, in unsagbarer Begnadung. Er war getröstet, zuversichtlich, die Seele ruhte geschlossen in fester Form, als er von der Mutter schied.

Die Stadt in der Luft

Karl wurde zu wichtigen Verhandlungen, immer über die früheren Gebietsverhältnisse in den abgetretenen Gebieten, im Vorfrühling 1809 nach der westfälischen Hauptstadt selbst, nach Kassel geschickt. Er wußte nicht, ob ihn sein Vorgesetzter, der Herr von Boß, für so besonders geschickt und zuverlässig hielt oder ihn vielleicht aus Berlin los sein wollte. Wer wußte jetzt noch Bescheid über das Herz des andern?

Die Gewißheit, in Kassel seine Prinzessin wiederzusehen, erregte ihn nicht mehr bis ins Mark der Seele. Er fühlte sich sehr viel älter geworden. Er hatte seine Laufbahn befestigt. Er dachte manchmal an Heirat. Warum nicht, vielleicht sogar Rätchen Jähniße? Wenn sie ihn haben konnte, so würde sie ihre Schrullen mit Eile dahinfahren lassen, sie als seine Kriegsrätin und wahrscheinlich bald Geheimrätin mitten in hochangesehenem Kreis. Sie würde aufblühen und lieblich werden, in Ruhe und Fülle, auch an der Seele, und er hatte das innigstliebende Weib. Er durfte nur nicht an seine Mutter denken, wenn ihm Rätchen Jähniße als seine Ehefrau einleuchten sollte. Nun, vielleicht war alle Beschäftigung mit dem Rätchen auch nur eitle Spielerei, und eines Tages kam das wirkliche Weib für ihn. Vielleicht hatte er in Wahrheit auch durchaus nicht viel Lust zum Heiraten. Jedenfalls schrieb er wohl manchmal in Gedanken, auf dem Wege zum Amt und von daher, einen freundlichen Brief an das Rätchen. Zu Papier brachte er keinen.

Auch auf dieser Reise nach Kassel vermied er Magdeburg.

Berlin war, als er aus seinem Tor zog, von der französischen Besatzung frei geworden. Die Berliner wußten genau:

Oho, der Napoleon braucht seine Soldaten nur allzu dringend in Spanien. Dort war der Aufstand nicht zu Ende. Sondern sobald Napoleon selbst den Rücken gewandt hatte, loderte aller wilder Kampf wieder auf. England unterstützte ihn mit viel Geld und einem starken Heer. In Preußen aber blieb, um Berlin in strenger Angst zu halten, die Festung Spandau in französischen Händen. Aber das preußische Königspaar kehrte unterm Jubel der Bevölkerung wieder.

Karl reiste ab. Falte kam am Vorabend zu ihm. „In den Ozean schiffst mit tausend Masten der Jüngling.“ Er seufzte steinern: „Der Schluß paßt nicht.“

Karl reiste, da ein Ankunststag nicht genau vorgeschrieben war, in Abwegen von der Hauptstraße. Erst einmal zum Herrn von Züsow auf Pünter, den großen, nun weithin bekannten Besitzer in dieser Ecke des westfälischen Königreichs. Er war berühmt geworden, als er sich weigerte, die hohen Steuern des neuen Königreichs zu zahlen, als verfassungswidrig im Gegensatz zu dem feierlichen Eid bei der neuen Regierungseinsetzung, daß die zukünftigen Steuern nicht höher sein würden als die des alten Kurfürstentums. Als Maire im neuen Königreich verhaftete Züsow die Gerichtsvollzieher, die zur Vollstreckung kamen, wegen Verfassungsbruch. Französische Einquartierung ward zur Strafe aufs Gut gelegt. Der Hausherr ließ die Tafel der Offiziere mit saurem Wein und wahrer Knechtskost besetzen und erschien nicht selbst. Marschall von St. Cyr ritt ein, bestimmte den üppigen Küchenzettel und forderte die Gegenwart des Hausherrn. Zum Ende des Mahles ward eine verdeckte Schüssel vor den Marschall hingestellt. Herr von Züsow reckte die Hand, hob den Deckel ab: Zwei Pistolen. „Geladen“, sagte er freudig und reichte dem Marschall lächelnd die eine hin. „Ein Gang zum Nachtißch zwischen uns beiden im Garten?“

„Sie sind toll!“ schrie der Marschall, stieß seinen Stuhl zurück, — hier war alles möglich, — stürmte aus dem Zimmer, ganz aus dem Schloß. Aber die großen Besitzer im neuen Königreich sollten geschont werden. Pünter wurde nur mit französischer Einquartierung ohne Offiziere überhäuft.

Julius von Züsow führte Karl im Gut herum und aufs Bauerndorf. „Ich zeige Ihnen, was Sie bisher noch nicht gesehen haben, freie Bauern. Ich habe“, erzählte er, „sofort, als ich vor zwanzig Jahren meine Herrschaft übernahm, aus eignem Antrieb mit der Bauernbefreiung begonnen. Ich führte sie stufenweis innerhalb von zehn Jahren durch. Meine Bauern sind jetzt alle frei und haben mich dennoch nicht verlassen. Ihre Wirtschaften gedeihen, und meinem Gut ist ihre Befreiung auch bekommen. Ich sagte mir schon in meinen ganz jungen Jahren: Wir haben nur die Wahl: Entweder erziehen wir unsere Bauern zu Staatsbürgern oder sie verkommen. Dann aber wir mit ihnen und zwar rasch. Meine Bauern sind längst Staatsbürger. Allerdings muß sich der Gutsherr, der sie freigeben will, noch recht geraume Zeit genau um sie bekümmern. Denn ihre selbständigen Kräfte sind in Unfreiheit verkümmert. Aber warum soll er es auch nicht tun? Er gehört zu ihnen, und wir gedeihen oder verderben gemeinsam.“

Züsow sagte, während sie dem Schloß zuschritten: „Was können mir Franzosen antun? Nehmen Sie das Allerschlimmste: Sie können mich zu Tode prügeln. Vielleicht sogar im geheimen Gefängnis, aus dem kein Seufzer dringt. Nun! Tausende vor mir haben diesem Schicksal unterliegen müssen. An meiner Beständigkeit würde auch ein solcher Tod nichts ändern. Sonst? Gefängnis? Armut? Verbannung? Ich habe keine Kinder. Meine Frau muß sich mit mir abfinden, wie ich bin. Hätte ich Kinder, so müßten sie es auch tun.“

Sie traten im Park an eine Säule heran. Fuimus Troes!
las Karl. Er wunderte sich über die Inschrift. „Troer waren
wir“, sagte Züsow, „aber wir werden nicht untergehen.“

„Warum wählten Sie keinen deutschen Trostspruch?“
fragte Karl. „Sogar Ihnen brannte keiner im Herzen. Hat
denn Klopstock von altem deutschen Ruhm ganz umsonst ge=
kündet? Alle holen Geist und Sinn der Aufrichtung nur aus
dem antiken Súdium. Friedrich schlug das französische Heer
mit einer Hand. Aber deutsche Kultur kannte er nicht. Sogar
nicht einmal deutsche Musik. Er verschmähte immerdar Bach.“

„Wenn der Krieg bestanden ist, so werde ich deutsche
Sonnen aufrichten“, versprach Züsow.

Sie umwandelten die schöne Parkwiese um das Schloß.
Im Lichte des verdämmernden Tages traten Rehe ruhig
aus dem Dickicht. „Hier am Schloß darf niemals ein Schuß
fallen“, sagte Züsow, „und das Wild bekommt sein Winter=
futter hier. Auch in meinem Wald ringsum schieße nur ich
das Notwendige ab. Meine Bauern wildern auch nicht. Es
kommt niemals vor. Ich lasse sie aber auch mit meinem
Zuspruch nicht im Stich.“

Sie traten in das breite, aus Haustein gefügte Schloß.
Karl lernte die junge Schloßherrin kennen; sie war wohl
mehr als zwanzig Jahre jünger als ihr Gatte. Von allen
Plänen des Gatten, auch den politischen, sprach sie ruhig,
selbstverständlich, eingeweiht. Ein feiner, gescheiter, sehr langer,
weißblonder Baron von Plotho erschien zu Tisch. Karl
dachte, dieser Herr von Plotho werde wahrscheinlich alle Tage
Goethe lesen, die neuen Werke sofort nach ihrem Erscheinen
anschaffen und sich auch eine Sammlung der neuen roman=
tischen Dichter anlegen. Zwischen ihm und der jungen Frau
von Züsow schien das Band einer wahrhaft zauberischen Seelen=
gemeinschaft zu weben, und es war in vielen Dingen wie
völlig gleich, ob eine Aüßerung aus ihrem oder seinem Munde

kam. Der Gatte merkte entweder um dieses innere Band nicht oder hatte sich abgefunden; er war nicht beunruhigt.

Auch Blotho sprach von den vaterländischen Dingen. Zu Karls Verwunderung nur beinahe leicht hin über das Unglück von 1806. Nun ja, Preußen ward so schnell besiegt, sofort. So war es wenigstens nicht erst durch einen langen Krieg verbraucht und ausgeblutet. Die Kernbestände an Volk wurden überhaupt nie ins Feuer geführt. „Napoleon weiß sehr genau, daß ihm dieses zerfetzte Preußen trotz allem als Todesdrohung in der Ferse sitzt. Er bereut und muß immer bereuen, daß er es bestehen ließ. So wird er eines Tages mit Rußland schon deswegen Krieg anfangen, um dieses Preußen einmal ganz aufzuheben. Ein großmütiger französischer Sieger hätte unserm Volk das nationale Rückgrat zerbrechen können. Am Gedanken an französische Großmut könnten wir zerschmelzen. Gott sei Dank, daß Franzosen nicht großmütig sind.“

Sie sprachen über die Waffenverteilung hauptsächlich von England aus in Kroatien, in Slavonien und im neubayrischen Tirol. Oesterreichs Vorbereitungen für den neuen Krieg im Wagnis auf die spanische Schwierigkeit hin seien so gut wie fertig. England werde in Hannover ein starkes Heer landen. Dann könnte sich auch der preußische König der Bewegung nicht mehr entgegenstemmen.

Die westfälischen Bauern würden vielfachst in Waffen geübt.

Deutschland mußte wieder frei werden.

Unterm Abendessen war Sturm aufgekommen. Die Kronen der Bäume warfen sich gewaltig hin und her. Karls Blick hing durchs unverhüllte Fenster an diesem Schauspiel. Zülow stand, sein Mundtuch hinlegend, auf, um ans Fenster hinzutreten. Da sei soeben ein Wagen vorgefahren. Franzosen? „Ach, nur ein kleiner Einspänner. Das ist ein Miet-

fuhrwerk aus der nächsten Post. So kommen Franzosen nicht.“

Karl trat herzu. „Falte!“ rief er aufs höchste erstaunt. „Kennen Sie ihn?“

„Nie gesehen“, antwortete Herr von Züsow. „Nun, er trete ein.“

„Ich bin nicht schuld“, erklärte Karl.

„Wir werden mit ihm fertig werden“, tröstete Herr von Züsow heiter.

Falte kam: „Es reißt uns fort mit Sturmes Ungestüm! Ich wußte, daß ich Sie hier noch erreichen würde. Der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der Sohn des Braunschweigers von Auerstedt, — aber Napoleon schließt ihn von seinem Thron aus, — sammelt nun ein Freikorps auf seiner Besizung Oels in Schlesien. Mit dieser Botschaft komme ich.“

„Mein Gott“, sagte Karl, „deshalb durch diesen Orkan? Wir haben diese Neuigkeit schon nach allen Seiten hin abgeleuchtet.“

Herr von Züsow begütigte. Sie redeten von der Unternehmung des Herzogs, der sie kein Vertrauen zubilligten. Dieser Herzog sei als hochfahrend, unüberlegt und töricht weithin bekannt. Vor allem von der heftigen Anklage Blüchers her, daß nur seine Leichtfertigkeit das Eindringen der Franzosen in Lübeck Anno 1806 verschuldet habe. Nun beabsichtige dieser Herzog als unabhängiger Reichsfürst dem Kaiser Napoleon den Krieg von sich aus zu erklären, im Anschluß an einen österreichischen Feldzug. Darum sammle er das Freikorps.

Zum Abend geleitete Karl Falte in sein Zimmer, aber nur, um ihm Vorhalt zu machen: „Sie haben nicht einmal einen Paß, gestehen Sie nur. Wenn Sie hier, wie jeden Augenblick vorkommen kann, verhaftet und abgeschleppt werden, wohin, weiß kein Mensch, was dann? Wie stellen Sie sich

die ganze Lage vor? Sie, der Träger vieler, wichtiger Geheimnisse! Ich kann zur Not unbemerkt als ein einzelner Mann unter schlupfen. Aber bilden Sie sich ein, Sie könnten als meine Kinderfrau hinter mir herrennen, noch dazu als eine mit Bomben in ihren Röcken? Glauben Sie, mir meinen Auftrag in Kassel zu erleichtern, wenn Sie nun auf meinen Fersen gefaßt werden? Ich verbitte mir Ihre Belästigungen aufs schärfste.“

Falte sagte traurig: „Willst Du Dich selber erkennen, sieh, wie die andern es treiben.“

„Willst Du die andern verstehn, blick in Dein eigenes Herz.“

„Fabelhaft“, seufzte Karl achselzuckend und ließ ihn. „Er ist verrückt“.

Karl fuhr am anderen Morgen mit der allgemeinen Post weiter. Die Mitreisenden saßen schweigsam still. Halbwegs nach Kassel stieg ein dicker Mann ein, um sofort laut und wichtig zu erklären: „Wenn der Kaiser Napoleon die Welt erst erobert hat, so kommt der Gottesfrieden. Der spanische Volksaufstand ist Wind und Faselhanserei. Auf die Dauer läßt sich auch das laudümmste Volk nicht für ein verfaultes und verruchtes Affengeschlecht hinschlachten. Pfaffengelichter! Napoleon hat das spanische Königsgesinde rechtmäßig auf den Misthaufen geschmissen, wohin es gehört. Jeder verständige Mensch jubelt diesem jungen freundlichen Königspaar entgegen. Dieser österreichische Staat ist ganz allein an diesem Unheil schuld und hatte niemals Gescheiteres zu tun als wieder nur den ruhigen Geschäftsgang zu stören. Seine Majestät der Kaiser Napoleon hat immer nur den ruhigen Geschäftsgang befestigen wollen.“

Die Mitreisenden schwiegen seufzend weiter. Der Dicke redete jeden einzelnen der Reihe nach an. Jeder einzelne schwieg. Endlich riß einem anderen Dicken die Geduld. „Herr! Lassen Sie mich mit Ihrem Affenquark in Ruhe!“

„Ich werde Sie anzeigen, allesamt!“ schrie der erste.

„Ich lasse Sie vom Postillon auf die Landstraße schmeißen! Ich habe ein Recht auf meine Ruhe jetzt mitten in der Nacht! Wir wollen schlafen!“ Da setzte sich der erste wütend zurecht und war bis Kassel still. Dort stürzte er einem Dünnen, der an der Poststelle auf ihn wartete, mit großem Geschrei in die Arme.

Karl begab sich zu Herrn Küster, dem preußischen Geschäftsträger, der ihn steif gefroren empfing. Dieser Sendling aus Berlin, jung, unerfahrenen Alters, was dachte sich die Regierung dort! Herr Küster war ein einsamer, trüb verbitterter Mann, verlassen auf ödem Posten.

Aber sein Groll taute am Heimatgesandten bald fort, und er hub bewegliche Klage an. Über den bodenlosen Leichtsinn und die verbrecherische Faulheit dieser ganzen französischen Beamtschaft in diesem unglücklichen Lande. Napoleon ziehe die ungeheuren Kosten für seine Riesenkriege vor allem aus diesen dauernd unterworfenen deutschen Ländern. Frankreich trage keinen Pfennig, sonst hätte es schon längst nicht mehr mitgemacht. Der neue französisch-österreichische Krieg, der vor dem Ausbruch stand, gab Herrn Küster nur deshalb zu denken: Unweigerlich würden ihn Westfalen und Preußen zu bezahlen haben.

Von Verschwörungen ahnte Herr Küster wirklich nichts. Er warnte nur: Die westfälische Post lese jede Zeile, die ein einigermaßen bekannter Mann absende oder empfangt. Übrigens war Herr Küster an diesem Hofe und vielleicht auf der ganzen Welt wohl der einzige Mensch, dem noch Bangen und sogar einige Furcht vor diesem jetzigen Staate Preußen in den Gliedern steckte.

Erich von Haffelde kam zu Karl. Er wohnte als königlicher Adjutant im Schloß und erwiderte Karls Aufwartung, der sich bei ihm gemeldet hatte, unverzüglich in Artigkeit.

Er hatte nicht den geringsten Hochmut, wenn er sich auch über dieses Wiedersehen mit dem Kinderfreund nicht weiter aufzuregen schien. Er war schön und groß, im Gegensatz zu seinem blonden und schmalen Bruder dunkel mit stolz breitem Bau. Er trug seine prachtvolle Uniform gelassen und sah in der Erscheinung ruhevoll und wie völlig zu Ende gebildet aus, als habe sich die Natur mit ihm schon ein rechtes Vergnügen gegönnt. Auf allen Gebieten hatte er große Erfolge. Hier in Kassel lebte er verhätschelt und üppig. Karl erzählte ihm von seinem Besuch auf Hönze. Erich lächelte und sagte: „Ja, ja, die guten Alten,“ und damit war jede Rede abgetan. Nach Friedrich fragte er gar nicht erst. Freundlich lud er Karl zum Frühstück für den andern Tag ein.

Karl lernte mehrere französische Offiziere und einige deutsche Herren vom Hofdienst kennen. Die Offiziere standen nur unter Napoleons Hoheit, mit dem ganzen westfälischen Heer. Täglich gingen Truppen nach Spanien ab.

Essen und Trinken prangten üppig auf Erichs Tisch. Noch während der Kaffee herumgereicht wurde, begann schon hohes Spiel. Für den Nachmittag war von einigem Hofdienst die Rede; abends würde großer Empfang beim General Reubell, dem Günstling des Königs noch aus seinen Jugendtagen, stattfinden. Hier ging es sicherlich immer so hoch her. Fünfmal in der Woche war große Abendunterhaltung bei einem Großwürdenträger. Der Hof war zahlreich und prunkvoll ganz nach dem kaiserlichen Muster in Paris eingerichtet.

Karl fragte Erich staunend: „Ja, gibt Dir denn Dein Vater so viel Geld für dieses ganze Leben?“

Erich lachte: „Der Alte? Was glaubst Du! Der nicht, kann auch nicht. Weißt Du, es geht so: Schulden, Spiel. Man wankt so am Abgrund hin. Manchmal schenkt der König etwas, es kann auch sein, ganz anständig. Ich habe

ein paarmal bekommen. Ich kann ja auch in jedem Augenblick reich heiraten.“

„Du willst Dich durch eine reiche Frau in Ordnung bringen?“

„Natürlich. Ich kann doch meine Frau auch noch lieben.“

Graf Kaspar Lüd war auch hier. Mit Erich, den er kannte, verkehrte er nicht näher. „Haben Sie mir je für einen Augenblick zugetraut, ich wäre aus andern Gründen übergetreten als um diesen Feind an der Gurgel zu packen? Hier unsere westfälischen Soldaten sind fast alle westfälische Bauernjungen. Glauben Sie, es macht so einem Westfalen-Vater Spaß, seinen Sohn für den Herrn von Bonaparte in Spanien totgemartert zu wissen?“

Lüd war nur noch brennende Leidenschaft. Er kannte alle, Züsow, Blotho, den alten Haffelde auf Hönze. Aber dessen Preußengrimm lachte er nur. „Diese wütenden Alten gehen zuerst mit.“

Karl bestritt Verschwörer Glück in Deutschland. Lüd hob den Finger auf: „Blücher. Scharnhorst. Gneisenau. Männer!“

„Österreich fängt in diesen Tagen seinen Krieg mit Napoleon an. Frankreich liegt mit seinen besten Truppen und Generälen in Spanien fest. England setzt eine Armee an der Weser an Land. Von Süden rückt Erzherzog Ferdinand von Österreich in Westfalen ein. Von Südosten kommt das Freikorps des Herzogs von Ols durchs Königreich Sachsen. Aber die Elbe setzt sofort Oberst von Schill mit Truppen aus Berlin. Vor allem wird der Jerome sofort gefangen genommen. In ein verborgenes Schloß abgeführt.“

Lüd offenbarte: Baron von Dörnberg, der Befehlshaber der Kassler Jäger, leitete hier die Verschwörung.

„Wie kann jemand nur denken“, sagte Lüd, „so etwas glückt nicht. Wenn nur kein Mensch den Gedanken aufkommen läßt, es kann schief gehen, so glückt es auch. Nur

die Bedenklichen führen den Untergang ein. Aber wenn es auch nicht beim ersten Mal glückt: Ein andermal geht es besser. Mit der Übung. Ich kenne keinen glücklichen Aufstand in der ganzen Weltgeschichte, der nicht einmal den Furchtsamen und Allesbedenklichen als unmöglich vorgekommen ist. Die geglückten sind nachher immer nur Kinderpiel gewesen. Verschwörungen, die vollständig im Volk wurzeln, glücken immer. Zulezt sind die Soldaten, die sie bekämpfen sollen, heutzutage auch immer Volk. Das hat der Herr von Bonaparte mit seinen Volksaushebungen doch erreicht. Aber eine Verschwörung glückt vielleicht nicht sofort beim ersten Angriff.“

Karl wollte, um seinen Staat nicht zu gefährden, hier keine einzige Verschwörerpersönlichkeit kennenlernen. Lud warnte vor Erich, an dessen Gefährlichkeit Karl nicht glaubte. Erich lebte in den Tag. An diesem Hof war jedermann leichtsinnig und vergnügt. Immer Empfänge, Bälle, Theater, Konzerte. Jeder höhere Beamte und Offizier war gezwungen, seinen kleinen Hof aufzuziehen. Wenn der König argwöhnte nun, er ließ sich niemals das geringste Mißtrauen merken. Von Natur war er lebhaft und faul. Er gehörte zu den Männern, die erstaunlichste Erfolge beim andern Geschlecht haben, und zwar nicht nur, weil er nun König war. Erfolge, die aber andere Männer, denen er immer in seiner äußeren Erscheinung, in seinem Wesen als von höchst zweifelhaftem Reiz erschien, nie begriffen.

Die Verschwörer erschrafen bis ins innerste Herz, als plötzlich Oberst von Dörnberg abbefohlen wurde. Napoleon selbst hatte ihn von Paris aus wegbefohlen. Er war schon nach Spanien unterwegs, als der Arger des Königs über diesen Befehl über seinen Kopf hinweg Gestalt fand: Er ernannte Dörnberg zu seinem persönlichen Adjudanten und ließ ihn von der französischen Grenze, die er schon erreicht hatte,

unverweilt zurückholen. Nun mußte ihm Napoleon diesen Liebling lassen. Der König kam sich an den Tagen gemißhandelt vor, an dem die Briefe des Kaiserbruders ankamen, in denen niemals etwas anderes stand, als daß ganz andere Summen an Geld, ganz andere Menschenmassen für den Krieg, ganz andere Lieferungen für Frankreich herauszupressen seien. König Jerome sagte alle Tage ausführlich und ohne jede Scheu vor dem Spähernetz, das ihn umstrickte, wie niemand besser wissen mußte als er selbst, er habe sich zum Posten eines französischen Knechtskönigs nicht gedrängt. Sondern er habe mit der Annahme nur einem höchst undankbaren Bruder einen unschätzbaren Gefallen erwiesen.

Aus feierlichen Staatsitzungen, Empfängen, Vorträgen, machte sich König Jerome nicht das mindeste.

Jede Lust überschlug sich an diesem Hof, dessen Glieder wohl sehr viel Verstand, aber für nichts in der Welt ein Verantwortungsgefühl hatten.

Dachten diese nun, ihre Zeit dauere? Warum nicht? Wer kannte Weltenentscheidung?

Aber Karl ward hier in Kassel vor allem ins Haus des Fürsten von Biederitz gezogen. Christian Chlodwig lebte hier mit seiner Familie als großer Privatherr. Seine Frau war nun asthmatisch, auseinandergelassen, mit kupfriger Haut das reizloseste Weib. Augenblicklich fielen ihr unter großen Schmerzen fast sämtliche Zähne aus. An Haupt und Brust in dickwollene Tücher verpackt, erschien sie weinend und klagend, in jedem Augenblick bereit, zum Beweise einen schon wieder lockeren Zahn samt Wurzel aus ihrer geschwollenen Wacke zu ziehen. Ihr Gatte, ihre alte Hofmeisterin, ihre Stieftochter Sophie pflegten sie mit liebevoller Geduld. Sonst sah sich kein Mensch nach ihr um. Ihre acht Kinder waren gesund, lustig und lebensvoll.

Prinzessin Georgette hatte sich nicht verheiratet. Sie war auch nicht verlobt, und sogar an diesem Hof wurde ihr nicht die geringste Liebesbeziehung nachgesagt. Sie galt gebührend für die wunderschönste Frau der Welt, aber andre ließen mit sich reden. So durften sie sich auch für tausendmal reizvoller halten. Für Karl hatte sie von Anfang an, was die Hofsprache Auszeichnung nannte. Sie sagte ihm lächelnd: „Es ist wunderhübsch, daß Sie zu uns kommen und solch ein großer Herr geworden sind. Das Leben steht Ihnen gut; ich habe meine Freude an Ihnen.“

Ohne Scheu erschien sie öffentlich an seiner Seite. Von Politik sprach sie niemals mehr. Niemand, auch nicht Luç, ahnte, ob sie wußte. Sie nahm Karl auf ihren Besuchsfahrten mit und vermittelte ihm Einladungen. Er durfte mit Recht manchmal eitel lächelnd denken, ob nun nicht vielleicht die Gesellschaft raune? Er erfuhr nichts, auch nicht durch Erich, den er nicht fragen mochte und der von selbst nichts sagte.

Sie machte mit ihm einen Teebesuch bei einer französischen Oberstenfrau, von neuem Militäradel. Frau von Maillot war elegant, abgeblüht, von wehmütigem Reiz. In ihren Salon kamen alle Leute. An diesem Nachmittag sogar ein Doppel von Königsgeliebten, die aber keineswegs zueinander gehörige Zwillinge, sondern bittere Feindinnen waren. Gräfin Litty lehnte siegesgewiß, denn sie war hochschwanger, im Sessel. Baronin Ault, ein Heldenweib, rauschte herein, um beim Anblick der runden kleinen Aphrodite zu erblicken. Sofort gerieten sich die Hündchen der beiden Damen ans Fell. Als Rächerin beleidigter Tugend erschien Fräulein von Herre, die bestimmt nie eine Königsgeliebte gewesen war noch werden würde. Sie gehörte zum Hofstaat der Königin. Das Gespräch wandte sich dem Neubau des Marmorbades zu. „Er ist nötig“, bestätigte das Fräulein von Herre, „unsere Damen haben sich, wenn sie baden wollten,

im Park am Teich Leinwandzelte aufrichten lassen müssen. Aber der König ließ heimlich alle Vorhangschnüre ändern. Die Damen kamen, vor allem die Amst, die wirklich eine wunderbare Person ist, so schön, und da hatten sich der König und seine Herren versteckt, und plötzlich auf einen Ruck fielen sämtliche Vorhänge und alle unsere Damen standen da, so wie sie gerade waren, und manche so und die andern sehr anders. Aber die alte Gräfin Schullenbach war am schlimmsten dran. Alle schrien und wickelten sich in ihre Laken oder in die Vorhänge, gerieten in die Schnüre, die Herren lachten sich tot, sprangen herzu, wollten helfen, neues Geschrei, es war noch anders als auf dem Jahrmarkt. Man schweige. Aber der König hat der Amst ein Gedicht gesandt, Diana habe wohl über den Missetäter Aktäon, der sie im Bade belauschte, den Tod verhängt, aber die neue Diana werde doch wohl nicht gar so unbarmherzig sein? O nein," lachte Fräulein von Herre, „unbarmherzig ist unsere gute Amst gewiß nicht, und besonders in diesem Fall, wie wir alle erfahren haben.“

„Und unser liebes Fräulein von Herre ist gar so genau unterrichtet," sagte Gräfin Litty. „Wir schätzen, sie war dabei?" setzte Baronin Ault fort.

Die andern Besucher gingen, Georgette blieb noch, zu Karls leisem Erstaunen. Frau von Maillot flehte: „Sie bleiben noch bei mir? Ich bin Ihnen unermesslich dankbar.“ Sie war unruhig, sah nach der Uhr. Der Bediente kam, um den Teetisch abzuräumen; sie hing an seinen Blicken; er schüttelte den Kopf und sagte: „Noch nicht.“

Frau von Maillot wandte sich an Karl. „Sie finden mich auffallend? Ich bin es gewiß, nur wüßten Sie! Alles ward gleichgültig. Wer bin ich? Nur eine unbedeutende Frau und Liebende. Aber mir ward das Schicksal, — warum nur mir? Die Schleier zerrissen vor meiner Zukunft.“ Sie erzählte, daß ihr eines Tages, als sie als junges und unbekanntes

Mädchen im Elternhaus lebte, mit vielen und damals ganz unglaublichen Wendungen die Zukunft prophezeit worden war. „Ich dachte mir nichts; es war ein Scherz; das Leben meiner Eltern war schlicht und von den gewöhnlichsten Umständen. Und danach erfüllte sich alles aufs genaueste und sonderbarste.“

Die Prophezeiung hatte aber als Hauptteil enthalten, daß der Gatte der Dame nach außerordentlicher Laufbahn durch einen Unfall umkommen werde. „Ich Unglückliche muß nun glauben. Jeder noch so wunderbare Umstand sonst kam zur Erfüllung. Ach, ich quäle meinen Mann namenlos. Kann sich denn nicht die Decke aufstun, sogar wenn er bei mir ist, oder kann nicht der Kamin neben mir einstürzen? Er fürchtet nichts, mein Held. Aber ich flehte ihn schon an, er solle mich töten. Dann war die Prophezeiung ungültig und er frei. Ich wollte mich oftmals selbst umbringen. Aber es ist schwer, denn ich liebe. Und er würde niemals wieder eine Frau finden, die ihn liebte so wie ich. So bin ich nun in meinen jungen Jahren ein altes Weib geworden, und weiß keinen Ausweg aus diesem Leben und warte immer. Ich habe es mit aller Philosophie versucht, und ich weiß ja auch sicherlich, daß jedem Menschen das Todesurteil schon bei seiner Geburt um den Hals gehängt worden ist; aber er soll nicht von mir gerissen werden und tot zu meinen Füßen liegen! Meine Arme sollten in leere Luft greifen, die ihn umfassen möchten. Ich bin noch jung. Heute wollte er um acht Uhr zu Hause sein. Meine Uhren sind schon alle verspätet gestellt. Aber Schüsse brauchen nur eine Sekunde. In jedem Augenblick kann der Trauerzug zur Straße einbiegen! Großer Gott! Prinzessin, verlassen Sie mich nicht!“

Sie sprang auf: „Da kommt mein Mann!“ Der Oberst trat ein. Sie nahm seine Hand in ihre beiden. „Konntest Du nicht eher kommen?“

„Warum beklagt sie sich?“ fragte Karl nachher. „Sie feiert an jedem Tag Wiedersehen wie aus Abgrund.“

Georgette erzählte den Schluß der Prophezeiung. Die Dame werde noch zweimal heiraten und alle drei Männer überleben.

„Zweiter zu sein, dazu möchte Mut gehören,“ sagte Karl.

„Ich schätze, da wird sie gemütlich, vorteilhaft und einen alten Herrn heiraten,“ meinte Georgette. „Der Dritte wird vollends unwahrscheinlich.“

Sie fuhren im schönen, offenen Wagen der Prinzessin, saßen in den blaßgrauen Atlasfissen. Der Bediente hinter ihnen hatte den Schlag geschlossen und thronte unbeweglich, die Arme eingeschlagen. Sie fuhren durch weite Baumgänge nach dem Biederiker Schloßchen vor der Stadt.

Karl sagte: „Heute bin ich noch bei Ihnen, um Ihrer Gegenwart Herrlichkeit und freundliches Wunder zu genießen. Würfte ich nur, welchen Lebens Verlauf Ihnen bestimmt ist, Georgette. Wir haben über keine guten oder bösen Prophezeiungen zu verfügen. Jetzt brauchen Sie mich ein wenig. Ich schmeichle mir, daß unser Verbundensein, wie es ist, auch Ihrer Natur manchmal zur Freude dient. Georgette, dem Entfagenden gönnen Sie dennoch einen Trost: Können Sie niemals glücklich sein? Ich wünschte es so heiß.“

„Ich fühle mich sogar vielleicht immer ganz glücklich,“ antwortete sie freundlich. „So ist menschliches Glück wahrscheinlich, wenigstens meins, wie es mir zugeordnet ward. Lassen Sie mich gestehen, daß ich staunend vor einem Weibe wie der Maillot und der Offenheit ihrer Liebesangst stehe, an die ich glaube und doch auch wieder nicht. Aber für mich sind solche Erfahrungen an den andern doch nur wie ein Bild.“

„Ich auch?“ fragte er.

„Nein,“ erwiderte sie. „Vielleicht sind Sie meine einzige Wirklichkeit. Sie stören mir ja auch meine Bilder nicht. Nur Sie begriffen mich je; nur Sie kann ich ertragen; nur zu Ihnen kann ich jemals von meinen Empfindungen sprechen.“

„Werden Sie mich vergessen?“ flehte er.

„Vergißt sich eignes Wesen auf Erden?“ fragte sie.

Mit solchem Redewechsel unterhielten sie sich.

Karl wurde auch zu vertraulicher Zusprache vom Fürsten Christian Chlodwig gesucht. In den Stunden mit Karl sprach der Fürst auch deutsch, während sonst in seinem Hause wie überall in den gehobenen Familien von Kassel nur französisch gesprochen wurde. Christian Chlodwig war für Karl rührend. Er litt grenzenlos an der Trennung, auch der Gemüter, von seinem ältesten Sohn. Durch die Vermittlung dieser befreundeten Seele sprach er doch nur zu ihm. Zuerst brannte seine Seele in Scham über seine Gemütsbewegung, wenn er nur den Namen erwähnen sollte. Karl war behutsam; endlich erzählte er, was er wußte, von den Plänen und den geistigen Einstellungen Alexanders. Daß er wieder bei Scharnhorst sei, von seinen Arbeiten und Sorgen für sein Landgut. Der Vater fragte kurz nach Personen und näheren Umständen. Er schüttelte sein Haupt: „Ich lebe hier in den Zeiten dringenden Heischens nach jeder Menschenkraft mitten in meinen besten Jahren ein Leben anscheinend nur zweifelhaftem Müßiggang gewidmet. Ich wäre auf meinen Besitzungen mehr als bitter nötig. Warum lebe ich dennoch hier? Doch nur, weil ich immer noch hoffe, durch mein persönliches Eintreten hier die Ausschließung meines ältesten Sohnes von der Erbfolge in meinen westfälischen, also meinen hauptsächlich Gütern, abzuwenden, trotzdem die offenkundige Parteinahme meines Sohnes gegen Napoleon und gegen diesen Hof meine Stellung beinahe unter-

gräbt. In Wahrheit bin ich mit meiner ganzen Familie nicht viel mehr als Geißel.“

Karl wußte, daß alles in dem stolzen Manne schrie: Sagen Sie es, sagen Sie es meinem Sohn! Wie ich ihn brauche, wie ich um ihn ringe. Karl wußte aber auch, daß er nichts zu Alexander sagen dürfe. Wie hätte er ihn beeinflussen können! In solchem Sinne? Er hätte ihn nur gequält.

Der Fürst sprach vom Kronprinzen von Bayern, der auch die franzosenfreundliche Politik seines Vaters höchlich und beinahe öffentlich mißbillige. „Immerhin hat er sich doch nicht völlig von seinem Vater abgetrennt, hat ihm nicht alles, was er ihm bieten will, was er für ihn erhält und erwirbt, vor die Füße geworfen. Aber verlangt es denn diese Söhne niemals nach des Vaters Rat? Denken denn diese Söhne, die wir lieben wie nur uns selbst, und sie sollen die Erfüllung all unsres Wesens sein, denken sie, wir sind nur eigensüchtig und engstirnig und ohne Weisheit? Der König von Bayern hätte sein Land nicht gegen Napoleon halten können. Es wäre eingestrichen worden in den großen Saß. Er hilft dem künftigen Deutschen Reich, indem er seinen bedeutendsten süddeutschen Staat mächtig macht. Hat jemals Preußen andres getan? Und ward nur dadurch der deutsche Hort?“

Er bekannte: „Ja, ich habe mich zu diesem westfälischen Königreich entschlossen und habe sogar mein ganzes Reichsfürstentum mit meiner Zustimmung in diesem Staat aufgehen lassen. Ich sage frei heraus, daß ich sogar keine Hand aufheben werde, um meinen Verzicht, selbst wenn ich könnte, wieder rückgängig zu machen. Ich sehe aber meinem Sohn ins Angesicht und auch Ihnen, und ich sage: So tat ich als deutscher Fürst. Ich habe das Opfer für das allgemeine deutsche Wohl gebracht, als Haupt meines ganzen Hauses. Wie kann der geringste Zweifel über den ungemeinsten Vorteil für das ganze mittlere Deutschland obwalten, nun sich aus

den bis dahin bestehenden, an sich politisch ganz bedeutungslos, einander nur störenden und hindernden hunderterten von kleinen und kleinsten Staaten dauernd ein größeres Reich bildet? Die Mißwirtschaft dieser Regierung geht vorüber. Das Land leidet und wird ausgefogen. Aber ich kenne die ungeheuren Kräfte dieses Landes; sie werden sich allerdings ungeahnt heben, in den neuen Zeiten. Was sind im Völkerleben ein oder auch zwei Jahrzehnte, was sind sogar Jahrhunderte! Um die Deutschtieit dieser uralten Landesteile braucht keinem deutschen Herzen bange zu sein. Mir scheint sogar recht deutlich, daß wir Deutschen von den Franzosen einstweilen noch mancherlei zu lernen haben. Aber am rechten Tage brechen die Ketten von selbst.“

Er teilte Karl mit: „Schon jetzt verkaufen die französischen Großen so gut wie alle Güter und Herrschaften, die sie hier als Kriegsbelohnung erhalten. Sie wollen ihr Geld nur in Frankreich anlegen.“

„So weit ist Gefühl schon?“ fragte Karl staunend.

„Nun,“ antwortete Christian Chlodwig lebhaft und gereizt, „wer kann diesen Leuten verdenken, wenn sie diese ewige Kriegsbereitschaft einmal satt bekommen und sich nach Ruhe und nach dem Genuß ihrer Herrlichkeiten sehnen?“

„Eine Beute wie Deutschland gibt kein Volk freiwillig auf,“ erwog Karl nachdenklich. „Für einen müden Erobererknecht, der in die Heimat zurück will, ziehen zwei frische aus der Heimat ein.“

„Welche Einbildung,“ sagte der Fürst erregt. „Frankreich sollte dauernd diesen volkreichen, großen, kräftigen Nachbarn darniederhalten können!“

Sein stolzes Herz stöhnte. „Mein Sohn soll mich nicht verstoßen! Was leide ich für ihn. Was könnte ich ihm anbieten! Was leistet ihm denn nur dieses diffamierte Preußen?“

„So ist denn Preußen als deutsche Vormacht für diese Landesteile vollständig aufgegeben“, sagte Karl schmerzlich. „Wir hatten Friedrich und sollten Erben sein.“

Sie gingen durch den schönen Park des fürstlichen Schloßchens.

Karl streifte behutsam die Möglichkeiten von Verschwörung in diesem Land zugunsten eines deutschen Aufstandes. Der Fürst antwortete verächtlich: „Wahnsinn, Verbrechen. Was soll es damit? Bitte sehr, welches Ziel? Wollen Sie den alten bössartigen Hessekurfürsten wieder herschleppen? Der in Prag über seinen Geldhaufen brütet, und auch noch kein einziger Verschwörer zu seinen Gunsten hat ihm jemals nur einen Taler ablocken können? Die Städte lassen sich nie auf das Abenteuer ein, und die Bauern haben, Gott sei Dank, keine Waffen.“

„Und Österreich?“ rief Karl.

„Nun, so laßt sie einrücken“, sagte Christian Chlodwig erregt. „Dem siegreichen Heer, das Napoleon schlug, ergebe ich mich mit ganz Deutschland von selbst. Kann Napoleon aber geschlagen werden? Von wem? Es ist immer dasselbe: Er besteht, weil die andern gegen ihn Zwerge sind. Er ist die Notwendigkeit Gottes. Spanien ist ein Unfall, Einzelfall. Für das Ganze ohne Bedeutung. Wir müssen uns anders helfen. Gewalt ist für uns verloren. Napoleon vollende das deutsche Einigungswerk. Anderes gibt es nicht. Wir müssen teuer dafür bezahlen, wie gebühlich, warum brauchen wir den fremden Vollenker! Aber unsre beste Jugend dient diesem längst schicksalsverfallnen Preußen ruhig weiter.“

Glockenläuten zum Volksgebot

Am Abend des einundzwanzigsten April gab das Kasseler Königspaar einen höchst prunkvollen Ball. Eine ausländische Sängerin sang wunderschön wie die Nachtigall am Sommerabend im Paradies, ja, in der Nacht vor dem Sündenfall. Karl saß nachher, während der König und seine Frau in den Kreis ihrer Gäste traten, im Nebensaal an einem Tisch mit einem Stabsoffizier, Major von Rünne, der schon seit mehreren Jahren den König begleitete. Sie konnten durch die offene Tür den König, seine Frau und ihre Umgebung beobachten. Das Königspaar stand auf einem Teppich vor der ausländischen Sängerin und bei ihnen nur noch die Prinzessin Georgette, die mit der Sängerin befreundet war, so daß sie bei ihr abstieg. Schweigend in ehrfürchtiger Bewunderung hielt sich der Kreis der übrigen Ballgäste ringsum gleich einem Wall der Treue. Die drei Frauen beim König trugen kostbare gestickte Seiden- und Schleierkleider, und vom Gürtel unter den Achseln flossen ihnen schwere, goldgestickte Sammetshleppen. Perlenketten lagen um den Nacken und über der Brust, Diamantengeschmeide blitzte um ihre Stirnen. Nur Prinzessin Georgette sah königlich aus, denn die Sängerin war für diesen schweren Aufpuß zu klein und Königin Katharina, Prinzessin von Württemberg, viel zu dick. Ihr Vater, der König von Württemberg, galt für den dicksten Mann der Welt, mußte seinen Bauch im Reß tragen und konnte von vorn nur aus seiner eignen Kutsche aussteigen.

Königin Katharina liebte ihren ganz unfürstlich geborenen Gemahl endlos. Er, lebenswürdig, schmal und bleich, redete gelangweilt sein Nötiges an die fremde Sängerin hin.

Herr von Rünne erzählte Karl von der Hochzeit der achtzehnjährigen napoleonischen Stiefnichte und Adoptivtochter Stephanie von Beauharnais mit dem badischen Kronprinzen Friedrich, die in Paris gefeiert worden war. Herr von Rünne hatte das Königspaar begleitet. In Jubelüberschwang über unerhörte Gunstbezeugung und Verwöhnung durch den kaiserlichen Adoptivvater Napoleon hatte die Hochzeitsbraut sowohl mit dem Kaiser Napoleon wie nachher mit dem König Jerome aufs nachdrücklichste und ohne Scham und Scheu kokettiert. Jerome drehte sich wie ein Pfauenmännchen. Mitten im Ball war seine Frau, Königin Katharina, ohnmächtig hingefallen, wahrscheinlich aus Verzweiflung über völlige Vernachlässigung. Da sprang König Jerome doch herzu. „Da saß unser Herr König an der Wand“, sagte Rünne, „und hatte seine kostbare dicke deutsche Prinzessin auf seinen Knien, die sich langsam erhob, das seltene Plätzchen aber nicht so bald aufgeben wollte, auch in aller Öffentlichkeit nicht. Er schmeichelte und küßte und war lieb; es war ein Schauspiel, um davon zu träumen.“ Herr von Rünne bestätigte, die Königin habe keine Ahnung von der schamlosen Untreue ihres Gatten, sie wahrscheinlich allein auf der ganzen Welt.

Rünne hob sich von dannen. Karl wollte sich nicht ins Gewühl mischen. Luß kam ab und zu, strahlend glücklich wie ein Raubtier in schneller Kraft. In diesen Stunden warfen sich die Würfel übers europäische Schachbrett. Osterreich erhob sich mit großer Macht in neuen Krieg gegen Napoleon. Kaiser Napoleon sollte schon von Paris in Bayern eingetroffen sein. In Tirol flammte furchtbarer Volksaufstand von den Bergen hernieder. Jedermann im Saal mußte um diese Nachrichten wissen. Wen vom Hof schienen sie zu befürmern? Kaiser Napoleon hatte die Verantwortung. Nun, und wenn es hier gelang, den König auf eine ferne Burg zu

entführen: Um dieses Bruderwichtes willen würde sich Napoleon in keinem Plan stören lassen.

Karl stand auf, um seinen Mantel zu holen. Er verließ den Ball.

Draußen floß Morgenrauen. Im Park blühte sacht unerhörter Frühling auf. Vögel hoben wie aus Zauberträumen zu flöten an.

Karl hatte im Gasthof Zimmer zur Miete genommen. Nun hörte er zu seinem äußersten Erstaunen, als er den Gang zu seiner Wohnung entlang schritt, jemanden laut in seinem Zimmer reden. Hatte er sich im Stockwerk geirrt? Aber da war die weiße Griechenvase auf dem Schrank neben seiner Tür und der Thron reckte vom Garten seine jungen Frühlingssträucher ans Fenster. Karl erkannte, daß Falte in seinem Wohnzimmer donnerte und rief:

„Ungleich verteilt sind des Lebens Güter
unter der Menschen flüchtig Geschlecht . . .“

„Mensch, sind Sie mein Dämon?“ schrie Karl, ins Zimmer stürzend. Er rang die Hände: „Was soll ich denn nur tun, um Sie von meiner Spur los zu werden? Bis hierher kommen Sie mir nach! Habe ich denn keinen Fleck auf Erden, den Sie nicht besetzen?“

Falte rief:

„Dich erwählt ich zum Lehrer, zum Freund!

„Außerdem will ich dabei sein. In Berlin ist alles verloren. Da ist gar nichts mehr.“

Karl stammelte entsetzt: „Napoleon hat die Hohenzollern vom Thron gestoßen? Preußen ist als Staat aufgehoben?“

„Noch nicht“, antwortete Falte. „Der König ist willig, aber nur: unter dem Napoleon. Doch der Major Schill ist mit den Gardehusaren zur Eroberung fort. Unsere Regierung erläßt Steckbriefe. Deshalb kam ich zu Ihnen.“

„Bei mir können Sie nicht bleiben. Ich kann Sie hier nicht unterbringen“, sagte Karl. „Ich bin hier in Vertretung meines Staates.“

„Sie sind doch auch dabei“, sagte Falte.

„Nach mir wären Steckbriefe ausgestellt?“ entgegnete Karl. „Wie ist das möglich?“ Er erregte sich: „Ich will nicht an Ihren Pöffen nutzlos zugrunde gehen.“

„Es ist doch so mit den Steckbriefen“, sagte Falte. „Wenn die preussische Regierung vielleicht Frankreich den Gefallen tun will. . . Außerdem hat Ihnen Ihr Prinz Nienburg geschrieben und hat mich zum Sendboten für diesen Brief ausersehen. Aber er ist mit Schill fort. Und hier ist nun sein Brief.“

Karl riß das Schreiben auf und las nur, daß Alexander zu Schill gehe. Er dachte sofort bestürzt: Nun ist es für seinen Vater ganz aus.

Ihm wich alle Spannung. Er fühlte, als sei er vor körperlicher Müdigkeit zu nichts fähig. Er sagte: „Bitte, wenn Sie hier bleiben wollen. Ich lege mich jedenfalls nebenan schlafen. Die Verschwörung, für die Sie Ihre Gegenwart als so durchaus notwendig erachten, ist hier noch nicht im Gange. Ich bin überhaupt nicht dabei. Sie müssen nachher zusehen, an wen Sie sich wenden.“

Er legte sich im Nebenzimmer zu Bett. Falte deklamierte:

„Wär's möglich, könnt ich nicht mehr, wie ich wollte,
nicht mehr zurück, wie mir's beliebt?“

„Ich verbitte mir diese Infamien“, schrie Karl erboßt.

Falte öffnete die Tür: „Ich habe doch gar nichts getan!“

„Ich muß schlafen, lassen Sie mich in Ruhe“, sagte Karl.

Er schlief ein, wachte aber sehr bald wieder auf. Stille ringsum im weißen Morgenschein. Er fand, als er halb angezogen ins Wohnzimmer eintrat, Falte in tiefem Schlaf

auf dem Sofa, und er sah auf seine gewöhnliche Art häßlich, rührend und hilflos aus. Muß auch solche geben, allem Anschein nach, dachte Karl. Falte schlug die Augen auf, besann sich und lächelte.

„Sie können sich an den Obersten von Dörnberg oder an den Grafen Luß wenden“, sagte Karl. „Aber hören Sie genau zu und tun Sie nachher wirklich einmal, was man Ihnen sagt. Sonst richten Sie hier das schlimmste Unheil an, und hier steht alles auf des Messers Schneide.“

Er gab Falte von seinem Frühstück, das aufgetragen wurde, während sich Falte ins Schlafzimmer zurückziehen mußte. Danach schickte er ihn ohne Barmherzigkeit fort. Er wollte wie alle Tage arbeiten. Aber er starrte dumpf auf die Aktenblätter. Faltes große Berse rollten ihm im Kopf herum.

Ich könnte nicht mehr, wie ich wollte?

Ich müßte . . .

Er sprang auf. So war diese Stube, entsetzlich, abgeschossen, entlegen und totenstill! Er hatte diesen Menschen Falte fortgeschickt, diesen unmündigen Halbirren, in eine feindliche Welt, ins Verderben für ihn und Unzählige! In eine Welt, deren Glutenströme jeden Augenblick Erdboden zerbersten wollten!

Heute oder morgen war der Tag der westfälischen Entscheidung.

Er wollte jetzt unverzüglich zu Luß. Er konnte auch zu Erich gehen, um zu hören, vom Stand der Dinge, vom allgemeinen Stand . . . Aber der sagte wohl nie die Wahrheit, der war nicht Friedrich . . . auch wußte er vielleicht nichts, bekümmerte sich um nichts . . .

Karl ging fürs erste auf die Straße in der Richtung zum Schloß. Als er es fast erreicht hatte, schwenkten französische Dragoner in den Schloßhof ein. Ein langer dürrer, Karl völlig unbekannter westfälischer Offizier ging an ihm vorbei

und sagte halblaut, ohne sich für eine Sekunde aufzuhalten:
„Alles verraten. Sie auch. Dörnberg ist fort.“

Karl stand wie vom Donner gerührt. Mechanisch ging er noch ein paar Schritt, sah sich um. Der Offizier ging stracks weiter und war schon in der Ferne und ganz klein.

Karl ging in sein Gasthaus zurück. Dort war alles wie gewöhnlich, alles nur vornehm still. Karl dachte, daß er auf alle Fälle und ohne Verdacht zu erwecken, eine anscheinende Wanderung in die Umgegend unternehmen konnte, wie er manchmal tat. Er zog sich Wanderkleidung an und steckte sein Geld und seine Papiere zu sich. Er kam auch ganz unangefochten aus dem Hause, hatte sogar noch an Hüfter eine Entschuldigung geschrieben, ging, den Schlüssel zu seinen Zimmern in der Tasche, durch den Gasthausgarten, über die Fuldabrücke hinweg ins Freie, in die Berge und Wälder. Zuerst empfand er nur Seligkeit, einmal alles Amtsgefühl und jede Amtsverantwortung los zu sein. Er ging ungefähr um Kassel herum und nach Homberg zu, wo, wie er wußte, die Verschworenen zusammentreffen und ihr Hauptquartier haben sollten. Er beabsichtigte immer noch, vor allem Nachrichten einzuholen und wahrscheinlich wieder zurückzukehren. An den Falteschen Steßbrief glaubte er nicht. Aber warum hatte ihn der Offizier gewarnt? Woher kannte er ihn?

Im Freien hinter Kassel fingen alle Glocken zu läuten an. Alle Glocken im breiten Land. Sonst konnten in diesen Stunden keine Glocken über dem Lande läuten. So bedeuteten sie Aufstand. Alles war wahr und der Aufstand entbrannte nun. Die Glocken riefen zur Tat. Wenn nur überhaupt Tat geschah, deutsche Tat! In einem Dorfe, das Karl rasch durchwanderte, wurde wütend um das Glockenläuten gekämpft, und die einen Männer wollten mit Sensen und Dreschflegeln gegen die andern an, die die Tür zum Turm verteidigten, und droben schwingen die Glocken. Es schwang,

schwung über ihren Häuptern, hallte und rief, und die Wächter unten hielten stand.

Karl eilte weiter. Vor dem Eingang in ein andres Dorf kam ein alter, prachtwoll gebauter Bauer vom Feld und bot, als Karl ihm auf seine Frage ohne Umschweif sagte, daß er zum Hauptquartier gegen die Franzosen wolle, ein Pferd aus seinem Stalle an. Der Alte beteuerte, daß sie kämpfen wollten, um ihren alten Kurfürsten wieder zu haben, und um keine Blutsteuern für die Franzosen zu bezahlen, und um die Söhne aus Spanien wieder zu bekommen.

Karl bedachte sich bei diesem Angebot: Bis jetzt war alles nur Spielwerk und Rederei. Aber nahm er das Pferd an, so war er ein Aufständischer oder ein Betrüger. Auf jeden Fall mußte er das Pferd abliefern.

Der Bauer gab ein gutes Pferd her und beruhigte sich, als Karl ihm satteln half und seinen Pferdeverstand bewies. Er gab auch Brot, Speck und Branntwein.

Aus allen Dörfern kamen jetzt große Bauernzüge herbeigeströmt. Militär zeigte sich nirgends; Karl wußte, da war keins zur Verfügung. Alle diese Züge marschierten in derselben Richtung wie Karl, alle auch auf Homberg zu. Die Glocken läuteten. Die Bauern schulterten Mistgabeln, Sensen, alte Gewehre und waren fast alle schöne, feste Leute. Manchmal ritten die Gutsherren als Anführer mit. Aber alle Scharen waren schon auf einen Blick als ganz ungeübt zu erkennen.

Homberg war im Getümmel. Oberst von Dörnberg hielt am Brunnenplatz im Kreis vieler älterer und jüngerer Offiziere. Kaspar Lutz war nicht unter ihnen. Oberst von Dörnberg trug seine volle Uniform als Gardejägeroberst. Er war groß, fein, schlank, dunkel. In dieser Stunde blaß und nur mühsam still gefaßt.

Karl hielt sich zur Seite. Oberst von Dörnberg redete die zuströmenden Bauernhaufen an, nahm Meldung entgegen,

sandte Reiter aus. Endlich führte ein Offizier, den Karl kannte und um diese Gunst ansprach, ihn bei Dörnberg ein. Der Oberst sagte: „Ich müßte mir schwere Vorwürfe machen, mein Herr Kriegsrat, wollte ich Ihr so großes Opfer annehmen, wenn ich diese heilige Sache nicht immer noch trotz aller Überraschungen für aussichtsreich hielte. Aber ich bin im Begriff, mich mit Militär zu vereinigen, und weiß natürlich am besten, daß in ganz Westfalen kaum zweitausend Mann sind. Davon stehen die Gardejäger unter meinem Befehl. Ich darf annehmen, daß Sie Kunde von den gleichzeitigen preußischen Plänen haben. Ganz Norddeutschland von der Weser bis weit über die Elbe wird heute Abend in Aufruhr sein.“

Karl war nicht sofort einzureihen. Niemand hatte Zeit für ihn. Er sah wie viele andere sonst noch beiseite. Dem Schwagen wollte er sich nicht hingeben. Was sich heute Morgen in Kassel zugetragen hatte, konnte er nicht erfahren. So dachte er: Ich reite mit, schieße. Er hatte das Pferd. Er empfand Schauer wie unterm Aufkommen einer dunklen, von ganz anderem Meister gelenkten Gewalt. Aber dann kam auch Erbarmen mit diesen ehrlich festen, dennoch kindlichen Bauern, und er dachte: Wie konnte es glücken! 1808 waren die Dörfer, die Widerstand gegen die neue Ordnung, gegen das neue Königreich Westfalen, versuchten, mit schweren Brandschatzungen, mit Plünderung, mit Erschießung aller Verdächtigen bestraft worden, auf Napoleons Befehl. Die Stadt Hersfeld war nur durch die Barmherzigkeit des ausführenden Rheinbundoffiziers und seiner deutschen Truppen vorm Schicksal bewahrt worden, an allen Ecken angezündet und vertilgt zu werden.

Der Tag ging unter gestaltlosem Getobe und Getümmel hin. Gegen Abend kamen die Melunger Kürassiere unter ihren Offizieren angeklirrt, mehrere hundert Mann. Die

ganze Masse hielt Beiwacht auf dem Feld. Zur Nacht rückte Luce mit neuen Aufständischen, Bauern und hastig eingekleideten früheren Soldaten, ein. Karl ging zu ihm. Luce sagte, ja, ihm und Dörnberg sei am Morgen in Kassel der vorzeitige Losbruch des Dorfes Wolfenhagen gemeldet worden. Und dann kam die Botschaft vom Verrat in der Umgebung des Königs. Dem König seien alle Pläne mit allen Einzelheiten mitgeteilt worden. Sie hätten nun die Wolfenhagener nicht im Stich lassen können und hätten auch für sich fort gemußt. Trotzdem werde alles glücken. Sie seien jetzt achttausend stark. Gegen höchstens zweitausend an Militär, und alles gänzlich unzuverlässig für den König.

Luce kam in der Nacht zu Karls Feuerstätte und sagte ihm: „Hören Sie: Das Freikorps Ihres Herzogs, des Braunschweigers, sammelt sich in Böhmen und soll viel versprechen. Glückt es hier nicht, so können wir dorthin. Damit hätten wir den Anschluß an den österreichischen Krieg. Aber es glückt hier schon. Die Gardejäger schießen nicht auf ihren Obersten, und sonst sind fast keine Truppen in Kassel. Dörnberg wird sich seinen Gardejägern entgegenwerfen und wird sie anreden. Sie sind alle Hessen und schießen nicht auf ihren Obersten, nur so auf französischen Befehl.“

„Diese Leute, ich meine die Gardejäger“, sagte Karl, „waren noch nie unter ihrem Obersten im Feuer. Sie werden es ihm sehr übel nehmen, daß er nun mit Bauern geht.“

„O, Sie sind kein Soldat!“ antwortete Luce leichtthin.

In der Nacht, als der Sternenhimmel unbegreiflich über ihm brannte, und das vielfältige Geräusch des schlafenden und doch immer bewegten und wachsamem Lagers raunte um ihn, faßte Karl seinen Entschluß und warf sich hinein ins Geheimnis des großen Schicksalsstroms. Er wollte nicht mehr zu Akten und in Aktenstuben zurück. Gewiß haßte er

Geheimbündelei. Aber er wollte nun kämpfen. So sollte es entschieden sein. Er wollte in einem Augenblick leben, dann mochte es aus sein. Er wollte hier mitkämpfen, reiten und schießen, um dann auf jeden Fall, ob nun der Aufstand hier glückte oder nicht, zum Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig zu gehen. Damit in den richtigen Krieg gegen Napoleon. Lucé suchte Töten und Tod, um über Leben Bescheid zu wissen. Alles andre war nichts.

Das Treffen am Morgen zwischen den Aufständischen und den königlichen Truppen erfolgte auf dem Marsch nach Kassel bei Knallhütte und war nur beschämend. Wirklich waren in dieser höchsten Verlegenheit die Gardejäger gegen ihren eignen Obersten eingesetzt worden. Nur gab man ihnen Artillerie mit. Dörnberg winkte beim Näherkommen seiner Truppen mit seinem Taschentuch. Seine Soldaten blieben ratlos stehen. Er konnte aber nicht zu ihnen reden, da sofort die Kanonen feuerten, und zwar Kartätschen. Die Bauern warfen ihre Flinten, Dreschflegel, Sensen hin und rannten davon. Damit war dieser Kampf aus.

Die Sieger verfolgten nicht.

Dörnberg und seine Offiziere ritten, von einigen Kürassieren begleitet, eilends ab. Alles andre wäre blanker Bahnhüh gewesen. Alle hatten sich schon vorher mit Verkleidungen versorgt.

„Was wird nun aus den armen Menschen hinter uns?“ fragte Karl den Grafen Lucé.

„O, die retten sich schon. Die paar Führer sind witzig und helfen sich durch. Den anderen tut kein Mensch etwas. Bonaparte ist nicht da und hat andres zu tun als sich um Aufstände gegen Brüderchen zu bekümmern. Ein wirklicher Franzose macht nichts ordentlich, nicht einmal eine Verfolgung. Und noch viel weniger der Jerome!“

So sah also Volksaufstand in Norddeutschland aus. Was wurde aus den preußischen Aufzuehren, aus dem des Obersten Schill? Auf der Uerrumpelung des westfälischen Staates hatten sich alle Pläne aufgebaut. Hätte nun ganz Norddeutschland in Flammen gestanden, gingen nur die Gardejäger mit ihrem Obersten mit? Kam vielleicht dennoch einmal der Tag, an dem diesen Fraßern die deutschen Helfer ausgingen, zur richtigen Zeit?

Dörnberg und seine Anhänger ritten, getrennt und in Trüppchen, zum Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, ritten unangehalten mitten durch Deutschland hindurch und trafen ihn in seinem Lager bei Königinhof in Böhmen.

Die frohen Sieger

Durch Maiennacht zog schnell eine entschlossene Kämpfertruppe. Die Schar des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig wollte die sächsische Stadt Zittau angehen. Nicht zum erstenmal; sie kamen, um ihre Schlappe wett zu machen. Sie hatten die Stadt, über die böhmische Grenze vordrängend, gehabt. Sie hatten sie wieder an General Thielmann, den Befehlshaber der sächsischen Streitkräfte, verloren. Sie hatten kostbares Leben zurücklassen müssen. Aber nun würden sie zurückerobern und befreien. Und von Zittau aus würden sie ganz Sachsen in ihre Gewalt bringen.

Sie zogen nun leise trotz allen Getümmels übers Land und zogen verstoßen vor den geschlossenen Toren auf. Zittau schlief unterm duftenden Maienhimmel. Sogar Wachen auszustellen hatte General Thielmann im verachtenden Übermut vergessen. Da sprangen die schwarzen Männer mit gellendem Hurrageschrei gegen das Haupttor an. Krachen der Arzte. Von der Mauer herab schossen die Thielmannschen. Fackellicht grell von beiden Seiten. Bimmeln der Sturmglocke wimmernd übers Gegiebel und Gebälk hin. Schießen, Loben. Die Schüsse knallend als Höllenpeitschen. Die Freischar hatte die Stadt wieder; die Tore wichen. Sie barstten in die Stadt ein. General Thielmann führte seine Truppen eilig zum andern Tor hinaus. Aber in der Stadt wurde noch von Versprengten aus den Fenstern geschossen.

Karl rannte mit der Schar, sogar als ein gewöhnlicher Mann. Die Zusammenhänge lösten sich unterm Einspringen in die nächtlichen Gassen; er wurde mit einem Trüppchen in eine Ecke der Stadtmauer gerissen, hörte Schreien, Stampfen,

Waffengeklirr. Sie fanden ihren Leutnant Mende im Gefecht gegen immer enger dringenden Kreis. Alles schimpfte, Mende lehnte mit dem Rücken gegen eine Haustür. Wenn einer, so bestand er ein halbes Duzend. Aber den andern war die Munition ausgegangen; sie schlugen wild mit dem Kolben ein. Nun tobten die Befreier heran, verknallten Schüsse in die Straße. Die Angreifer ließen sofort ab und standen, hochatmend; es war ihnen ohne weiteres recht, daß man sie gefangen nahm.

Die Schar sollte bis zum andern Tag und vielleicht noch die Nacht bleiben.

Herzog Friedrich Wilhelm führte am andern Morgen die andere Hälfte seiner Truppen ein. Alle fragten sofort nach ihrem Leutnant von Kleist, den sie bei ihrem Abzug, von Thielmann gedrängt, schwer verwundet zurücklassen mußten. General Thielmann hatte erfahren, hier lag der Freischarleutnant von Kleist. Er ging selbst zu ihm, stand an seinem Bett. Er fuhr ihn an: „Aus einem solchen Hause stammen Sie ab und laufen bei einer derartigen Räuberbande mit!“

Kleist hob seine Hand, sagte hell: „Es lebe der Herzog von Braunschweig!“

Er erfuhr alle Pflege. Er wurde nicht vernachlässigt. Er starb doch am selben Abend. Nun wurden die Kameraden an sein Grab geführt. Zittauer Jungfrauen hatten es ganz bekränzt. Sie würden es auch weiterhin freundlich pflegen.

Die Schärler zogen in Siegerlaune durch die Stadt. Aber Unordnungen litt der Herzog nicht. Die Einwohnerschaft bewies Anteil. Morgen würden die schwarzen Kämpfer weiterziehen.

Karl war nun auf Gedeih und Verderb in die Schar gehörig. Nicht einmal als Offizier. Er war nach Anallhütte, nach dem weiten Ritt durch Mitteldeutschland zum Herzog

gekommen, der ihn auch bald empfing: „Erlauben Sie, mein Herr Kriegsrat, höre, Sie sind Braunschweiger Kind und wollen mit uns auf den Kriegszug. Bringen sogar ein gutes Roß mit und sollen ein vortrefflicher Reiter sein. Nun sehen Sie mich aber in großer Verlegenheit. Ich kann mit lauter Leutnants, Offizieren, die alle Erfahrung haben, viele sogar Kriegserfahrung, schon fast ein Regiment bilden. Ich habe die Überzahl von Reitern. Leider noch immer viel zu wenig Mannschaften. Wollen Sie als ein einfacher Mann zu Fuß bei mir anfangen?“

Karl erbleichte. Der Herzog sagte ermunternd: „Ich lasse Sie bei erster Gelegenheit aufrücken. Nur müssen Sie den Dienst kennenlernen. Ich werde Sie zu einem verständigen Leutnant tun. Der Herr Landsmann wird mich nicht im Stich lassen. Ich kann nicht anders verfahren. Aber ich verspreche Ihnen schöne Kriegstaten. Ich schätze, und aller Wahrscheinlichkeit nach nicht übermäßig, daß wir ganz Sachsen erobern können.“

Karl willigte ein. Was blieb ihm andres übrig. Der Herzog hatte auch recht; er kannte nichts vom Dienst.

Der verheißene verständige Leutnant war Christian Mende. Karl liebte ihn fast vom Augenblick an, da er ihn sah.

Christian war geborener Sachse, nur von einfachstem Herkommen. Ein gelernter Bürstenbindergesell. Trotzdem kam er nun aus dem preußischen Heer, wo er sogar im schrecklich verstümmelten Bestand nach Tilsit ein Offizier, Leutnant gewesen war. 1806 trat er in eine schlesische Freischar ein. Er bewies den ruhigsten, dennoch verwegenen Mut. Fast allein nahm er einen französischen General gefangen. Für außerordentliche Taten erschloß sich ihm die Offizierslaufbahn. Aber 1809 kam; Preußen wollte in die Gegnerschaft gegen Napoleon nicht eintreten. Christian Mende ging zur schwarzen Freischar.

Räuberbande! Der Herzog mußte nehmen, wen er bekam, als Mannschaft. Ausgediente Soldaten, die in keinem bürgerlichen Beruf unterkamen und auch jeden verachteten. Abenteuerer sonst. Das schlimmste war, daß viele sogar ihre Weiber mitbringen wollten, sonst kamen sie überhaupt nicht, und an Kindern, was den Müttern am Rockschöß hing. Der Troß war immer ungeheuer.

Der Herzog gab für die Freischar aus, was er hatte und noch viel mehr. Er war durch Erbschaft, vor allem durch seine Mutter, eine englische Königstochter, reich gewesen. Nun hatte er alle seine Habe verpfändet. Er zahlte hohen Sold. Er behandelte gut. In seiner Schar sollte die Prügelstrafe verboten sein. Nur hier wurden alle Soldaten mit Sie angeredet.

Er hatte ein vortreffliches Offizierkorps. Aus allen niedergebrochenen Aufstandsbewegungen Norddeutschlands hatten sich die Offiziere hierher geworfen. Von Kassel. Vom Unternehmen auf Magdeburg unter Leutnant von Katte. Von der Truppe des Majors von Schill, der in Stralsund mit der Hauptzahl seiner Offiziere und Mannschaften aufgerieben worden war.

In der Freischar dienten als Offiziere:

Berner eins und zwei, von Bernwiz, von Brandenstein, Brömbsen, Buße, Dehnel, von Dobschütz, Döbell, Ericksen, Eschwege, von Fragstein, von Frankenberg, Gaffron, Gendrerer, von Girsfeld eins und zwei, von Griesheim, Grützmann, Hellmann, von Hertell, von Herzberg, Heugel, Heuseler, von der Heyde, von Hirschfeld, von Hüllesien, von Kärsten, von Katte, von Kessingen, von Korfes, Graf Lüd, Mende, von Mosqua, von Normann, von Oppen, von Otto, Plaz, von Quistorp, von Rabiell, von Reichmeister, von Ritterholm, von Rochau, Rosentreter, von Scherzer, von Schrader,

Schwarze, von Schwarzenberg, Scriver, Sperling, von Steinhwehr, von Tempeln, von Trauwitz, von Unruh, von Wacholz, Marsch von Wedel, Graf Wedell, von Wulffen . . . Andere kamen noch später hinzu.

Oberst von Dörnberg wurde Quartiermeister und Generalstabschef. Die Truppe sah nicht viel von ihm.

Die Freischar trug sehr besondere Uniform. Inmitten der bunten Pracht aller Heere sonst standen sie schmal und schwarz, eine eingeschworene Schar deutscher Rächer. Sie trugen vorn am Tschako den weißen Totenkopf mit dem gekreuzten Gebeln darunter.

Sie hatten Reiterei, Fußvolk und Artillerie. Vier Kanonen unter bester Bedienungsmannschaft.

Aber der Herzog mußte der Stadt Zittau Kriegszahlung auferlegen. Er mußte sofort sechstausend Taler in bar haben. Er versprach, alle Summen getreu wiederzugeben, komme er wieder zu Rechten in seinem Herzogsreich. Er setzte seine Unterschrift unter die feierliche Zusage.

Die Zittauer Ratsherren konnten aber nicht für sofort sechstausend bare Taler beschaffen. Für morgen, nicht für heute!

Nun, der Herzog würde Vertrauensleute hinterlassen. Sie würden ihm das Geld nachbringen. Er konnte nicht warten, mußte weiter. General Thielmann war zu verfolgen, anrückende Österreicher mußten erreicht werden.

Die Zittauer Ratsherren würden zahlen. Sie wußten, daß die Totenkopfmänner wiederkamen, mußte es sein.

Am Abend dieses Tages luden starke Fanfaren alle Zittauer Bürger auf den Marktplatz ein. Die Schar rückte geschlossen vor, stellte sich im Kreise auf. Bläser hoben die Hörner zum Mund, um Lusch in alle vier Himmelsgegenden zu schmettern. Dann sprang Graf Lud auf den Tisch in der Mitte. Mit

seiner schneidenden Stimme, die durchdringend bis in die letzte Ecke fiel, las er Botschaft vor.

Sieg! Deutscher Sieg! Sieg aller Deutschen, die nicht mit Napoleon einig waren. Erzherzog Karl von Österreich hatte Napoleon bei Aspern und Eßlingen in blutiger Donauschlacht am einundzwanzigsten Mai geschlagen.

Auch die Freischärler vernahmen die Kunde erst zu dieser Stunde.

Die Zittauer Bürger sollten sich mit über den Sieg freuen, trotzdem ihr König mit Napoleon verbündet war und viele sächsische Söhne in Österreich und besonders in Tirol für ihn kämpften, bluteten, starben, jedes Schrecknis erduldeten. Die Zittauer Bürger freuten sich auch mit, denn das deutsche Herz war gespalten.

Anderntags zog die Freischar auf Dresden zu. Der sächsische König war schon von dort geflohen. Leutnant Erichsen und Wachtmeister Strobel brachten zu Mittag ins Quartier von Oschag die Kriegszahlung aus Zittau nach. Sie zählen die Taler auf den Tisch. Da lagen viertausend. „Die andern Beutel“, sagte der Herzog. Leutnant Erichsen wies seine leeren Hände. „Ich habe nichts mehr.“

„Da sind nur viertausend. Das volle Drittel fehlt. Haben die Zittauer nicht gezahlt? Sie haben meine Quittung.“

Doch, die Zittauer hatten gezahlt. Zwölf Beutel mit je fünfhundert Talern waren ausgehändigt worden. Leutnant Erichsen hatte die ganze Summe nachgezählt. Er hatte die Beutel danach in Zittau nicht mehr aus den Augen gelassen.

Der Herzog ging kopfschüttelnd, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab. „So, so, so, Zauberei gibt es nicht mehr.“ Er blieb vor dem niedergeschmetterten Leutnant stehen: „Mein Kind, gehen Sie nur.“ Er wandte seinen schnellen Blick aus blauen, sehr nahe beieinander stehenden

Augen auf den Wachtmeister, der regungslos stramm stand.
„Der Wachtmeister wird arretiert.“

Nach zwei Stunden war das Geld zur Stelle. Die ganze Schar wußte: Wachtmeister Strobels. Sie wußte insgeheim auch, aber niemand durfte es sagen: Rittmeister von Otto aus Kassel, Strobels früherer Offizier, hatte den Mann überlegen lassen. „Ich kenne meinen Strobels.“ Unter der zweiten Tracht Prügel gestand er den Diebstahl und auch das Versteck des Geldes.

Am Abend marschierten alle Kameraden im Viereck auf. Die Trommeln wirbelten schnell und verhängnisvoll. Der Übeltäter kam zwischen seiner Wache heran. Er war bleich und wollte frech aussehen, aber aller sonst so strammer Glanz um ihn war erloschen. Klar und kalt klang das Urteil des Kriegsgerichts durch die Abendkühle hin. Ausstoßung aus der Schar. Ein Unteroffizier trat heran, um die Achselstücke und die übrigen Abzeichen abzureißen; der Mann schwankte wie ein Rohr hin und her. Er blieb allein, die Truppe zog von dannen. Als ärmlichster Mann in trüben Kleidern konnte er sich endlich wegschleichen.

„Wenn der sich nun in den Hinterhalt legt und Otto abknallt“, sagte Karl zu Christian Mende.

„Kann vorkommen, gewiß“, antwortete der Freund.
„Ist aber nicht wahrscheinlich. Strobels hat dreizehn Jahre gedient. Der weiß schon, daß er nur Rechtens bekommen hat. Auch ist er nicht nur äußerlich durch seine Degradation sofort heruntergekommen. Der hat jetzt mehr als genug zu tun, um sich nur ein Fortkommen zu suchen. Der wird Räubergeschichten über uns erzählen, gewiß. Aber von unserer Spur verlieren wir ihn bald.“

Einzug in Dresden. General Am Ende rückte mit der Hilfe aus Österreich an. General Thielmann hatte sich in die östlichen Dörfer um Dresden gezogen.

Nun marschierten die Freischärler durch die Plauensche Vorstadt ein, bildeten Gasse, und triumphierend kamen die Oesterreicher hindurchgerasselt.

In jedem Fenster lagen die Dresdner Bürger und Bürgerinnen. Tubelnd ließen sich die Totenkopfmänner vom schweren Dienst los. Christian, Karl und einige Kameraden gingen, um den Schuhmacher Säuberlich, den Verfasser der schönen Napoleonsoden aus der Illumination von 1807 aufzusuchen und einmal gründlich zu necken. Sie fanden ihn nicht; er sollte tot sein oder nur umgezogen. Umdrängt und angestaunt saßen sie im Wirtshaus. Aber durchaus nicht nur freundlich angestaunt. Die Stimmung verdampfte sich gegen Mende, weil er Sachse war. Er, der die Gefühle deutlich merkte, rückte seinen Tschako ein wenig schief. Er setzte sich auf seiner Bank behaglich vor seinem Biertopf zurecht. Er war ein ansehnlicher junger Mann, blond mit hellem Schnurrbärtchen und gescheiten, heitern Augen; trotzdem er schon siebenundzwanzig Jahre alt war, umschwebte ihn Lieblichkeit. Er erzählte in abgründigem, ureigenen Dialekt, den er sonst abgelegt hatte, vom Lebenslauf des Generals Thielmann. „Der zog 1806 mit uns Sachsen den Preußen zu Hilfe und machte auch die Schlacht bei Jena mit. Damals haßte er den Kaiser Napoleon vielleicht wie das böse Gift und träumte nur davon, wie er ihn aus Deutschland vertreiben und überhaupt absetzen könne. Aber die Preußen verloren die Schlacht bei Jena. Da wurde der Thielmann, der damals Rittmeister war, ausersehen, bei dem Napoleon selbst um freien Abzug für unser sächsisches Heer vom Jenenser Schlachtfeld zu bitten. Er bekam den Auftrag aber, weil er vorzüglich französisch spricht. Da trat er in der Stadt Merseburg vor den Kaiser Napoleon hin, und es trug sich zu, daß der Kaiser sehr herablassend zum Thielmann war. In dieser einen Viertelstunde berückte er ihn vollständig. Von Stund an war das Herz des

Thielmann vollkommen umgewandelt und verließ sich nur noch auf den Napoleon. Nun, vor drei Jahren hat sich diese Umwandlung zugetragen. Aber sie war vielleicht eine nützliche Angelegenheit. Denn vor drei Jahren war der Thielmann erst Rittmeister und jetzt? Jetzt ist er schon ein stolzer General.“

„Jawohl“, schrie einer aus einer hintern Ecke heraus. „Aber Du kommst als ein sächsischer Mordbrenner in Dein sächsisches Vaterland!“

Christian drehte sich um. „Wer ruft denn da?“ Er lächelte und winkte mit dem Zeigefinger. „Komm doch einmal her.“ Niemand rührte sich.

Christian sagte: „Komm doch, ich tue Dir doch nichts. Warum willst Du denn nicht? Wir könnten doch unser Gespräch persönlich und vielleicht ein bißchen Auge in Auge in Gang bringen. Fürchten wirst Du Dich doch nicht vor mir?“

Die Menge wich zögernd auseinander. Ein untersehter Bursche schob sich preisgegeben, denn die andern wollten dieses Gespräch, entschlossen und verlegen vor.

„So. Da setze Dich ein bißchen zu mir“, sagte Christian, „und Dein Bier können sie Dir auch herüberreichen. Da haben wir es schon. So höre. Ich komme aber hierher, weil ich mein Sachsenland lieb habe. Deshalb will ich die Franzosen durchaus wieder herausjagen helfen. Thielmann hat uns über die böhmische Grenze hinweg geneckt, die wir uns ganz ruhig hielten, und er selber mußte am besten wissen, daß er hier in Sachsen keine zweitausend zur Verteidigung hat. Das kommt aber nur daher, weil unsere sächsischen Brüder und die Söhne unserer sächsischen Mütter in Tirol für den Kaiser Napoleon bluten und fechten und die tapferen Tiroler totschlagen und bedrängen müssen, die ihnen niemals ein Leid getan haben; aber nun sind sie in den Kampf auf Tod und Leben gegen sie geheßt. Ich möchte wissen, wer heute der Mordbrenner ist. Nach meiner Meinung nur der Napoleon. Er

hat das Teufelswerk auf dem Gewissen, daß er Tag und Nacht nur daran denken kann, wie er Deutsche gegen Deutsche in den fürchterlichsten Krieg heßt. Ob das deutsche Herz in dem teuflischen Bruderkrieg entzwei bricht, ist ihm ganz einerlei. O nein, ist ihm nur lieb. Denn er will einen Kirchhof aus Deutschland machen.“

„Wie heißt Du?“ fragte er den Burschen. Der antwortete unsicher: „August Redlich.“ Christian fragte der Reihe um. Die Antworten klangen immer heller und kamen schneller. Nun redete er jeden mit seinem Namen an und hatte alle behalten und verwechselte keinen. Er sagte: „Meine sächsischen Brüder. Ich denke, Ihr kommt vielleicht bald einmal und seht uns beim Exerzieren zu. Wir exerzieren auf der Bürgerwiese. Und wenn Ihr mich dann sprechen wollt, so bin ich da. Oder sonst wohne ich beim Wollhändler Gottlieb Lämmchen auf der Kreuzgasse. Aber kommt nur recht bald, sonst sind wir auf unsre Eroberungen fort, und wir haben in drei Tagen ganz Sachsen von Zittau bis hierher in unsere Hand bekommen. Aber solche Burschen wie Ihr werden nicht ewig Franzosenknechte sein wollen.“

Er erhob sich, stand gereckt. „Wacht auf, meine Brüder“, rief er laut. „Kommt, der Tag der Freiheit naht! Sachsen ist Deutschland treu, in seinem tiefsten Herzen. So kommt!“

Die Freischar hatte in Dresden viel Zuzug.

Sofort am Morgen nach der Besetzung stießen die schwarzen Braunschweiger aus der Stadt heraus, um die Thielmannschen aus den umliegenden Dörfern herauszujagen. O, es konnte glücken, diese Macht gefangenzunehmen, aufzureiben! Und dann waren in Norddeutschland nur noch die zweitausend schlechten Westfalen für den Napoleon da! Die Freischar schlug sich den ganzen Tag zäh und tapfer herum und drängte den Feind aus den Dörfern weg. Aber sie mußte alle Arbeit

allein tun, und da war der Feind, um vernichtet zu werden, zu stark. Der österreichische Herr General Am Ende war mit allen seinen Truppen in der Stadt geblieben. Da stand er dick und wichtig auf dem Balkon seines Quartiers Hotel de Pologne und hielt Reden an die Bevölkerung, die unten auf dem Platz zu ihm heraufstaunte, und er sagte und hatte es auf Zettel drucken lassen, die er ihnen über die Köpfe hinunterwehen ließ: Wie tue es seinem, des österreichischen Höchstkommmandierenden Herzen so bitter weh, nun das Sachsenvolk als feindlich ansehen zu sollen, das im glorreich durchgeführten Siebenjährigen Kriege immer nur an Osterreich so herzlich verbündet gewesen sei. Aber es würde sich vom Kaiser Napoleon nicht dauernd betören lassen.

Christian Mende und Karl saßen im Krug des Dorfes Birkenhain, um mit dem Dorfschulzen wegen Lieferungen zu unterhandeln. Sie würden alles bezahlen, aber sie brauchten viel. Korn und Speck, auch Brot, und vor allem Hafer. Lud kam auch, saß nieder, klopfte auf den Tisch und befahl: „Hafer! Hafer! Was soll aus den Gäulen werden!“

Draußen auf der Dorfstraße fielen schnell hintereinander mehrere Schüsse. Alle sprangen auf. „Wer schießt da? Hier ist kein Feind mehr!“ Sie stürzten auf die Gasse. Über dem Dorf bimmelte jetzt die Sturmglocke hin. Aufruhr? Konnte böse werden. Sie rannten zum Hause, vor dem sich Menge ballte. Wild schreiend kamen ihnen Leute entgegen. Da drinnen liege der Richter totgeschlagen in seinem Blut. Die Soldaten plünderten das Schulhaus aus.

„Welche?“ schrie Lud.

„Eure!“

Die Menge schrie: „Räuber und Mörder!“ Hob Steine auf, um zu werfen. Eine dünne Glocke gellte jetzt vom Kirchturm herab. „Das ist die Totenglocke für unsern Richter!“

Lud, Mende, Karl zogen die Säbel. „Zurück! Wir lassen schießen, fliegt ein Stein.“ Die Menge stand. „Ruhe“, sagte Mende. „Wir müssen in Ruhe nachsehen.“

Ein Bauer brüllte: „Was willst Du?“ Mende sagte: „Laßt. Ich verstehe ihn.“ Der Bauer sagte, der Herzog habe an die Kirchentür anschlagen lassen, wer sich an einem sächsischen Bürger versündigt, werde sofort aufgehängt.

„Wir müssen erst einmal zusehen.“ Sie stellten Posten auf, um die Menge in Zaum zu halten, gingen auf das Haus zu. Hier wohne der Richter? Ja. Er heiße Georg Rülke, aber nun sei er mausetot.

Sie traten ein. Drinnen in der Stube lag wirklich der Richter, ein großer starker Mann, tot auf seinem Bett. Seine Frau, eine mächtige Gestalt, antwortete finster kaum auf Mendes Fragen. Nun, ihr Mann, der Birkenhainer Richter, sagte sie endlich, habe auf der Schwelle seines Hauses sein Eigentum und sein Leben verteidigen wollen, und die Kerls hätten ins Haus gewollt und um Geld gebrüllt.

„Was für Kerls?“ fragte Lud scharf.

„Eure, eure Kerls. Eure Soldaten. Die Husaren.“

Dann hätten sie den Richter niedergeschossen.

„Er hat zuerst geschossen?“ fragte Lud.

Die Frau schrie in Verzweiflung: „Nun und nimmer. Mein Mann war ein Christenmensch und niemals ein Räuber und Mörder, und er hat überhaupt in seinem Leben nie eine Flinte gehabt und kann gar nicht schießen. Er hatte nie ein Gewehr.“

„Ihr sollt gewiß Eure Gerechtigkeit bekommen“, sagte Mende ernst.

Die Frau schrie schluchzend: „Meinen Mann bringt mir doch keiner wieder hoch, meinen lieben, guten Mann.“ Sie faßte nach den Häuptern ihrer Kinder, die sie an sich drückte. Sie weinte, schluchzte, schrie: „Mein guter, guter Mann!“

sank in einen Stuhl, warf die Schürze übers Haupt und schrie lauter.

„So trage Sie Ihr Geschick doch nur als ein Christenweib!“ sagte Lude verlegen.

Die Offiziere gingen. Im Dorf war zum Sammeln geblasen worden. Die Mannschaften warteten aufgefessen am Krug. Die Posten wurden herangezogen. Lude hob sich in den Steigbügel. Er wandte sich zu seinen Leuten, über die sein finstrier Blick flog: „Von Euch, hoffe ich, war es keiner. Kennt Ihr den Herzog nicht?“

Klirrend trabte er mit seiner Schar die Dorfstraße hinunter.

„Pohle!“ sagte Karl zu Mende, als sie wieder nach dem Krug zurückgingen. „Natürlich“, antwortete Christian. Pohle war Ludes wildester aber auch tapferster Soldat. Seinem Rittmeister, Lude, hatte er nur allein bei Zittau mit Einsatz alles eignen das Leben gerettet.

Lude schäumte vor Wut, als das Kriegsgericht am Abend den überführten Mann zum Tode durch Erschießen verurteilte. Der Herzog sagte, er könne nicht anders urteilen, Blut heiße Blut, und was würde aus der Freischar ohne Wohlwollen der Bevölkerung. Das deutsche Befreiungswerk könne nur mit reinen Händen vollzogen werden.

Am frühen Morgen des anderen Tages wurde das Urteil beim Auszug aus Dresden vollzogen. Der lächerliche Umstand fiel noch mitten in dem bittersten Todesernst vor, daß sich die Birkenhainer Behörde, nach der geschickt worden war, sie sollten kommen, einer würde erschossen, — in Angst auf ihrem Kirchturm verkroch. So wurde das Urteil und seine Vollstreckung erst viel später bekannt.

Auf einer Öde draußen an der Elbe war schnell ein Grab geschaufelt worden. Wieder reihte sich die Schar zum Bierede auf. Kalt war der Morgen; der Wind pfiß. Aber der

Himmel lag glasklar, und trillernd stieg aus einem Feld eine Lerche hoch. Wieder die Trommelwirbel so scharf und herzerreißend. Der verurteilte Mann kam in gefasster Haltung, von einem Geistlichen im Talar, Kameraden Gotthelf Schwarze, geleitet, der von seiner Predigerkanzel weg zum Herzog gekommen war. Husar Pohle stand vor dem Herzog und danach vor seinem Rittmeister still, nach Verlesung des Urteils, um sie um Verzeihung zu bitten. Sie reichten ihm die Hand. Lud sah ihn verzweiflungsvoll an, schüttelte immer wieder seine Hand, umgriff sie mit beiden eignen. Die Tränen rannen ihm über die bronzenen edigen Backen. Der todesverfallene Mann war gefasster. Pohle sah sich nach den Birkenhainern um, die er erwartet hatte, aber sie waren nicht da. Kamerad Schwarze begleitete ihn bis an sein Grab. Der Husar stand still davor, blickte hinein, sah gen Himmel und faltete seine Hände. Er kniete neben Schwarze nieder, der laut betete, und senkte sein Haupt über seinen gefalteten Händen. Er stand auf. Kamerad Schwarze mußte nun, während Pohle die Augen verbunden wurden, von ihm gehen. So lange er konnte, hatte er ihm noch tröstend die Hand auf der Schulter gehalten. Die Vollstrecker hoben die Gewehre, zielten und schossen gut. Pohle lag tot. Eilig wurde er begraben. Die Trommeln wirbelten. Die Schar zog weiter.

Sie zogen auf Leipzig zu, wohin sich Thielmann gewandt hatte, der die Vereinigung mit den heranrückenden Westfalen bewerkstelligen wollte. Nur war General Am Ende zu keinem Wagnis den Totenkopfmännern zu Hilfe oder auch allein zu bewegen.

Hier in Leipzig wurde Karl zum Offizier ernannt. Er hatte schon lange vor allem juristischen Rat geben müssen, in den vielen Verhandlungen und Verträgen, die der Herzog immer abgeschlossen haben wollte als unabhängiger Herrscher, der bald wieder zu seinem Rechte kam. Karl mußte dazu

einen Rang haben. Aber er bedang sich aus, immer nur weiter in der Schar zu kämpfen.

In Lindenau vor Leipzig, in der Vorstadt, bezogen die Totenkopfmänner Beiwacht. Karl wandelte mit Christian die Kunde ab. Wundervoller Juni, die Nacht schimmernd weiß. Über allen Gärten quoll süßer Duft. Blumen leuchteten sanft; durchdringend sang die Nachtigall. Mende war ein großartiger Fußgänger. Als Bürstenbindergefell hatte er Europa bis nach Rom, Petersburg, Konstantinopel durchwandert. Jetzt sagte er: „Da latscht nun heute einer unter dem Bonaparte von Madrid nach Memel, und ehe er es sich versieht, ist er von Paris nach Kraßau hin. München und Wien, das ist überhaupt nur noch ein Hintreten.“

Er sagte noch: „Daß es schon diesmal mit dem Bonaparte zu einem bösen Ende kommen wird, glaube ich nicht, trotz aller Asperner Schlacht. Die ist am zweiundzwanzigsten Mai zu Ende gewesen, das ist schon einen ganzen Monat her, aber der Bonaparte ist auch nicht um ein Schrittlchen aus Oesterreich heraus, sondern sitzt ganz fest. Diesen Franzmeiern unter ihrem Bonaparte müssen wir noch ganz anders beispringen, daß wir und sie nur endlich unsern Herrgott erkennen lernen, und mit dieser Volkserhebung ist es auch nur erst ein Anfang und ein Kinderspiel. Aber an dem Bonaparte wachen wir doch einmal auf, und die Franzmeier lehren uns unsere schwerste Kunst, ihre wütende Satanshaßfreude. Aber Deutschland muß noch ganz andere Kocktur erleben, damit es endlich einig wird und aufhört, als sein Hauptvergnügen zu betrachten, sich gegenseitig aufzufressen, bis nur noch die Schwänze übrig sind. Aber darüber ärgere ich mich, und das muß auch bei uns anders werden, da müssen wir noch umlernen, daß auch bei uns ein Matrose oder ein Schuster oder auch ein Bürstenbindergefell ein General werden kann.“

„Warum bist Du nicht zu den Frägern gegangen?“ fragte Karl.

Christian antwortete: „Auch, weil ich mich ärgere. Wie ich einmal in München war, da sprang die Wache vor jedem französischen Leutnantsbengel an die Anarre. Aber kein französischer Offizier grüßte einen Bayern.“

Er erzählte, während sie an den schlafenden Duftgärten hingingen. Eine Nachtigall sang in der Tiefe des Parks, und eine andere antwortete von weit her, und sie steigerten einander in süß berauschendem Wechselgesang. Christian sagte, er sei im Lorbeertal in Südspanien zu Füßen der Alhambra gewandert, als ganz junger Bursch. Da klinge es in jedem Busch vom Gesange der Nachtigallen; sie säßen auf jedem Zweig und sängen, sängen, auch bei Tage; der Mensch schritte unterm Singen, Rollen, Flöten und Schmetterern wie im Himmelsparadiese. Und wie es diese Flötisten verständen; einer lernte immer vom andern. Das wäre ein Anschwellen, Hinsterben, Schluchzen, Anheben, Neuschlingen, Ausklingenlassen der Melodie zur wunderbaren Eigenlust der kleinen Sangesgewaltigen und zur Wonne jedem, der es höre, daß einem werde zum Vergessen alles Lebens und als sei nur so Luft. „Da habe ich gegessen und habe zugehört, und da hätte ich immer sitzen mögen. Die Zeit floß weg, Stunden hindurch voller Wonne, und da ist alles Denken unter der Hand weggekommen. Daß es im Paradies unterm Jubel und Aberjubel doch so herrlich sein kann, und tausend Jahre sind wie ein Tag und niemals langweilig, das weiß ich nun, seitdem ich im Nachtigallental unter der spanischen Alhambra war.“

„Ich komme nicht los davon, immer darüber nachzudenken, wie Pohle neulich erschossen worden ist“, sagte Karl. „Solche Hinrichtung ist fürchterlich, und die Qual des Übeltäters kommt mir trotz allem immer außer Verhältnis

mit dem Verbrechen vor. Es ist nicht um das Sterbenmüssen. Das müssen wir alle. Aber der Birkenhainer Richter ist mitten in seiner großen Aufregung gefallen; das ist, was die Todesangst anbetrifft, nicht anders wie im Kampf. Wer hat da Angst? Aber so die kalten Vorbereitungen durch Stunden und all das Wissen vorher. Es muß ja wohl sein, aber es ist gewiß schrecklich.“

Christian erzählte: Schwarze, der geistliche Kamerad, hatte sich nach der Urteilsverkündung sofort zu dem verfallenen Pohle begeben und hatte auch die Nacht bei ihm durchwacht, war sogar bei ihm geblieben, als er durch ein paar Stunden ruhig schlief. „Da hat Schwarze den Pohle windelweich gefriegt, und der hat gesagt, am Morgen war er so weit, so wolle er gern im Stande der Unschuld sterben, nach seiner Reue, ehe er wieder sündigen könne, aber nun seien alle Sünden, auch die großen, vergeben. Und der Richter Georg Rülke aus Birkenhain werde auf seinem Weg in die Ewigkeit noch keinen so großen Vorsprung haben und komme auch aus derselben Gegend her, und wenn er, der Husar Pohle, der ihn erschossen hatte, nun so bald und auf diese Weise nachkomme, so würde er den toten Richter doch vielleicht noch einholen können, und es wäre ihm lieb, wenn er ihm vor der Himmelstür, ehe das große Gericht nochmals anginge, die Hand anbieten könne. Und wenn ihn der Rülke zur Strafe erschossen ankommen sähe, so würde er sich vielleicht auch zufrieden geben und ein Einsehen haben und ihm die Hand nicht verweigern.“

Vor den Freunden sprang ein behender, schlanker Mensch über eine Gartenmauer auf den Weg herab, und vom Berg aus, der kleinen Aufschüttung hinter der Mauer an der Straße in jedem sächsischen Garten, winkte eine helle Frau. Zurückwinkend und grüßend ging der Mensch rasch von dannen.

„Wedell!“ sagte Karl. „Woher der aber immer schon in der allerersten Nacht, daß wir uns kaum einmal gesetzt haben, ein Weib her hat! Und hier wohnen lauter angefehne Leute, und was wagt solch ein junges Weib um ein paar Stunden mit einem so ausschweifenden und gewissenlosen Menschen, wie es Wedell in Liebesfachen doch nun einmal ist.“

Plötzlich sprang auch er fort, um über die Mauer zu klettern und der verschleierten Frau, die auffschreiend davonsob, nachzueilen.

Christian stand und wartete. „Nun braucht nur noch Wedell zu hören und umzukehren“, sagte er kopfschüttelnd halbblaut vor sich hin. Aber Karl kam lachend bald zurück. „Ich habe ihren Schleier“, sagte er, „und weiter wollte ich nichts, und einen Kuß hat sie mir auch gegeben. Ich habe sie kniefällig darum gebeten. Warum nicht? Ich habe gesagt, der Schleier werde mein Kugelfang sein, und ich würde ihn stets auf meiner Brust tragen.“

„War sie hübsch?“ fragte Christian.

„Ich weiß nicht. Doch ja, natürlich. Wedell nimmt keine Häßliche. Mir gefiel sie auch.“

„Hast Du was Liebes in der Welt?“ fragte er den Freund, während sie weitergingen.

„Man hat mal da und dort etwas“, antwortete der Freund. „Nichts Rechtes.“

„Wenn Du General bist, heiratest Du Gräfin Stolzenfels“, neckte Karl. „Aber kenne mich bitte dann noch.“

Christian erwiderte: „Du kannst mir eine aussuchen.“ Er sagte ruhig: „Wenn ich einmal eine lieb gehabt habe, so ist sie mir nicht treu geblieben. Ich kann es auch nicht verlangen. Was soll unsereins mit einer Frau?“

Mehrere Offiziere der Freischar waren verheiratet. Zumeist saßen die Frauen, sich mit vielen Kindern abhärmend

und abarbeitend, in der Heimat, und ihre Männer waren, immer unterm Bann für ihre Teilnahme an den mißglückten Verschwörungen, für sie nur noch Flüchtlinge.

Christian und Karl wandten sich zum Hauptquartier, dem Lindenauer Gasthaus. Bei den Mannschaften im Gewölbe rechts war ein Brett über zwei Fässer gelegt worden; einer stand oben und fiedelte; die Männer tanzten mit den Mädchen aus der Schar oder mit Lindenauer Schönen. Auch drüben bei den Offizieren waren Mädchen geholt worden; einer hatte ein hübsches, fettes Geschöpf auf den Knien, der er, unter kreisendem Behren, Glühwein in die Kehle gießen wollte oder übers Kleid und in die Brust. Mitten im Tabaksqualm, im Getöse des Trinkens, neben dem Würfeln und dem Kartenspiel, saßen auch immer wieder ältere oder jüngere Offiziere beim Brieffschreiben oder über Rechnungsbüchern. Wo sollten sie sonst schreiben? Am offenen Feuer der Beiwacht?

Auf solches Getümmel und Getöse achtete Karl nicht mehr. Aber er blieb heute erstarrt unter der Tür stehen: Mitten im Kreis der Kameraden saß Falte rittlings auf einem Stuhl, das Kinn auf der Lehne, und in welchem Zustand! Er war abgerissener Landstreicher, schmutzig, in Lumpen. Soldat von irgendeiner Freischar war er nicht. Wo hatte er sich seit Kassel herumgetrieben? Karl hatte ihn ganz vergessen. War er hier wieder auf seinen Fersen?

Da sah ihn Falte, taumelte hoch, schwankend, halbirre, außer sich. „Bruder! Und schweigend umarmt ihn der treue Freund!“

„Mensch! Sie glühen ja wie ein Backofen. Haben Sie Fieber?“ stellte ihn Karl auf die Beine.

„Soho!“ schrie Falte und schwenkte ein Zeitungsblatt. „Sie wissen noch nicht?“ Diesmal wußte er wirklich erste Kunde. Ja, so sei es endlich wahr. Die Oesterreicher sandten

endlich auf diesen wichtigen Kriegsschauplatz das Beste, was sie an General überhaupt hatten, ihren Generalfeldmarschall Kienmayer, entschlossen, zähe, höchst geschickt. „Morgen oder übermorgen trifft der Kienmayer hier ein“, sagte Falte, „und dreht dem Am Ende den Hals ab. Er hätte nur überhaupt nicht anfangen sollen. In Ihres Nichts durchbohrendem Gefühle, — Ihres Nichts, mein Herr General!“

Falte war fertig mit seiner Kraft, sank auf einen Stuhl, sein Atem piffte rasselnd. Mit zitternder Hand reichte er noch gerade das Zeitungsblatt. „Da.“

„Empörend, das ist möglich!“ so fuhren die schwarzen Totenkopfmänner in die Höhe, als sie ganz gelesen hatten. In diesem Dresdner Zeitungsblatt stand auch eine Kundmachung des Generals Am Ende, und er veröffentlichte boshaft und untreu einen Brief des österreichischen Oberführers aller Truppen, des Erzherzogs Karl an den Herzog Friedrich Wilhelm. Scharf rügte der Erzherzog Erpressung und Gewalttat, von der schwarzen Freischar ausgeübt. Die gesamte Freischar sei dem Befehl des österreichischen Führers in Sachsen unterstellt, und eine derartige Masse von Leuten, vorderhand ohne jedes Vaterland, könne überhaupt nur durch Furcht zusammengehalten werden.

„So!“ sagte Leutnant Genderer empört, „da hat man alles für diese österreichischen Hanswürste hingeschmissen und nur für bloßen Dreck angesehen. Frau und Kinder verderben im Elend, und wir liegen hier bauchtief im nassen Schlamm. Aber die österreichischen Herren Staatsgeden wälzen sich in ihren weichen Betten herum. Dafür tun sie uns dann zum Dank solche fürchterliche Schande an, vor der ganzen Welt öffentlich. Aber im Gegenteil haben sie uns nicht das mindeste zu befehlen oder uns auszuhungern, und wir haben als freie Verbündete ausdrücklich nur unser eignes Gericht.“

Luß sagte wütend: „Für so etwas haben wir unsere besten Soldaten hingeschachtet!“ Er stand auf und ging, die Thür hinter sich zuschmetternd, aus dem Raum. Die andern beschloßen, den ausgezeichneten Artilleriehauptmann Korfes, der dem Herzog nahestand, mit dem Zeitungsblatt sofort zu dem Herrn zu schicken, damit er diese infame Kunde wenigstens zuerst von seinen Getreuen empfangen.

Unentrinnbar walte über dem Haupt des Herzogs der Unstern, sagten die Totenkopfmänner. In seiner Jugend mochte ihn sein Vater nicht. Als vierter Sohn hatte er keine großen Zukunftsaussichten. Er heiratete und gewann auch eine schöne und gute Frau, die er sehr liebte. Aber sie starb nach der Vertreibung des herzoglichen Hauses in Zuflucht bei ihren badischen Verwandten, und hier hatte sie nahe Freundschaft und sogar Verschwägerung ihrer eignen Angehörigen mit Napoleon erleben müssen. Dann war der älteste Sohn des alten Herzogs gestorben und die beiden andern verzichteten als blind auf die Regierungsnachfolge. Aber nun war kein Herzogtum mehr vorhanden. Jetzt wollte der Herzog mit allem, was er hatte, um sein Recht und zur Rache, hauptsächlich für seine tote Frau, kämpfen.

Karl setzte sich zu Falte, der wie ein Wolf über dem Essen lag, das ihm Karl hatte bringen lassen. Woher komme er jetzt? Was habe er solange getrieben?

Falte antwortete: Nun, weil er doch damals nach Kassel gekommen sei, so habe er sich den Aufstand dort auch ansehen wollen. Nur war in der Stadt überhaupt kein Aufstand, und Dörnberg und den Grafen Luß, zu denen ihn Karl hingeschickt hatte, konnte er nicht mehr aufstreiben. Er redete mit erschöpfter und immer anklagender Stimme, als sei ihm die Brust rostig geworden. Er wollte nicht anklagen und war nicht empfindlich, sondern immer nur sehr bescheiden, aber sein völliges Zuendesein fiel als Schuld

auf des andern Brust. Falte war damals zuletzt einfach zum Kasseler Hauptpfarrer gegangen, er müsse Sturm läuten lassen. Aber der zornmütige und halsstarrige Mann, so nannte ihn Falte, hatte ihn doch nur fortgeschickt, schmähslich, mit Schimpf, und er war von einem zum andern gelaufen, aber niemand wollte ihn auch nur hören, sondern alle wurden nur grob vor lauter Angst. So war er endlich planlos zum Thor hinausgelaufen. Ortskenntnis oder Sinn dafür besah er nicht. Er wußte nicht einmal die Namen der Ortschaften, durch die er gekommen war. Bei Knallhütte war er nicht dabei. Schließlich war er auf dem freien Lande aufgegriffen und verhaftet worden. Da hatte er, natürlich, wie konnte er in Feigheit zurückschrecken, seinen Anteil an der großen, herrlichen, norddeutschen Verschwörung vollständig zugegeben. Er wurde zum Tode verurteilt, konnte aber entspringen. Danach bettelte er sich bis Dresden durch. Dort halfen ihm Genossen weiter. Er hatte zu den Totenkopfmännern gewollt. Daß hier Karl untergekommen war, wußte er. Er lächelte und sagte mit seiner rostig heisern Stimme:

„Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.“

Er blickte auf Karl. „Schiller ist ja auch tot.“

„Vor dem Tode erschrickst du. Du wünschst unsterblich zu leben? Leb im Ganzen. Wenn du lange dahin bist, es bleibt!“

Karl konnte nur den Kopf schütteln. „Vor Gericht haben Sie dann alle Namen genannt, was Sie nur von Verschwornen, Mitwissern, Mitläufern oder Leuten, die Sie gern dabei gehabt hätten, wußten!“

Falte stiegen die Tränen. „Ich werde doch nicht. Niemanden habe ich angezeigt. Durch mich kam keine Seele ins Unglück. Wenigstens, ich meine, so nicht, so wie Sie da

denken, nach meiner Verhaftung. Dann nicht mehr ein Sterbenswort.“

Karl ließ den Kranken zu Bett bringen. Die Schar mußte am nächsten Morgen weiter.

Anfang Juli. Die österreichischen Truppen, endlich unter Rienmayer, lagerten mit den Totenkopfmännern vereint vor Plauen an der bayrisch-sächsischen Grenze. Rienmayer war keine Enttäuschung, sondern der zäheste Führer in Blütheschnelligkeit. Nun wollte er den französischen General Sunot aus Franken an der Vereinigung mit den Westfalen unter ihrem König Jerome und den Sachsen unter Thielmann hindern. Dazu wollte auch jeder Mann in seinem Heer die letzte Kraft hergeben.

Karl lag, ein wenig vom Lager entfernt, abends im Gras am Bach. Fern klang das Lagerbrausen herüber. Eine Klarina klagte wehmütig übers Land hin. Der sie spielte, saß unter Birken über dem Wasserläufchen und sein Lied schrillte durch den Abend. Einer schrie von irgendwoher: „Hör auf; morgen sind wir alle tot.“

Ein andrer rief dagegen: „Blas weiter. Ich denke an zu Hause.“

Der Pfeifer beendete sein Lied, stand auf und ging davon.

Ein überaus langer Offizier im weißen österreichischen Mantel kam am Bach dahergestraft, und Karl hörte Otto Lossars Stimme nach ihm fragen. Jählings sprang er auf: „Du!“ Sie drückten einander ans Herz.

„Bin beim Rienmayer, hab schon gestern nach Dir gesucht“, sagte Otto. „Mienburg hat es mir in Wien erzählt, Du seist beim Herzog untergeschlupft. Brav, brav für den Anfang. Es ist der Anfang nur. Aber dafür gut.“

Karl fragte nach Alexander. Otto wußte nur, er sei damals von Schill gar nicht mehr angenommen worden, der wohl schon wußte, mit ihm war es aus. Alexander war

nun auch zu den Österreichern übergetreten. Sowohl er wie Otto hatten bei Aspern mitgekämpft.

Sie sahen am Wiesenhang überm Bach. Die Sterne zogen unübersehbar auf; durchdringend zirpten die Grillen. Natur drang auf Karl ein, feierlich gleichgültig. Aber Menschen waren traurig.

„O ja“, sagte Otto, „die Österreicher! Das Volk, ausgezeichnete Leute. Aber die Pest diesen erzherzoglichen Führungen!“ Wußte er noch, daß sein Prinz Louis Ferdinand einst das gleiche sagte?

Karl fragte: „Wie steht der Krieg? Du kommst von daher. Wir erfahren nichts. Alles, was von dorthier an uns gewendet wird, ist immer nur wunderschön. Und nachher ist eine Welt dort drüben zugrunde gegangen, leider nur immer gegen uns. Aber Wien hat sich zu einem heldenmütigen Beispiel verteidigt!“

„Nun!“ entgegnete Otto. „Denen haben Deine Franzosen genau anderthalb Tage auf den Dächern herumgetrommelt. Dann schon hatten sie sie windelweich. Napoleon stellte seine Bedingungen, die gewöhnlichen. Unterwerfung. Vorläufig kennt er keine andern. Damit war alles aus, auch aller sogenannter heldenmütiger Widerstand. Aber nun verdachte sich die ganze Wiener Welt. Hatten gedacht, gegen ihren Heldenmut sei Anno 1683 unterm Starhemberg nichts gewesen, damals gegen die Türken. Hat nur damals sechs Wochen gedauert und zwar immer bis auf Blut und Knochenwerk. Nun heißt es heute und von unsern anderthalb Tagen: Die Schreckenszeit Wiens Anno 1809.“

„Und wir haben noch wochenlang, nachdem Wien also längst über sein mußte, das heldenmütige Beispiel vorgehalten bekommen“, sagte Karl entrüstet. „Und daß der Feind die Wiener Übergabe anschlug, sollten immer nur freche Lügen sein. So haben sie uns angelogen.“

„Wie einer regieren soll oder Krieg führen und was es sonst noch gibt, überm Volk, ohne zu lügen, daß sich die Balken biegen, begreife Du. Ich kann's nicht“, antwortete Otto. „Das hat noch keiner gekonnt, der an die Arbeit kam, und Du vermagst es auch nicht, wenn einmal die Reihe an Dich kommt. Es ist nur das, wer es am längsten aushält, auch mit dem Lügen, und wer dann bis zu Ende durchgehalten hat, der verkündet die historische Wahrheit. Und seine Lügen heißen die Weltgeschichte.“

Er sagte: „Das französische Heer war nach Aspern allerdings nur noch ein Haufen kläglichcr Trümmer und konnte mit eins in die Donau geschmissen werden. Der Bonaparte hatte nichts hinter sich als zum Stützpunkt diese wütende Stadt Wien, in die er als Tyrann eingerückt war. Aspern war wirklich einmal ein Sieg. Aber unsere Herren Oberbefehlshaber vermochten an eine bonapartistische Niederlage nicht zu glauben, und sie mühten sich mit einem österreichischen Siege geirrt haben. Jetzt hat sich der Bonaparte gründlich erholt, sie haben ihm Zeit und Gelegenheit gegeben, und er hat das italienische Heer an sich gezogen und kennt nun seinen Grund und Boden um Wien, wo er noch immer wurzelt, und vor allem die Donau mit ihren Lücken nach jeder Ecke. Die nächste Schlacht wird entscheidend sein. Und sie wird auf fast demselben Felde wie Aspern geschlagen werden und genau am Tage, den der Bonaparte ausgesucht hat, und so lange wird jeder österreichische Befehlshaber rücksichtsvoll jede Störung vermeiden. Und so wird der Bonaparte bei diesem nächsten Mal wieder siegen.“

„So ist alles umsonst, was wir hier tun!“ rief Karl entsetzt.

„Ich weiß nicht“, antwortete Otto. „Unsereins muß sich nun einmal schlagen, und eines Tages muß auch der Bonaparte ein Troddel sein. Und so muß nur einer keine Ruh geben.“

Sie kamen auf vergangene Zeiten. Otto sprach vom Tode seines Prinzen. Er lag noch nicht drei Jahre zurück. Dennoch ein Weltalter. Otto sagte: „Er hat gewußt, daß er sterben muß. Die weiße Frau ist ihm erschienen, und das ist keine Rederei, und ich war beide Male dabei. Er hat am Abend vor dem zehnten Oktober noch wunderschön auf dem Rudolstädter Schloß vor der ganzen Gesellschaft Klavier gespielt. Aber nachher, als er zu Bett gehen wollte, da rief er mich ganz verstört, und da stand er mit einem großen Armleuchter in der Thür zur Galerie vor seinem Zimmer, und da stürzte er hinaus und ich hinter ihm her, und vor uns segte das Weib, in weißen Schleiern und winkend und war kein Bein und Fleisch, aber vorhanden war sie allerdings. Und dann war sie in der Mauer am Ende verschwunden. Aber die Mauer war ganz fest. Der Prinz stand da, schüttelte immer mit dem Kopf, und ich kam und nahm ihm den Leuchter aus der Hand, und dann habe ich ihn zu Bett geleitet. Am andern Morgen auf dem Marsch rief er mich an, und ich dachte, er wolle wegen der Erscheinung fragen, von der Nacht vorher, denn daß es damit zusammenhängen müsse, wußte ich sofort. Ich kannte jeden kleinsten Tonfall an ihm. Aber er fragte, ob ich soeben das verhüllte Weib da auf dem Brellstein rechts vom Wege habe sitzen sehen? Ich hatte es gesehen und mir nicht viel dabei gedacht. Nun fiel es mir auf, so wickelt sich kein Bauernweib ein, und wo sollte hier ein romantisches Weib herkommen? Nun war es weg. Ich stieg vom Gaul herunter, eigens, und fragte, aber kein Mensch wußte etwas, gesehen hatten sie manche. Wir konnten nicht zu viel fragen und auf der Sache weilen. Die Leute merken sehr leicht etwas. Im Gefecht habe ich dann den Prinzen, als er den Säbelhieb über den Kopf bekommen hatte und nun auf dem Pferd bewußtlos schwankte und er mußte sogleich stürzen, zu mir auf meinen Gaul herübergezogen. Und ich wollte

fort. Aber dann merkte ich, daß ich nur noch seine Leiche hielt, und ich bekam den Schuß und wurde vom Pferde gerissen, irgendwie; ich weiß nichts. Ich kam zu mir und war gefangen. Meinen toten Prinzen haben sie nackt ausgezogen und eingescharrt. Dann kam einer, der seine abgerissenen Orden erkannte, wenigstens, daß hier einer der ersten gefallen war, und da gruben sie ihn wieder aus. Er wurde, bloß in eine Pferdedecke gewickelt, ins Rudolstädter Schloß zurückgeschafft. Aber nun hatten es die Frazer inne. Dort hat man seinen Leichnam anständig in der Schloßkapelle aufgebahrt, aber so ein Hoffräulein soll ihm noch einen Lorbeerkranz ums Haupt gewunden haben.“

Otto war in französischen Festungen herumgeschleppt worden und erst nach dem Friedensschluß 1807 freigekommen. Aber die Schweiz ging er unverzüglich in österreichische Dienste. „Wird es hier wieder nichts“, sagte er, „so gehe ich zu den Russen. Daß die mit den Franzern den schlimmsten Skandal bekommen, ist nur noch eine Frage der aller kürzesten Zeit.“

„Du bist verheiratet?“ fragte Karl. Eine Frau von Lössar, die nur zu Otto gehören konnte, trat in der Berliner Gesellschaft auf.

Otto lachte: „Verheiratet? Wie Du willst. Man kann es so nennen. Oder auch nicht. Eine läuft mit meinem Namen herum. Mich sieht sie nie wieder. Eine hat mich so entseßlich geliebt; diese Parze wand mir den goldnen Strang. Das heißt ohne Umschweife: Die Frau Mutter und sie kauften meine Wechsel auf und hatten mir auch Geld geborgt. Da lagen diese Papierchen und ich mußte sie, mein nunmehr teures Weib, vor Gottes Altar heiraten. Nun, ich bin von dem Gottesaltar fort in meinen Wagen und in den Krieg, und nun belustige ich mich in meinen Mußestunden, wenn ich einmal so recht behaglich auf dem Sofa liege oder auch gemütlich am Lagerfeuer im Stroh, daß ich dieses Weib hasse und nicht

Deine Fraßer, und ich male mir über meinem Pfeifchen aus, wie lieblich sich dieses Weib nackt an ihren langen Haaren durchs Lager schleifen ließe, und alles johlte im Höllentanz. Ich aber fasse sie nicht mehr mit dem kleinen Finger an. Aber diesen beiden Weibern wird niemals einer gewachsen sein. Ich stürbe am Gift in der Luft, von ihrem Atem her, müßte ich sie noch einmal ertragen. Ich schieße sie ab, kommt sie mir wieder in den Weg. Glaubst Du, daß man zur Höllestraße an solch ein Weib gekuppelt wird, dermaleinst für seine Sünden? Von mir hört sie nie etwas, und der Tag, an dem sie Witwe wird, soll ihr hoffentlich einmal für recht lange verborgen sein. Und wenn sie ein Kind von mir gehabt hätte, so hätte ich es aufgespießt. Mein Kind, und ein Lossarsches sollte von einer solchen Mutter geboren sein! Aber ich bin überzeugt, daß sie höchst gemüthlich und anständig ihren alten Faden in Berlin weiter lebt und noch mit meinem Namen ihre Figur in den Berliner Kreisen macht, die sie empfangen wollen.“

„Hast Du sie denn nicht einmal lieb gehabt?“ fragte Karl. Er glaubte gehört zu haben, daß die Dame eine Berliner Geheimrathstochter und also aus angesehenem Hause war.

„D“, antwortete Otto, „wie ist es damit? Ede Wilhelmstraße stand alle Tage im Parterre ein Fenster offen. Jemand spielte Harfe. Ich ging täglich vorbei. Einmal tritt ein junges Weibsbild ans Fenster und hat die weißen Arme. Sie lächelte, und wie ich zu ihr durch den Vorgarten stürze, bin ich geradenwegs durchs Fenster hinein zu ihr. Denkt einer bei so etwas an Heiraten? Der Alte, der aber schon tot ist und der wirklich ein Geheimrath war, hat Bucher geübt, und bei seinen Lebzeiten empfing die Weiber kein anständiger Mensch. Ich aß Abendbrot bei den Frauen, oft; andre haben mich dort auch gesehen. Ich brachte auch welche mit. Warum nicht? Es ging immer alles höchst anständig zu. Sie machten nun ein

feines Haus als die Witwe und die Tochter eines preußischen Geheimrats, den niemand recht gekannt hatte. Sie waren auch reich. Vor dem Auszug lagen da meine Wechsel zwischen mir und der Alten auf dem Tisch; meine Unterschrift lächelte mich an. Wer denkt an so etwas beim Darunter-hin-Hauen? Ich kann es heute nicht begreifen, warum nimmt einer bei einer solchen Gelegenheit nicht die Wische und fort damit — aber da hätte die Alte schön zugegriffen und Spektakel gemacht. Sie war immer ein Höllenhund. Ich hätte sie glatt abmorden müssen, sonst kam ich nicht an die Papiere. Sie fragte honigsüß, wie ich mir nun die Rückzahlung des Geldes dächte? Aus Güte und um meiner Bequemlichkeit willen, nur aus lauterer Freundschaft hätten sie und die Tochter die Wechsel aufgekauft, aber vor allem die Tochter, wirklich nur sie allein. Und das ganze Vermögen der Tochter sei aufgewendet worden. Ich antwortete: ‚Ich habe niemanden gebeten. Und wenn nun Ihre Tochter nichts mehr hat, und diese Fexen da vor Ihnen auf dem Tisch beweisen wohl am besten, daß ich auch nichts habe, was sollen wir einander dann noch nützen?‘ Sie kullerte entrüstet: ‚Herr von Vossar!‘ und: ‚Sie werden meiner Tochter nicht das Herzchen zertreten wollen!‘ Und sagte süßlächelnd: ‚Da steht doch noch mein Vermögen.‘ — ‚Wohl bekomm’s‘, antwortete ich, ‚hoffentlich ist es recht viel.‘ Und sie lächelte wie der Höllenbraten, der sie ist, und sagte: ‚O ja, schon. Es reicht noch.‘ Wir erhoben uns, und ich ging wie ein toter Esel zu meiner jetzigen Frau von Vossar von meinen Gnaden mit, die im Nebenzimmer wartete, und sie lächelte auch und stand vom Sofa auf, und ich küßte ihre Hand. Die Alte segnete uns, wenigstens so ungefähr, und sagte, morgen solle die Trauung sein, und sie würde alles besorgen. Aber den Pastor würde sie noch zu mir schicken. Ich müsse nur gleich danach in den Krieg fort, leider. Dann ist die Trauung gewesen. Ich konnte

meinen Prinzen nicht im Stich lassen, und wenn die Weiber zum König gingen mit den Wechseln in der Hand und erzählten ihre Übersetzung der Geschichte, so war es aus. Als ich meinem Prinzen das Märchen erzählte, orakelte er, und nach dem Krieg würde er sich meiner gewiß höchst schönen und anmutigen Frau leidenschaftlich gern vorstellen lassen, und er liebe es, verheiratete Adjutanten zu haben, mit einem Male kam ihm diese Erkenntnis, und meine Frau könne bei unsern kleinen Gesellschaften immer mit dabei sein. Das war aber alles nur mir zum Trost hingefagt, und in Wahrheit lag es so, daß er von heut auf morgen vor dem Auszug auch kein Geld aufreiben konnte, um mich freizukaufen, und die Weiber hatten mich höchst wenig unschlau ins engste Loch getrieben. So ist es gewesen. So und nur so. So war es, und kannst Du Dir's vorstellen, mich schnappten diese beiden Krokodile derartig bei beiden Beinen. Ich will mich nicht scheiden lassen, könnte auch nicht; da ist gewiß für mich gar kein Grund. Sie klagt nicht und täte es auch nicht, wenn sie bis in den Höllenschlund einen andern liebte, und ein Mann, der an ihr Geld wollte, bekäme auch niemals eine Gewalt über sie. Höchstens wenn ihr einmal ein ganz alter, ganz steinreicher, dummer Esel über den Weg liefe, vielleicht überlegte sie es sich. Aber so einer hält auch anders auf Familie. So soll sie es nun haben, einen Mann, der sie öffentlich wegwirft, und sie ist ihm Abschaum!"

„Man lebt, soviel wir wissen, nur einmal“, sagte Karl, und Trauer kam ihm auch um sich.

„Sei es. Alles ist verspielt. Mich sieht sie nie mehr. Aber ich falle noch nicht. So weit ist es noch nicht.“

Am Morgen erreichte Karl, während sie zum Treffen aufbrachen, ein Brief aus Leipzig.

Bei uns ist der Herr Falte im Quartier verstorben und war selig sein Ende, hat uns auferlegt, geschrieben

muß werden, aber hinter einem Kriegsrat ist niemals ein Steckbrief erlassen worden. Es war wegen der Wichtigkeit. Herr Schiller ist auch tot, teilt der Herr Falte mit, und soll zur Beruhigung gesagt werden, selig entschlafen und im Herrn und ist begraben worden auf dem Johannisfriedhof. Die herzlichen Grüße von uns allen und vom

Herrn Schneidermeister Heinrich
aus Leipzig.

Osterreicher und schwarze Totenkopfmänner zogen nun gegen den französischen General Junot. Weil sie aber der Feldmarschall Kienmayer befehligte, so bildeten sie sich ein, sie müßten siegen und damit ganz Franken in ihre Hände bekommen.

Aber der General Junot konnte sich auch nur vorstellen, daß er siegen werde, und er war als ein napoleonischer General an Siegen gewöhnt. So bestellte er, um die Siegesmeldungen nur sofort bei der Hand zu haben, am Tage vorher in seinem Quartier der Stadt Bayreuth den Druck seiner Siegesnachrichten und gab auch den Text an: Am Mittag darauf werde er als stolzer Eroberer in die böhmische Stadt Prag einziehen.

Nun, morgens früh um zwei Uhr noch in der Morgenröthe dieses Julitages, es war am achten Juli 1809, rüsteten sich die Kienmayerschen und die Totenkopfmänner, um sich als Wall zwischen Junot und Sachsen-Böhmen einzuschieben. Marsch ohne Raft. Vom Himmel warfen sich Sonnenspeere. Soldaten fielen unterm Marsch vor Tollhize um.

Junot hatte sich aber höchst hartnäckig über den sieben Bächen beim Engpaß von Berned verschanzt. Kienmayer ließ ohne Verzug nur einer geringsten Raft sofort angreifen. Von Süden her hatten sich noch mehr Osterreicher unterm General Radivojevich mit seinen vereinigt. Die schwarzen Herzoglichen bildeten den linken Flügel.

Aber das Gefecht zog sich Stunde um Stunde hin. Vorschwellen, Wieder-zurück-müssen von beiden Seiten. Die Franzosen hatten sich in allzu guter Stellung verschanzt, schossen wie aus Hinterhalt. Hauptmann von Korfes von der kleinen Artillerie der Totenkopfmänner spähte die Gegend ab und konnte nicht begreifen, ja, da war der Kopf über der französischen Stellung, der Knodenkopf, überhaupt nicht besetzt? Er glaubte an Hinterhalt, beobachtete. Doch der Knodenkopf lag immer im tiefsten Sommerfrieden. Da wollte Hauptmann Korfes die Probe auf Gedeih und Verderb unternehmen. Sofort und gleich mit Geschütz, denn allzu lange mochte das Gefecht hier nicht mehr aushalten. Zwei Kanonen mußten zur Höhe hinauf, mitten durch die Schlucht, denn niemand durfte sie merken. Durch Waldschlucht hinab, hinauf. Die schwarzen Männer klemmten sich aufwuchtend in die Räder ein. Da tauchte der Gipfel auf und war wirklich leer. Hier glomm nur Sommerfrieden in Hitze. Drüben, fern überm Tal, schob sich graue Wolkenmauer näher. Da sind die schwarzen Schärler ganz oben und haben die Höhe, und unter ihnen knallt und tobt das Gefecht. Sie verweilen nicht, sie setzen ihre Kanonen ein. Triumphgeschrei, Freudegebrüll. Das Feuer birst über den Franzmeiern los. Die Kanonenkugeln fallen auf sie herab, mitten in die feindliche Stellung. Da war keine Ordnung mehr. Die Franzosen oder Bayern und Württemberger und Sachsen, oder was da sonst für Napoleon kämpfen sollte, rannten davon. Sie rannten, rannten in wilder Flucht; da war von keinem Rückzug die Rede. Sie ließen ihr sämtliches Gepäck und alle Kassen im Stich. General Junot aber rannte ihnen voran. Nicht nach Sachsen oder Böhmen, oder wohin er sonst gewollt und gesollt oder wie er es angekündigt hatte, sondern zurück nach der Stadt Bayreuth. Da sprengte er als ein gehetzter Flüchtling eilends wie eine seltsame Erscheinung über den

Marktplatz, im Augenblick, da der Junge die verabredete Siegeszeitung der Vorbestellung ausschrie. Großmächtiger Sieg des Herrn Generals Junot! Großmächtiger Sieg des Herrn Generals Junot! Und über den Marktplatz stürzt das verstärkte französisch-rheinbündnerische Heer: Nur zurück, fort, zurück!

Es wäre vernichtet worden, hätte der Himmel nicht aus schwarzen Wolken Vorhang tobender Fluten zwischen die Verfolger und dem Wild niedergelassen. Sie konnten nicht zehn Schritt vor sich sehen. Verfolgung wurde unmöglich; die Wasserfluten tosten über die Straßen. Morgen weiter!

Am Abend lag Karl in einem guten Bett im Städtchen Berneck und hatte erfahren, was stolzes Siegen heißt. Denn dieses Gefecht schloß das ganze Süddeutschland mit allen ungeheuren französischen Vorratslagern auf. Die Kienmayerschen mit den schwarzen Freischärlern waren nun im Rücken Napoleons und hatten gesiegt!

Nun konnte Norddeutschland aufstehen, denn da war nichts mehr als die erbärmliche Macht Seromes und die wenigen Sachsen. Und Napoleon saß in der Mausefalle fern von seinem eignen Land, und in Süddeutschland gab es genug heiße Napoleonsfeinde.

Aber keiner in der siegreichen, tapferen Schar wußte, daß in den Tagen vorher, am sechsten und siebenten Juli, Napoleon das österreichische Heer in der zweiten Donauschlacht bei Wagram, wirklich fast an derselben Stelle wie Aspern, geschlagen hatte.

Am Tage von Berneck, am achten Juli, waren die kaiserlichen österreichischen Abgesandten schon unterwegs, um Napoleon Waffenstillstand unter ungefähr jeder Bedingung anzubieten.

Nun konnte Junot allerdings in Böhmen einrücken.

Herzog Friedrich Wilhelm und seine Freischar aber waren so gut wie vogelfrei.

Der Zug des schwarzen Herzogs

Die Totenkopfmänner zogen traurig durch Sachsen nach Böhmen zu, wo sie, wie sie dachten, die Schicksalsentscheidung durch den Frieden abwarten konnten. Nun hatten sie keine Eile mehr. Sommerglut hüllte sie brütend ein. Die schwarzen Röcke brannten auf den Leibern. Staub quoll unter den Pferdehufen in stinkenden Wolken; so schob sich der unförmliche Heerwurm des Zuges über das Land. Aber in der Stadt Zwickau befahl der Herzog ausführliche Rast. Sogar wurden die Schuster und Schneider herangeholt, um nun bei verschlossenen Türen Uniformen und Stiefel zu flicken und neu zu machen.

Still verhangen zog der Morgen des vierundzwanzigsten Juli auf. Die Freischar rückte wieder von Zwickau ab. Aber nicht durchs Südtor auf Böhmen zu. Befehl des Herzogs: Zur nördlichen Straße.

Mann und Troß zogen durch. Hinter ihnen schlossen sich knarrend die Torflügel ganz fest zu und alle Riegel sprangen ein. Kein Zwickauer dürfe hinaus. Kein Mensch, wer auch immer, hinein. Befehl des Herzogs. Er stand auf der Wiese am Tor, hatte seine Offiziere zusammengerufen und sprach zu ihnen. Friedrich Wilhelm war ein schlanksehniger Mann, nun achtunddreißig Jahre alt, aber von jüngerem Aussehen. Immer spannte ihm naive Leidenschaft jede Bewegung in Tatbereitschaft. Luft und Sonne hatten sein Gesicht kupferrot gebrannt zwischen weißblondem Baden- und Schnurrbart. Sehr scharfe blaue Augen funkelten dicht beieinander neben der schmalen kühnen Nase. So sah sein Gesicht dem eines Fuchses ähnlich.

Da stand er am Zwickauer Nordtor, reckte sich auf und sprach zu seinen Offizieren:

„Meine Herren! Ich habe Sie veranlaßt, Ihr Schicksal an mich zu ketten, und will mit meinem letzten Blutstropfen zu Ihnen stehen. Der Krieg ist hier aus, aber wir haben trotz unserer tapferen Thaten nichts erreicht, und aus diesem Waffenstillstand kommt sicher ein schmachvoller Friede. Ich kann nicht mit Ihnen ins österreichische Heer unterkommen, das von Bonaparte aufs alleräußerste eingeschränkt werden wird, wenn überhaupt eins bestehen bleibt. Die Engländer sind aber im Begriff, mit einem zahlreichen Heer bei Hamburg zu landen, und sind schon mit ihren Schiffen unterwegs. Ich habe meinen Generalstabschef Obersten Freiherrn von Dörnberg, den Sie schon seit einigen Tagen vermißt haben werden, zu ihnen geschickt. So wollen wir uns durch Deutschland bis zu den Engländern hindurchschlagen, und ich denke, daß es uns gelingen wird. Nun bitte ich Sie aber, bleiben Sie mir treu. Ohne eine geschlossene beträchtliche Truppe kann ich nichts ausrichten. Aber wenn einer meint, er habe von seiner Heimat hier in Deutschland noch etwas zu erwarten und sich zum Auswandern nicht entschließen kann, der soll heimkehren. Nur tue er es gelassen und ohne meine Mannschaften zu verstören. Aber jeder soll frei sein zu tun, was er will, und ich will jedem für alles, was er bis jetzt getan hat, danken. Und wer treue Liebe gibt, kann dafür auch deutsche Offenheit fordern; und ich will, daß Sie Ihre Herzen offen zeigen. Aber wir gehen nur, um ruhmvoll wiederzukehren, und wir wollen auf einem andern Boden gegen den Höllefeind Deutschlands fechten, und der englische Löwe, dem wir uns nun anvertrauen, wird ruhmvoller für uns sein. Ich weiß heute nicht einmal, ob ich in den Waffenstillstand, den mein hoher Verbündeter, Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich, mit Bonaparte zu schließen geruht hat,

einbegriffen bin. Aber ich kann niemals mit diesem Menschen Bonaparte Frieden machen, und weil die Unabhängigkeit meines Korps in meinem Vertrag mit Seiner Majestät dem Kaiser von Oesterreich ausbedungen ist, so kann ich auch den Frieden schließen und ablehnen wie ich will. Und ich schwöre hier unter Gottes freiem Himmel, in der heiligen Frühe des Tages: Wenn mir nun einer folgen will, so will ich keinen vergessen und meinen letzten Bissen Brot mit ihm teilen. So wahr mir Gott helfen soll.“

Er hob seine Hand zum Schwur auf, war fahl erblichen und zitterte. Aber hier in dieser verlorren Stunde vor den Thoren von Zwickau war doch sein großer Tag. Er blickte in herzrührender Bitte seine Offiziere der Reihe nach an. „Ich gehe jetzt. Bitte, teilen Sie mir Ihre Entschlüsse sehr bald mit. Wir müssen mit jeder Minute sparen, denn wir können nur bei großem Vorsprung entkommen. Und die Thore der Stadt Zwickau, die jede Kunde, wohin wir uns gewandt haben, absperren, können auch höchstens einen Tag lang geschlossen bleiben. Ich erwarte die Herren binnen einer halben Stunde.“

Er ging zu seinem Wagen, wo er sofort mit den Offizieren seines Stabes eilig über Karten saß.

Sein Wagemuthsinn griff unter seinen Offizieren mit wilder Eier um sich. Karl sprang zu Christian: „Du gehst mit?“ Der lächelte: „Was denn nur sonst?“

Aber Graf Luck tuschelte mit Rittmeister von Otto und andern, und nachher kam eine ganze Versammlung, mehr als vierzig, zum Herzog an den Wagen, und Otto führte das Wort. Er sagte, daß sie sich Seiner Durchlaucht mit Handschlag verpfändet hätten, und sie glaubten auch, wie sie sich in dieser feierlichen Stunde vielleicht zugestehen dürften, daß sie ihr Wort bis zum heutigen Tage und zur heutigen Stunde treulich gehalten hätten. Aber sie könnten nicht mit in diese

Fremde nach England ziehen. Und die Heimat und bei vielen das heimatliche Erbe rufe nach ihnen.

„Euer Durchlaucht, wir können nicht aus unserm Heimatlande fort.“

Der Herzog sagte, erschrocken aus dem Wagen springend: „Wenn Sie erlauben wollen, meine Herren, — der Soldat und vor allem der Offizier! Nicht wahr, meine Herren, der Offizier!“

Die Offiziere, die bleiben wollten, drängten auch heran: „Wir wollen nicht fort!“

Friedrich Wilhelm sagte zu den andern: „Wenn Sie erlauben wollen, beklagen Sie sich über mich?“

Sie schüttelten verstummt die Häupter.

Er sagte zu ihnen: „Sie kamen zu mir; ich habe Sie aufgenommen. Waren Sie denn nicht flüchtend? Habe ich denn nicht getan, für Sie, was ich konnte?“

Er ruckte sich zusammen, warf einen Blick auf die Zu-drängenden, die bleiben wollten. Ihrer war viel mehr. Er lächelte und besann sich: „Sie sind ja im Recht, meine Herren, und es müssen Ihnen sofort Ihre Abschiede ausgefertigt werden. Es ist nur . . . Aber Sie sollen sofort Ihre Abschiede bekommen. Und wenn Sie erlauben wollen, so danke ich Ihnen recht sehr für alle gute Treue bisher.“

In der Erregung der Trennung, — höchste Eile mußte not tun, die leeren Stellen mußten unverzüglich besetzt werden, sonst stob die gesamte Mannschaft wie Spreu in den Wind, — sah Karl Kaspar Lüd nur noch flüchtig. Lüd lächelte: „Na, denn auf Wiedersehen! Ich gehe zu meiner Familie und auf mein Schloß, bester Röper!“

Die Mannschaften waren schon unter ihren Unteroffizieren weit voraus. Zwei Stunden hinter Zwickau redete der Herzog vom Pferde herab auch sie an. An zweihundert gingen.

„So werden wir sechs Dußend Troßweiber los“, sagte Karl. Alle Zurückbleibenden fühlten sich als ein Körper und nun heldenmütig gereinigt. Sie waren noch zweitausend Mann und hatten die vier Geschütze.

Eine Husarenabteilung stob nach Borna voraus, um Mittagbrot zu bestellen. Sie kam zurück mit zwei dicken hoch beladenen Troßwagen der sächsischen Armee und zwei Offizieren und fünfzig Mann. Die hatten sie unterwegs schnell gefangen, und in den Wagen steckte eine Kriegskasse von vierzehntausend Talern. Trotzdem war der Herzog erzürnt. „Erlauben Sie“, sagte er zu dem anführenden Leutnant von Heugel, „aber Sie haben Ihre Gehorsampflicht verletzt. Unser Zug kann nur unter tiefstem Geheimnis gelingen. Ich bitte um Ihren Degen.“

Nur, wo sollte ein bestraffter Leutnant im Arrest bleiben? Gute Laune mußte auch gelten. Bierzehntausend Taler Beute mußten hochwillkommen sein. Leutnant von Heugel aß vergnügt und hochzufrieden an der Mittagstafel mit, die er in Borna bestellt hatte, und hatte auch seinen Degen wieder an seiner Seite. Die Gefangenen mußten entlassen werden. Über die Troßwagen durfte die Bornaer Bevölkerung herfallen.

Weiter.

Vor Leipzig griffen die Thielmannschen an. Die Totenkopfmänner schwärmten im hohen Korn aus.

„Herr Jesus!“ brüllte der Unteroffizier neben Karl auf. Ein sächsischer Reiter hatte ihm, der um Pardon flehte, die aufgehobenen Hände glatt abgehauen.

„Was winselst Du um Gnade!“ schrie Karl. Der Mann stürzte ohnmächtig ins Korn: Kameraden schleiften ihn gebückt weg. Seine linke Hand baumelte noch, aber zu retten war auch sie nicht. Die Sachsen krochen und ritten wieder

aus dem Feld heraus, ohne jede Lust zur Verfolgung. Die schwarzen Braunschweiger zogen in Leipzig ein und schafften ihre Verwundeten in Bürgerquartier.

Karl gedachte Faltes. Nun konnte er nicht mehr kommen wie der Igel im Wettlauf. Karl hatte keine Zeit weder sein Grab aufzusuchen noch beim Herrn Schneidermeister Heinrich nachzufragen. Der hohe Treue bewiesene hatte, denn für Obdach an einen verfehmten Mann hätte er leicht Kugeln schleifen können.

Zwanzigtausend Taler forderte Herzog Friedrich Wilhelm vom Rat der Stadt Leipzig und bekam sie auch. Wenn nur diese verzweifelt entschlossene Bande gleich am nächsten Tag abzog! Der Herzog hielt auf dem Marktplatz Reden an die Studenten, und die ganze österreichische Armee käme hinter ihnen her. Mit dem Waffenstillstand sei es nichts. „Deutschland hat gegen den Bonaparte zu kämpfen, zu kämpfen.“ Wollte Sachsen immer gegen Deutschland stehen?

Die Schärler zogen aus Leipzig heraus und Thielmann verfolgte sie bis genau zur sächsischen Grenze und auch keinen Schritt weiter. Er hatte Jerome kennengelernt und verachtete und haßte seitdem das französische Heer.

Alle Glocken riefen über Halle, als die Schar am späten Abend nahte. Hier wallte die Bevölkerung im offenen Jubel vor. Die Studenten drängten sich um den Herzog mit ihren Fackeln, als er noch in der Nacht zu ihnen sprach. Er, der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, ziehe nun durch Norddeutschland, um überall zum Volkskampf gegen den Bonaparte aufzurufen. „Deutsche Jugend! Nimmermehr werdet Ihr länger Franzosenknechte sein!“

Herr von Züsow auf Bünter kam anderntags hinter Halle zur Schar, um als genauest ortskundiger Führer voranzuziehen. Karl erzählte er, daß sowohl er wie Baron von Blotho im Frühjahr vergebens mit ihren Bauern auf die

verabredeten Zeichen und Boten gewartet hätten. Nicht der Hauch einer Kunde war zu ihnen gedrungen.

Züfow sagte: „Schill mußte sofort auf Kassel losgehen. Da waren nicht zweitausend und alle nur höchst unzuverlässig. So war auch die Abrede.“

Den Herzog unterrichtete er: „Euer Durchlaucht muß zur Weser. Halberstadt und Quedlinburg liegen im Weg. In Quedlinburg sind keine Truppen. Aber in Halberstadt liegt das fünfte westfälische Infanterieregiment. Es kann nicht im Rücken bleiben, sondern ist aufs schnellste zu erledigen. Höchstwahrscheinlich sind schon Truppen von Kassel her unterwegs, und, ich habe Nachricht, auf Napoleons eignen Befehl auch schon Holländer. Er hat jetzt durch den Waffenstillstand die Hände frei. Aber das Halberstädter Regiment wird, so schätze ich, gegen Sie nicht viel taugen.“

Die Halberstädter schönen Türme grüßen übers Land. Westlich dunkelt der Wall des Harzgebirges. Am Abend des neunundzwanzigsten Juli stand die Freischar auf dem Hügel über der Stadt und hörte in der stillen Luft deutlich das Trommeln zum gewöhnlichen Abendappell. Der Feind mußte noch ahnungslos sein. Aber das Tor schloß langsam seine Flügel, als sie zu ihm hinunterrückten.

Sturm.

An vier Toren, vor allem am Rühlinger, dem Harslebener, dem Johannistor wurde heiß und bitter gekämpft. Die hinter den Mauern brauchten nur die schwarzen Schärler, die draußen im Fackellicht ansprangen, geruhsam durch die Schießarten abzuftallen. Am Rühlingertor fällt die ganze Geschützbedienung. Leutnant Sperling, der herzuspringt, stemmt seinen Beinstampf, als ihm das andere Ende abgefegt wird, aufs Geschütz und feuert weiter, bis er umsinkt. Major Korfes sprengt das Tor mit seinem dritten Schuß auf. Nun Kampfgetobe in der Stadt, wütendes, enges Handgemenge.

Ohne Besinnen; da sind auch die Westfälischen wütend; nur grimme Lust gilt. Es wurde die unsinnigste Nacht. Das Johannistor war durch Brand aufgerissen worden. Die beiden Brüder Freiherrn von Girsewald galoppieren allein in die Stadt ein, durch die verlassnen Straßen; auch alle Fenster sind angstvoll dunkelstill. Da prallen sie zum Marktplatz vor, und hier will gerade der Oberst des westfälischen Regiments seine Mannschaft anreden. Alle wenden sich den Reitern zu. „Seho!“ kommen sie gesprengt, und Graf Wellingerode, der Oberst, französischer Oberst, reicht ihnen vor dem ganzen Regiment aufschluchzend seinen Degen. Aber da kamen nicht mehr? Doch vom Thor das Krachen, die brüllende Feuersbrunst, vor allen Seiten tobender Kampf, — Graf Wellingerode wollte nun eilends auf seinem Gaul fort. Einer der Girsewalds ihm nach; er zerschob ihm die Schulter. Nun war die Schar heran und das westfälische Regiment ließ sich im Nu entwaffnen.

Karl kam zu Christian gelaufen, um ihm lachend zu erzählen, man habe die Verwundeten ausgerechnet ins gefällige Haus der Stadt geschafft. Christian aber war mit Angriff auf das einzige Haus, das noch Widerstand leistete, die Wache am Breiten Thor, beschäftigt. „Wenn sich das weiter so in der Stadt vollbrüllt und vollsauft, so brechen die Kerls hier aus, und wir paar Männerchen sind im Nu hin.“

Karl ging ungesäumt zum Herzog, der auf dem Rathaus mit dem gefangenen Obersten Grafen von Wellingerode verhandelte. Nachlässig, die Hände in den Hosentaschen, lehnte der Mann gegen einen Tisch. „Schlagt dem Schwein den Hut vom Kopf!“ schrie einer. Da nahm er, sich heißrot aufrichtend, seinen stolzen Federspiz doch lieber selbst ab und behielt ihn in der Hand.

„Herr Graf von Wellingerode“, sagte der Herzog, „wenn Sie erlauben, heißen Sie schon lange so?“

„Einundeinhalbes Jahr.“

„Aha. Und was sind Sie?“

„Kommandant des fünften französischen Linienregiments.“

„Wenn Sie erlauben wollen, das sind Sie gewesen. Jetzt befehligen meine Schwarzen dieses Regiment. Und wie hießen Sie wohl, mein Herr Graf, ehe Sie sich Graf von Wellingerode nannten?“

„Menronnet.“

„Aha! So sind Sie vielleicht gar der Herr Schiffskapitän, mit dem der Jerome Bonaparte von Amerika nach Europa gefegelt ist?“

Der Oberst antwortete rot und verärgert: „Bin ich.“

„Ausgezeichnet“, meinte Friedrich Wilhelm. „So werden wir denn einen kundigen Seefahrer mit uns haben, wenn wir nun nach England hinübersegeln.“

Karl trat eilends zum Herzog: „Durchlaucht!“

Friedrich Wilhelm ließ alles sein und kam sofort mit ihm mit, winkte auch Major Korfes und den Obersten von Bernewitz an seine Seite. Sie gingen durch die Straßen, deren Fenster jetzt alle hell wurden. Die Türen taten sich auf, Männer und auch Frauen kamen, um zu sehen, zu hören. Man schaffte Trümmer des Straßenkampfes fort, schleppte tote Pferde auf die Seite. In allen Wirtshäusern tobte Lärm.

Vor der Wache am Breiten Tor hielten noch die schwarzen Totenkopfmänner schußbereit. Drüben lagen die Fenster anscheinend harmlos. Aber Christian kam, sich aus Dunkel lösend: „Vorsicht!“ Da knallte schon ein Schuß, Blitz war aus dem Fenster gefahren, eine Kugel sauste dicht am Herzog vorbei. Sie mußten in den Schatten weichen, leise sprechen. Ihm komme vor, sagte Christian, als nahen auf der Magdeburger Straße Truppen.

„Nicht möglich!“ Der Herzog stieg bestürzt auf die Zinne der Stadtmauer. Sie horchten in die Nacht hinaus. „Kein Gedanke“, sagte Friedrich Wilhelm.

„Es können aber welche kommen“, beharrte Christian.

Sie faßten den Entschluß, zum Sammeln blasen zu lassen. Die Mannschaften rückten, halb taumelig in Betrunktheit oder in Abspannung, von den Gewaltmärschen, vom Kampf, vom Siegesfeiern, doch sofort gutwillig aus den Häusern, aus den Straßen und sogar aus der Stadt heraus. Bewacht vor den Toren. Auch, um die Landstraßen zu beobachten.

Langsam hob sich trüber Tag. Am Breiten Tor widerstand die Wache auch noch am Morgen. Meyronnet-Wellingerode wurde herangeschafft, sollte den Befehl zur Übergabe erteilen, den die Besatzung haben wollte. Er weigerte sich. „Wenn Sie erlauben“, sagte der Herzog, „wir haben keine Zeit. Da sind unsere Kanonen. Geben Sie nicht binnen fünf Minuten den Befehl, so wird das Haus zusammengeschoffen. Das Blutvergießen kommt auf Ihr Haupt.“ Der Graf hob sein Taschentuch. Die Wache schrie herunter, sie täten es nur gegen schriftliche Bestätigung. Er mußte auch sie ausfertigen.

Nun kamen die Soldaten aus der Wache heraus. Mit ihrer Übergabe war das ganze westfälische Regiment vollständig erledigt.

Der Herzog ritt unter die gefangenen Soldaten. „Deutsche Männer! Ihr könnt unmöglich weiter Lust haben, Euch für Eure französischen Bedrücker auf Befehl ihrer französischen Offiziere totschießen zu lassen und Eure deutschen Brüder totzuschießen. Kommt als Kameraden und Waffengefährten in unsre Schar. Ihr könnt aber auch nach Hause und in Eure Heimat gehen. Ich bin für die meisten unter Euch der angestammte Landesvater, Euer Herzog. Wahrlich, ich schwöre Euch, ich kämpfe für mein heiliges Recht und will Euch ein gerechter Landesvater sein.“

Sie jubelten wie erlöst. Über dreihundert kamen zur Freischar. Die andern liefen nach Hause. Die gefangenen Offiziere wurden mitgeführt. Das Gepäck, soweit sich die Schar nicht ausstatten konnte, blieb der Stadtbevölkerung zum Nehmen. Nachmittags um zwei Uhr zogen die Schärler ab, unter Vorantritt der glänzenden, französisch=westfälischen Musikkapelle, am dreißigsten Juli.

Des Herzogs leidenschaftliches Herz brannte in Sehnsuchts=glut, seine Stadt Braunschweig wiederzusehen. Sie nahen sich der früheren herzoglichen Grenze. Der Herzog winkte vier Trompetern; sie sprengten schnell mit ihm. Da standen sie jenseits im Land und bliesen: Heil dir im Siegerkranz! Der Herzog ließ die ganze Truppe in sein Land hinübertreten, ritt unter sie.

„Kameraden!

Bis hierher half uns Gott der Herr!

Dem Vater in der Höh sei Ehr!

Ja, Kameraden, Gott und Eurer Bravheit verdanke ich die himmlische Freude, die vaterländische Erde wieder betreten zu dürfen. Der Himmel ist doch nirgends so schön blau wie da, wo wir ihn zum erstenmal erblickten. Ihr tapfern Soldaten! Ihr braven, treuen Menschen! Ihr verlaßt die väterliche Heimat, um einem durch Gewalt mißhandelten Fürsten sein ihm geraubtes, väterliches Erbteil doch wieder erobern zu helfen. Diese Liebe und Anhänglichkeit wird Euch demmaleinst belohnt werden. Jetzt nehmt den innigsten Dank, den je ein Mensch empfand. Auf dieses Schwert hat jeder von Euch Anspruch so wie auf dieses Haupt. Mein Herz ist Euer, und von diesem Augenblick an betrachte ich Euch alle wie meine Kinder.“

Aus der Stadt Braunschweig, aus den Dörfern schwoh dem Herzog die begeisterte Bevölkerung entgegen. Hochheilige,

deutsche Freude flammte auf mitten in der Bedrückezeit. Der Herzog ließ überall aussprengen, daß er Schnurstracks auf Kassel losziehe, um von dort aus sein Herzogtum wieder zu erobern. Zur Schonung für die Stadt Braunschweig schickte er die Schar um die Stadt herum, damit sie Beiwacht vor dem Petritor beziehe. Er selbst ritt mit wenigen, mit den eingebornen Kindern Braunschweigs aus seiner Schar, in die Stadt hinein, abends am einunddreißigsten Juli, zu dämmernd lichter Stunde. Er ritt durch die wühlende Menschenmenge. Ganz Braunschweig hatte sich aufgemacht. An den Ecken brannten Fackeln. Die Pferde konnten vor Menschenzulauf kaum treten. Herzog Friedrich Wilhelm ritt schweigend, immerwährend grüßend. Der Löwe von Erz reckte seinen Leib und der Herzog blickte zum herrlichen Wahrzeichen hin.

Karl an seiner Seite wußte wohl, daß er niemals gern in dieser Stadt Braunschweig gelebt hatte, und daß er nun mit aller Kraft und Geistes- und Seelenstärke für die große allgemeine, deutsche Sache kämpfte. Und daß ihm in seinem Herzen gleichgültig war, ob sogar sein Herzog wieder in dieses Land einzog, ja, daß er solchen Einzug eines Teilfürsten nimmermehr wünschte. Aber heute war dieser Ritt nichts wie Sinnbild deutschen Widerstandes dennoch gegen die verhaßte Überwältigung durch den Feind. Der Anblick des mächtigen, wunderbaren, anstemmenden Löwen erschütterte ihn zum Erzittern.

Herzog Friedrich Wilhelm wandte sich rasch zum Schloß, stieg ab, ging allein hinein. Er kam bald zurück. Drinnen war alles umgewühlt, niedergerissen, um alle Räume gänzlich umzugestalten. Er konnte keine Erinnerungszeichen gefunden haben.

Noch am Abend wurden an allen Straßenecken Verkündigungen angeschlagen, daß der Herzog von seiner Stadt

Besitz ergriffen habe. Er ließ sich aber nur das Nötigste und immer unterm Anschein von Gewalt reichen.

Niemals wurde die Nacht für das Lager ruhig, trotzdem die Männer nichts so dringend wie Ruhe brauchten. Die Bevölkerung von Braunschweig wogte fragend, Rat erteilend, Bewunderung und Angst ansagend, ohne Unterlaß zum Lager hin. Gegen Morgen wurde Karl und mit ihm Christian eilig zum Herzog berufen, zu einem Kriegsgericht. Diesmal doch nicht über einen eignen Mann. Ein schlotterndes Wesen stand da vor dem Tisch, hinter dem Herzog Friedrich Wilhelm den Vorsitz führte. Dieser Mensch war angezeigt worden, von seiner eignen Hauswirtin, die sogar ins Lager gekommen war und ihn dort aufgefunden hatte, und er habe die Absicht, den Herzog zu ermorden. Er wurde festgenommen; ihre klare Entschlossenheit ließ ihn nicht leugnen. Haussuchung wurde schnell in seiner Wohnung gehalten. Aufgefundene Briefe bewiesen seine Schuld. Reubell, Jeromes Günstling in Kassel, der Oberbefehlshaber dort, hatte allerdings ohne Scham die Forderung aufgestellt, der Mann solle Herzog Friedrich Wilhelm erledigen. Gegen hohe Belohnung, viel Geld jetzt und Sicherheit und Beförderung hinterher. Da hatte sich der Mann vor seiner Hauswirtin gebrüstet, wie viel Geld in seiner Tasche klimpre; er werde bald steinreich sein. Aber der Herzog müsse bald als eine kalte Leiche in Braunschweig liegen. Nicht im Dom, o nein, sondern in irgendeinem finstern Kellerloch.

Der Mann wurde vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt und mit dem Morgen in einer Ecke des Lagers ohne Aufsehen erschossen.

Aber in dem Reubellschen Brief stand auch, daß der General Reubell mit fünftausend Mann und zehn Kanonen schon ganz nahe herangerückt sei, und von Süden eile General Gratien her, an der Spitze von zehntausend, und diese beiden

würden noch heute oder morgen ihre Vereinigung bewerkstelligt haben.

Dann mußte die Schar verloren sein.

Weiter!

Mit dem Morgengrauen brach die Schar auf. Da aber lag wirklich General Reubell mitten in ihrem Weg und hatte sich im Dorf Olper fest verschanzt, und seine zehn Kanonen glockten von der Schanze herunter.

Der Herzog richtete sich hoch im Sattel auf, um das Lied anzustimmen, und die ganze Truppe sang mit:

„Dir traue ich, Gott, und wankte nicht,
wenn gleich von meiner Hoffnung Licht
der letzte Funke schwindet.

Mein Helfer und mein Gott bist du,
durch den mein Herz doch endlich Ruh
und Freude wiederfindet.

Von jeher hast du mich geführt
und meines Wandels Lauf regiert,
mit segensvoller Vaterhand,
so manche Not hinweggewandt.

Unendlicher!

Ich traue auf dich, du leitest mich,
ich kämpf' und siege, Gott, durch dich!

Die schwarze Schar stürmte sofort. Aber sie konnte den Feind nicht aus Olper heraustreiben. Das Gefecht zog sich den ganzen Tag hin. Gegen Abend hofften die Totenkopfmänner dennoch durchzubrechen. Da sank ihnen ihr tapftrer Artilleriehauptmann von Rabel.

Erschrocken wichen sie zurück. Sie konnten noch gerade den teuren Leichnam zu sich herüberreißen.

Ins Lager zurück! Der Feind getraute sich nicht von seiner Schanze herunter.

Die Nacht wurde sehr bitter.

Im Lager flüsternten die wildesten Gerüchte. Alles war verloren. Alles war verraten. Namen schwirrten. Major Korfes, ja, er, der Sieger vom Knodenkopf über Berned, er, gerade er, sollte die schwarzen Totenkopfmänner für schnödes Geld an den Feind verraten und verkauft haben!

In dieser Nacht der schwarzen Drohung schlief niemand. Da lag die Schanze mit den fünftausend und den zehn Kanonen als Riegel im Weg und von Süden kam Gratien mit zehntausend und würde morgen früh auch hier sein. Die Braunschweiger Bürger zogen als eine Heerschar von Ameisen aus der Stadt hin und her, ins Lager und zurück, und immer noch kamen neue. Alle sagten und rieten, nur noch verstoßne Flucht der einzelnen Schwarz männer könne retten. Und dieses ganze Unternehmen, Flucht mit den Waffen in der Hand, Kriegsflucht mit Gewalt jetzt nach dem Waffenstillstand mitten durchs norddeutsche Land, das der Feind hielt, sei überhaupt immer nur blanker Wahnsinn gewesen. Aber der Napoleon spaße nicht! Und wer von den Totenkopfmännern gefangen werde, der werde sofort totgeschossen.

Menronnet-Bellingerode saß emsig unterschreibend in seinem Zelt. Er teilte Pässe aus, an alle, die sie haben wollten, und vor seinem Zelt standen die Wünschenden Schlange, und sein Zelt wurde von ihrem Gedränge fast eingerissen.

Mitten durchs wache und angstvolle Getümmel dieser Nulnacht wand sich der arme kleine Zug mit dem Sarge Rabiels, der nach dem Kloster Santae Crucis nahe bei wollte, und der Abt dort hatte würdige Bestattung zugesagt.

Karl kam zu Christian. So sei es nun im Werke: Alle Kompagnieführer würden zum Herzog gehen, um ihm vorzustellen: Er müsse sich sofort allein und insgeheim retten. In Verkleidung könne er sich noch fortschleichen. Ein falscher Paß liege schon bereit. Und er habe schon Übung im Reisen

als Verkleideter, denn immer wieder habe er so sein Land vor diesem Feldzug durchstreift.

„Was wird aus uns?“ sagte Karl.

Christian wußte die Lesart. „O, uns wird Oberst Bernewitz die aller schönste Kapitulation unterschreiben. Da ist schon alles klipp und klar, Wellingerode weiß alles. Nur den Herzog müssen wir noch los sein.“

„Ochsen!“ sagte Karl wütend. „Jeder einzelne von uns wird wie die Schillschen erschossen, als gefangen mit den Waffen in der Hand unterm Waffenstillstand. Jerome hat, selbst wenn er gnädig sein wollte, gar nichts zu sagen. Napoleon kann gar keine Nachsicht in solchem Fall üben. Was würde sonst aus ihm?“

Nun sollten sich alle Offiziere geschlossen beim Herzog einfinden, um ihm die Meinung über Rettung noch durch seine Flucht vorzutragen.

Karl und Christian gingen.

„Ob es Dir dereinst, wenn Du ein großer General bist, sehr schaden wird, daß Du bei unserer Räuberbande mitgelaufen bist?“ fragte Karl.

„Bei welcher Armee soll ich denn ein großer General werden?“

„Engländer, Perser, Spanier, Tataren, Chinesen, Russen, das alles wird immer noch große Generale brauchen. Verlaß Dich darauf, noch für einige Jahrzehnte.“

„Wenn wir nur noch Patronen hätten!“ sagte Christian.

„Da könnten wir vielleicht doch noch durch die Keubellschen hindurch. Aber wir sind völlig leer.“

„Die Mannschaften wissen?“

„Wie sollten sie nicht, wenn sie nichts mehr bekommen.“

„Ich bin neugierig, wie es mit uns morgen um diese Zeit steht“, sagte Karl. „Aber unser Untergang ist dieses wimmelnd schwächende Gewürm, dieses Braunschweiger Bürgerpad. Was

ich da gern dazwischen pfefferte! Dafür wendete ich mit Wonne unsern allerletzten Kanonenschuß auf.“

Die Offiziere drängten sich ums kleine Haus, in dem der Herzog wohnte. Karl saß auf einem Bänkehen unter einem Hollunderbaum. Er empfand, daß nicht Verzweiflung um der Freischar Los sein Herz in pressender Klammer hielt. Es ging ihm um die Trennung von dem Freunde, daß er ihn nicht aufgeben konnte.

Graubleich zog Tagesdämmerung auf.

„Widerliche Schmach, Deutscher zu sein“, sagte Karl zu dem Freunde. „Immer trostlos. Welchem andern Volk mutet man immer Einbruch zu und Zerreißung aller seiner Bande als selbstverständlich?“

Christian fragte, an einem Grashalm kauend: „Möchtest Du lieber ein Frazer sein?“

„Ich bin deutsch“, sagte Karl, „wie würde ich es los. Auch wenn ich tausendmal mit Ingrim ein Deutscher bin. Aber was hat nur der Herzog stundenlang mit Korfes und Schrader zu verhandeln, und unterdessen stiehlt dieser Hund Meyronnet allen Mut hinweg. Der allein hat das Gift über Korfes gespritzt. Und uns drehen nun der Reubell und der Gratien den Strick recht gemütlich um den Hals zu.“

Er schüttelte den Kopf. „Niemand kann mehr als ich selber überzeugt sein, wie zweifelhaft es mit aller persönlichen Gemütsmacht und Herzensherrlichkeit ist“, sagte er. „Dabei, im Vergleich, gehört unsereins immer noch zu den Besseren. Und was man an Anstand und ein paar guten Eigenschaften in der Seele hat, kann man nur in ganz seltenen Fällen an den Mann bringen, in dieser scheußlichen Welt.“

Christian entgegnete ruhig: „Wir Deutschen sind hoch gekommen und abgewürgt worden, und so wird es unsern armen, kleinen Enkelkindern auch ergehen. Als Volk ist unser Schicksal zu schwer.“

„Zu sterben, das ist nicht schlimm“, erwiderte Karl. „Aber dieses deutsche Elend, immer die Gemeinheit dieses Zwiespalts, das frisst allen Mut auf.“

Der Husarenmajor von Herzfeld erschien in der Tür, um die Offiziere zum Herzog zu rufen. Christian sagte laut beim Eintreten ins Zimmer zu ihm: „Seiner Durchlaucht muß aber vor allem und zuerst mitgeteilt werden, daß nicht alle Offiziere der Meinung sind, die hier vorgetragen werden soll, und daß eine ganze Anzahl seiner eignen Entschliebung nicht vorgreifen wollen.“

Herzog Friedrich Wilhelm saß mit Major Korfes und Hauptmann Schrader hinter einem Tisch mit Landkarten und Papieren. Major Korfes blickte den eintretenden Herren ganz gelassen entgegen, sicherlich völlig ahnungslos aller schmachvollen Gerüchte um ihn. Die Offiziere blieben an der Tür. Hauptmann Hellmann sagte vortretend die Meinung an. Daß sich, wenn nun schon alles verloren sei, wenigstens seine Durchlaucht der Herr Herzog für sich retten müsse.

Friedrich Wilhelm erhob sich. „Wenn Sie erlauben, ich trenne mich von meiner Truppe nicht.“

Er wurde erregt, seine Stimme schrillte spitz. „Aber jeder der Herren kann gehen, wenn ihn nun sein Gewissen treibt. Mit den Herren, mit meinen Offizieren, die bei mir bleiben, will ich es noch auf ein Gefecht ankommen lassen. Major Herzberg ist mit abgelösten Truppen aus Wolfenbüttel heran und wird sich an die Spitze setzen und beim Reubell durchzubrechen versuchen.“

„Es ist nur wegen der Munition“, zögerte Hellmann verlegen. „Daß keine mehr da ist, bei uns, meinen wir.“

„Aber die Westfalen taugen ja nichts“, rief Friedrich Wilhelm zitternd lebhaft. „Ich erhalte Meldung, daß sogar Olper vom Feind aufgegeben sein soll.“

Die Männer standen, die Stirnen gesenkt.

„Sie können mich im äußersten Falle gefangennehmen und erschießen, standrechtlich“, sagte Friedrich Wilhelm. „Mir soll es recht sein. Ich werde beim Bonaparte nicht mit einer Wimper zucken, winselnd um Gnade. Er mag einen deutschen Reichsfürsten nur abschießen. Mein Beispiel wird das Kreuz aufrichten, zum Wahrzeichen.“

Er wandte sich zur Gruppe um Karl und Christian. „Ich höre, Sie kommen für die, die es noch versuchen wollen. Ich gehe jetzt selbst nach Olper, um nachzusehen.“

Er ging, die andern nicht mehr beachtend, aus dem Raum. Schrader redete die andern an: „So verfügen sich die Herren schon. Sie haben sich ja wohl alle durch den Obersten Meyronnet-Wellingerode Pässe gegenzeichnen lassen?“

Die Männer gingen achselzuckend.

Major Herzberg kam aus Olper zurückgeritten, ganz allein. Er habe das Dorf von seiner Schwadron besetzen lassen; es sei völlig geräumt. Sogar ihre Schwerverwundeten hätten diese Kerls im Stich gelassen. Ihr Artillerieoberst liege todfrank in einem Bauernhaus.

Friedrich Wilhelm bestieg selbst den Kirchturm von Olper und sah die Westfalen im weiten Bogen um Braunschweig herumziehen.

„Ob er dem Gratien zu einer freundlichen Aufnahme entgegenzieht?“ wunderte sich Christian, der mit auf dem Turm war.

Unbegreiflich.

Der Herzog besuchte den verwundeten feindlichen Artillerieobersten, einen Franzosen. Er redete Friedrich Wilhelm an, als verehere er in ihm den Anführer eines ganzen großen Heeres. Reubell hatte an eine gewaltige feindliche Heeresmacht geglaubt. Er hatte ausgesagt, er habe sie anrücken sehen, mit eignen Augen. Da müsse er seine Truppen für zu schwach halten, um sie hier nutzlos aufopfern zu dürfen.

„Der kann doch wirklich höchstens den Gratien für Feind gehalten haben“, meinte Christian. „Aber wo in aller Welt will er ihn denn nur gesehen haben? Der kann doch inzwischen nicht von Luft aufgesogen worden sein?“

Die Mannschaft zog schnell durch Olper hindurch und traute immer dem Wunder nicht. Jrgendwo mußten die Keubellschen im Hinterhalt liegen. Sie durften ganz ungestört ziehen.

Sie marschierten in großer Eile. Die Stadt Burgdorf sollte ihnen zu Mittag Quartier geben. Da lag sie in ihrem Weg als ein rauchender Trümmerhaufen, und kein Feind hatte sie angesteckt, sondern sie war unterm Jahrmarkt ganz abgebrannt. Nun konnten die Schwarzen Männer nicht einmal ihre Brücken benutzen, sondern mußten im Bogen um den schlimmen Haufen Unglück herumziehen.

Meldung: Das ganze Keubellsche Gepäd stand eine halbe Stunde vom Wege ab ohne jede Bewachung verlassen auf der Landstraße. Aber keine Zeit, es auch nur anzusehen! Weiter!

Aus Braunschweig kamen Leutnant Heufeler und seine Torwache nach. Westfalen und Holländer, wirklich vereinigt, mit zusammen fünfzehntausend Mann und vielen Kanonen, waren in die Stadt durchs eine Tor einmarschiert, während die letzte Wache der Totenkopfmänner durchs andere davonritt. Aber danach sollte die Stadt an die Soldaten zur Plünderung preisgegeben werden.

„Ich habe nur das Allernötigste gefordert! Ich habe alles nur unter Gewalt gefordert!“ sagte Herzog Friedrich Wilhelm in Empörung.

Aber der General Keubell habe, so wußte Heufeler, die ganze Stadt Braunschweig in hellem Aufruhr immer nur ins Lager hinüberziehen sehen!

Da mußte Christian gewaltig lachen. „Das sind Deine Wanzen und Flöhe gewesen, über die Du immer so fürchtbar

schimpfdest“, sagte er zu Karl. „Und nun sollen wir ihnen unsere Rettung zu verdanken haben!“

Sie sahen immer im Bangen nach dem Himmel über Braunschweig, ob dort Feuersbrunst aufkam. Aber er leuchtete ruhig klar. Erst viel später erfuhren sie, daß sich der mutige Oberpräfekt des Departements Henneberg, zu dem Braunschweig gehörte, ein Deutscher, mit ungeheurem Grimm dem schrecklichen Plan entgegengesetzt hatte. Aber die beiden Generale Gratien und Reubell hatten durchaus plündern lassen wollen.

In der Stadt Hannover hielt der Herzog am dritten August mit seinen Offizieren offene Tafel auf dem Rathaus, umdrängt von der Bürgerschaft. „Da sitzen wir und tafeln, und es ist gut so“, flüsterte Karl Christian zu. „Aber fünfzig entschlossene Leute nehmen uns hier alle gefangen.“

Doch die Totenkopfmänner erzählten Schrecknis von ihren Absichten auf Kassel. Das gesamte westfälische Heer sei bei Halberstadt und danach bei Opper vollständig vernichtet und auseinander gesprengt worden. Es gebe überhaupt kein westfälisches Heer mehr.

Die wenigen westfälischen Truppen in Hannover waren allerdings schon vor dem Einrücken der Schärler davongerannt. Die Braunschweiger holten ihre zurückgelassenen Kanonen aus dem Arsenal.

Eilig, eilig weiter, immer der Weser zu. Sie wußten am besten, daß Reubell und Gratien nicht zerschlagen, sondern vielmehr ihnen dicht auf den Fersen waren. Sie luden ihr Fußvolk endlich in Bauernwagen ein. Die Bauern mußten fahren.

Am vierten August zu Mittag wurde endlich die Weser bei Nienburg erreicht.

Karl erkundigte sich in dieser Stadt, ob das Fürstengeschlecht von dorthier stammte. Aber niemand wußte mehr etwas von ihm.

Herzog Friedrich Wilhelm sandte, um Reubell von der richtigen Spur abzulenken, Rittmeister von Hirschfeld und die Hauptleute Christian Mende und Korfes nach Bremen hinüber, mit einigen sechzig Mann Reitern und etwas Fußvolk.

Er wußte nicht, daß General Gratien von der Verfolgung abberufen worden war. Engländer waren auf der Insel Walcheren in Holland mit starker Macht gelandet.

Reubell ließ sich wirklich nach Bremen locken.

Herzog Friedrich Wilhelm wollte hier in Nienburg nicht für eine Stunde ruhen. Er saß im Gasthaus zur Stadt Kopenhagen. Meldung: Im Weserhaff bei Elsflcth lagen genug tiefe Rähne, um ihn und seine Mannschaft zu bergen.

Elsflcth wurde am sechsten August erreicht.

Da lagen die großen Rähne dick und ruhig. Sie konnten die ganze Schar einnehmen. Sie würden sicher bis Helgoland schwimmen, wo englische Kriegsschiffe zur Aufnahme warteten. Aber die Schiffer, die Besitzer der Rähne, wollten nicht. Sie weigerten sich gröblich und sehr entschieden. Die Schiffe stünden voller Ladung vor der Abfahrt. Tage würden allein mit dem Umladen vergehen. Keine Matrosen seien bei der Hand.

„Ich werde hier im Angesicht der Rettung an Euch abgefeymten Schuften zugrunde gehen!“ schrie der Herzog in fassungsloser Wuth. „Meine Schwarzen schmeißen Euer Lumpenzeug ins Wasser! Ich lasse Euch standrechtlich erschließen! Glaubt Ihr, daß ich nicht mit solch einem Erbarmenspaß fertig werde? Lieber schieße ich Eure Mistkähne in den Grund!“ Mitten im großen Streit kam ein oldenburgischer Regierungsvertreter, der Kammerrat von Hansen, eilig vorgefahren, in heller Angst. Diese Gäste mußten um jeden Preis sofort aus dem Land. Militär hatte das Herzogtum Oldenburg nicht gegen sie aufzubieten; auch seine Mannschaft war in den spanischen Krieg fort. Der Herzog sagte: „Ich bezahle

alles in bar.“ Kammerrat Hansen verhandelte; die Schiffer mußten sich brummend fügen. Ihre Leute sollten mitfahren und die leeren Rähne zurückbringen. Rastlos wurde nun ausgeladen.

Der Kammerrat kam zum Herzog. „Euer Durchlaucht können an Bord. Das erste Schiff ist fertig zur Abfahrt.“

Er kannte den Herzog nicht. Friedrich Wilhelm trat ent-rüstet zurück. „Wenn Sie erlauben, wofür halten Sie mich? Ich gehe als letzter.“

Pferde mußten verschleudert werden, kostbare Tiere. Niemand wollte sie. Sie würden doch nur wieder von den Franzosen weggenommen werden. Major Reichmeister bekam für seine vier wertvollen Kutschpferde zehn Pfund Tabak. Leutnant Graf Wedell führte seinen großen mecklenburgischen Hengst, den treuesten Kameraden, zur Weser hinab, wo er ihn noch einmal leidenschaftlich umhalste und küßte. Er hob seine Pistole und erschöß ihn. Mit zwei Husaren warf er das tote Roß in den Strom.

Hier am Weserstrom bei Elsleth trennte sich Karl von der schwarzen Schar. Er wollte nicht weiter mitziehen; er wollte nicht nach England mit. Er wollte nicht mehr schwarzer Freischärler sein. Er dachte, ob er vielleicht wieder versuchen könne, in Preußen in sein Amt oder in ein andres einzuschlüpfen. Es kam ihm unglaublich und wunderbar vor, daß seine Laufbahn durch einen so zufälligen Entschluß wie damals vor Homberg und Knallhütte verscherzt sein sollte. Vor allem aber wollte er auf Christian warten, der vom Zuge auf Bremen noch nicht wieder da war. Er fühlte sich zum Freischarleutnant, wenn es nun außerhalb Deutschlands galt, auch zu alt. Aber er wollte sich Christians Entscheidung fügen.

Major von Reichmeister, den er um Mitteilung seines Entschlusses an den Herzog ersuchte, meinte: „Von Ihnen wird es den Herzog besonders kränken.“

Friedrich Wilhelm schickte nach Karl. „Wenn Sie erlauben, von Ihnen erwartete ich mir's nicht, daß Sie nun noch ein zweites Mal wieder zu den Preußen gehen wollen.“

Karl schwieg. Alles in ihm war trostlos. Er war auch todmüde.

Der Herzog wartete ungeduldig. „Nun, wenn Sie erlauben wollen, mein lieber Herr?“

Karl erwiderte stoßend, daß er dennoch untertänig um seinen Abschied gebeten haben wolle. Er fügte hinzu: „Euer Durchlaucht hochseliger Herr Vater haben doch auch für Preußen gekämpft.“

Der Herzog antwortete zornig: „Abschied! Abschied! Sollen Ihren Abschied haben!“ Er besann sich, kam zu Karl, streckte ihm die Hand hin. „Auf Wiedersehen, Kriegskamerad. Wer weiß, wie bald schon auf Wiedersehen.“

Die Schar wurde auf zwölf Schiffe verladen. Meyronnet-Bellingerode mußte mit. Die anderen gefangenen Offiziere konnten ihrer Wege gehen. Die Kanonen aus Hannover wurden mit eingeschifft. Die englischen Schiffe vor Helgoland hatten Bereitschaft angesagt, die Schärler an Bord zu nehmen.

Am frühen Morgen des siebenten August zogen die Rähne mit den Totenkopfmännern ihre Anker auf. Die Musik spielte hell und mutig.

Herzog Friedrich Wilhelm bestieg wirklich als letzter eine kleine Segeljolle, die ihn den Schiffen rasch nachbringen würde.

Raum im Rahn angelangt und zum Niedersitzen gekommen, versank er in tiefsten Schlaf.

Fliehen im deutschen Land

Karl saß am Ufer. Die Rähne mit den Kameraden glitten langsam den Strom abwärts. Sie waren gerettet; das schwere Wunderwerk war geglückt. Warum glückte kein andres deutsches Wunschwerk? Er hörte verweht noch Flocken der Melodien, der Lieder und Märsche.

Aber er war nun kein Totenkopfmann, kein schwarzer Freischärler mehr.

Er saß lange, bis in den hohen Tag hinein, wandte sich endlich und wanderte fort. Die Weser aufwärts, dem bremschen Gebiet zu.

Er hatte hinreichend Geld in der Tasche. Er hatte schon bürgerliche Kleidung angezogen. Er hatte auch einen, von der oldenburgischen Regierung gegengezeichneten, falschen Paß.

Zum Abend wartete er in einem kleinen Wirtshaus am Strom, ob Christian von Bremen her komme. Er mußte hier vorbeiziehen. In tiefer Nacht wurde er geweckt: Die Braunschweiger seien da und wollten nun mit dem Junker Heinrich, dem festesten Rahn hier im Strom, in die Nordsee fort. Karl sprang auf, wußte doch sogleich: Christian? Er kam nicht selbst, um ihn aus dem Schlaf zu grüßen? Wußte er nicht um sein Warten hier? Er stürzte zum Fluß hinab. Nein, Christian war nicht da. Nur Herzberg und Korfes leiteten die Verladung in den Rahn. Sie sagten, Reubell sei ihnen immer dicht am Halse gewesen. Mit knapper Not waren sie ihm immer noch gerade entkommen; endlich hatte er ihre Spur verloren. Sie hatten, um ihn abzulenken, durch die hochgeschwollne Flut des Flusses Dachtum gemußt, auf einer Furt. Sie mußten in dunkler Nacht hindurchheilen,

so schnell sie konnten. Christian mit vier Mann wollte sie decken. Die fünf Männer kamen niemals auf dem andern Ufer an. Niemand hatte Schreie oder Schüsse gehört.

Aber hohler Wind pfiff, der Fluß rauschte. Die Kameraden konnten am andern Ufer doch nicht warten.

So erzählten sie und konnten nichts anderes tun, als Karl ihre Aufforderung, mit ihnen zu kommen, kopfschüttelnd ablehnte, denn ihren Kahn besteigen und von dannen, den andern nachfahren.

Er träumte am Ufer hin, ging noch in der Nacht weiter, immer stromauf. Er durfte sich nicht durch Nachfragen oder auch nur durch Verbleib in dieser Gegend verdächtig machen. Wurde er aufgegriffen, so wurde er erschossen oder kam im besten Fall in ein französisches Zuchthaus oder auf eine französische Galeere. Von Preußen mußte er erst wieder Nachricht haben, ob er zurückgenommen werden könne. Er wollte zuvörderst zu den Eltern gehen.

Er wanderte und geriet in einen Gemütszustand schwebender Gleichgültigkeit.

Was blieb für Deutschland? Es hatte sich noch einmal gebäumt. Es hatte sogar dicht vor kraftvollem Widerstand gestanden. Es hatte möglich geschienen, Napoleon zu besiegen. Dennoch war alles nichts.

Vier Monate hatte dieser Kampf gedauert. Nur vier Monate. Es war, als ob vier Jahrzehnte zwischen heut und dem Anfang lagen. Ein andres Zeitalter.

Alles ist aus, und Deutschland wird nie wieder in Ehren stehen. So will es Weltenordnung.

Karl kam auf seiner Wandrung durchaus nicht von den Flüssen der Weser weg und sah immer ins Gewoge, ob es nicht Christians Leichnam getragen bringe? Er konnte nicht mit diesen Gewässern kommen. Aber Karl war von der Vorstellung wie behext.

Er wurde in den Nachtquartieren oft nachdenklich betrachtet, aber niemals befragt oder gar angehalten. Die Taten der schwarzen Schar erregten ungeheures Aufsehen. Karl hörte die Lieder singen und erfuhr, daß die braunschweigischen kühnen Totenkopfritter den Reubell und den Gratien und alle Halberstädter Grenadiere geschlagen, vernichtet und vollständig auseinander gesprengt hatten. Mit ungeheurer Beute an Kanonen, Kriegskassen und Tausenden von Gefangenen seien sie nun zur See, um binnen einem Jahr zur Befreiung Deutschlands wiederzukehren, und die dänischen Strandbatterien, die ihnen unter französischem Befehl nachfeuern mußten, hätten ihnen nicht das geringste Leid antun können. Gesund und unverletzt sei jeder Mann in Helgoland angekommen.

Karl lag im Dorfgasthaus zu Bett. In der Gaststube unten, so hatte ihm gestern abend gedeutet, hatte man ihn umlauert. Jetzt wollte er mit der Frühe fort, trotzdem ihm auch alles immer gleichgültiger wurde. Er war müde; er wollte ruhen. Fand man ihn, wollte man ihn verhaften, nun, so erschöß er sich.

Ein Geistchen klopfte fein und freundlich an seine Tür. Karl rief überrascht herein; eine kleine, schöne, heitre, junge Dame in einem weißen Kleid mit bunten Bändern erschien. Lange Locken wallten um ihre Schultern; sie trug einen großen Hut mit einem Blumenkranz am Band wie eine Schärpe über ihrem Arm. Karl war verworren der Meinung, so sei Traum. Und dann schadete es nichts, daß dort an der Erde seine schmutzigen Lumpen abgeworfen lagen, und er war auch schmutzig, unrafiert, verwildert, wie er da in seinem Bett lag. Er lächelte das junge Damenwesen an und sie ihn. Sie kam ganz unbefangen an sein Bett, reichte ihm die Hand und zwitscherte durchaus menschlich: „Meine Tante, die hier im Schloß wohnt, läßt Sie bitten, zu uns zu ziehen. Sie sind

hier weder sicher noch auch nur einigermaßen gut untergebracht. Sie kommen aber lieber erst nach Dunkelwerden zu uns und bleiben bis dahin hier in der Stube.“

„Wofür halten Sie mich denn?“ fragte Karl, ohne sich zu rühren.

„Nun!“ Sie lachte verschmigt. „Kommen Sie?“

„Ich muß es mir überlegen.“

„Kommen Sie nur“, sagte sie ermutigend. Sie sagte ihm noch Einzelheiten. Da und dort würde sie ihn erwarten. Er müsse sich aber jedes Zeichen, das sie ihm ansage, genau merken. Sie ging wieder.

In seinen vertragen Lumpen, wie sie waren, kam er wirklich zur bestimmten Stunde ins Holz, das ihm bezeichnet worden war. Er mußte einen kurzen Augenblick warten; da erschien das Mädchen schon zwischen den Stämmen. Sie führte ihn durch den Park über eine weite, hochaufgebaute Terrasse in ein stolzes Schloß. Ohne Umschweife sagte sie, daß sie sich Christabell nenne, und daß sie und ihre Tante von seinen Kriegsabenteuern hören wollten.

Im Gartensaal des Schlosses erhob sich eine junge, schlanke Frau vom Platz vor ihrem Schreibschranke. Karl stand in staunender Ehrfurcht vor ihr. Sie trug ihr feines Haupt von hellen kurzen Locken umringelt und hatte ein schloßloses schwarzes Täschchen zu einem faltigen Rock aus weißem weichen Zeug angelegt. Merkwürdigerweise wurde er durch sie an alle Frauen, die er jemals gern gehabt hatte, erinnert, an Georgette, an Lisma, sogar an Rätchen Jähniße, und an seine Mutter auch. Die Dame begrüßte ihn: „Sie sollen sich bei uns ausruhen und erholen.“

Er fragte flehend: „Wer sind Sie?“

Sie antwortete: „Ich heiße Luise von Bergfelden.“

Der Name sagte ihm nichts. Von dem alten Diener, der bei Tisch aufwartete, wurde sie Baronin betitelt. Einen Burgherrn schien es nicht zu geben.

Karl kam unterm Speisen wirklich ins Erzählen und redete sich in Herzensglut. Er kam nicht von der Ansage über Christian los. Er sagte. „Er ist tot; sein Andenken verlischt spurlos. Nichts ward aus seinem Schicksal. Aber Deutschland soll um ihn trauern, denn er war einer seiner großen Männer im Ungewußten. Ich habe nie andres denn ruhiges, zweckmäßiges Handeln und Tun und Lassen, immer nur Wagen und Berzichten in Heiterkeit und Kraft an ihm erlebt, und jede Lage fand ihn fähig und bereit, ihr zu antworten, ja, sie zu meistern. Er war wie unser Volk in seinem edelsten Kern ist. Berzählen Sie meinem Schmerz. Sie haben meinen Freund nicht gekannt; aber er ist Ihnen doch auch gestorben, und er hätte auch für Sie große, deutsche Tat ausgeübt. Sie wähen doch nicht, damit einer große, führende Tat vollbringen kann, muß er aus einem adligen, womöglich hochadligem Hause sein?“

Die junge Christabell lachte laut auf, und die Baronin antwortete freundlich: „Wir denken es ganz gewiß nicht.“

Karl sprach von Halberstadt und von Olper. „Nun singen sie unsere Heldentaten auf der Straße, landab und landauf. Aber in Wirklichkeit deckte uns in Olper schwarze Nacht der Verzweiflung. Verrat, Feigheit, Verderben lauerten an jeder Ecke. Wir sind nur durch das reine Gotteswunder gerettet worden. Wir waren nichts mehr denn nur eine todmüde, zermürbte Schar, ein kleines Häuflein, Abfall vom großen Kriegstheater, und wir haben in dieser Nacht sehr Schlimmes durchgemacht und durchgekämpft.“

Das Fräulein Christabell meinte, sich über ihre auf den Tisch gelegten Arme vorbeugend: „Ich kann auch von Heldentaten ansagen, wenn auch nur von solchen, bei denen ich nicht dabei gewesen bin. Aber ich war ihnen wenigstens nahe und

erfuhr immerdar von ihnen. Ich war in diesen wunderbaren und heldentümlichen Monaten April, Mai und Juni in München zu Besuch bei Verwandten, und weil sie zum Hof gehörten, so standen sie den Nachrichten und der Führung der Ereignisse ganz nahe. Da habe ich alles zuverlässig über den Tiroler Freiheitskampf erfahren, so daß ich ihn gleichsam aus der Ferne miterlebt habe, und die heißesten und sichersten Nachrichten kamen sofort zu uns. Und wenn die Herzen der armen Bayern, die sich mit dem Napoleon verbünden mußten und nun das herrliche Land Tirol geraubt hatten und nun bekriegen sollten, — wenn sie auch geteilt sein mußten, ich konnte mich in meiner Liebe ganz hingeben. Nun sitzen Sie an unserm Tisch und sind der Held aus Norddeutschland, und das Band schlingt sich zwischen Ihnen und meinen geliebten Tirolern. Von Ihnen in Norddeutschland und in den Tiroler Bergen ist aber so gekämpft und ausgehalten worden wie nur jemals in der antiken Geschichte oder was es jemals an einer ganz großen Heldenzeit gab. Wir haben gar keinen Grund, die Spartaner unter Leonidas zu bewundern, ich meine so, daß wir uns selbst nur als Nichts empfinden, und was wir, unsere Helden geleistet haben, ist mehr und uns nur immer ganz selbstverständlich. Ich wünschte aber, daß ein großer Dichter von diesen deutschen Heldentaten künden möge, aber unsere Dichter werden wohl weiter immer nur die Griechen bewundern und die alten Römer, und wir werden weiter gar nichts sein. Großartiger und unbeugsamer war nie ein Heldenauflauf wie der in Tirol, und dabei blieb alles noch so menschlich und so voller Maß und Güte, und kaum eine rohe Gewalttat ist vorgekommen. Ich weiß nicht, ob Sie unter Ihren Kämpfen in Sachsen gehört haben, daß Innsbruck zweimal glänzend eingenommen und lange Wochen hindurch behauptet worden ist, und daß die Tiroler Landleute, nur arme und ungeübte Bauern, die Bayern

und die Franzosen und die andern Rheinbundtruppen vom Iselberg herab vernichtend geschlagen haben. Welche Siege! Unter den Tirolern ist ein wunderbarer Held, der Andreas Hofer heißt, aufgestanden, dessen Beispiel für alle Zeiten leuchtet, und mit diesem großartigen Volksmann in seiner Frömmigkeit und Demut hat Gott gekämpft. Er hat sich auch, ebenso wie Ihr Herzog, noch nicht ergeben, und seine Berge sind nicht zu überwältigen. Aber Osterreich wird die Tiroler preisgeben und sie als Opfer für diesen neuen Frieden darbringen.“

Karl fragte die Baronin: „Erkennt mich jeder auf den ersten Blick als den schwarzen Freischärler? Ich habe doch nur knapp dreiundeinhalb Monate unter Waffen gestanden und war vordem nie Soldat.“

Die Dame riet ihm, lieber eine andere Bekleidung zu wählen, nicht die eines kleinen Handwerksgefallen. „Dazu paßt nichts an Ihnen, nicht Ihre Haltung, nicht Ihre Hände, auch nicht Ihr Benehmen und vor allem nicht Ihre Sprache. Auch nicht Ihr eignes Bewußtsein. Sie müssen als ein Angehöriger Ihrer eignen Schicht reisen.“

„Von uns können Sie alle Kleidung bekommen, die Sie brauchen“, sagte Christabell. „Aber Sie sollen nun recht lange bei uns bleiben. Bei uns stört Sie niemand auf.“

Die Gastwirtsfrau, ein früheres Mädchen vom Schloß, hatte Karls Anwanderung und wer er wahrscheinlich sei, unverweilt bei den Frauen gemeldet.

Karl wurde für die Nacht in ein schönes Zimmer geführt, das sich auf die hohe Terrasse aufstat. Blumen dufteten vom Garten herein. Als er die Fenster aufstieß und sich hinausbeugte, lag milde, üppige Gegend, sanft gehegte Landschaft mit viel Busch und Wald unter Mondscheindunst weit ums Schloß.

Er entkam, durchs Fenster springend, doch noch in derselben Nacht. Er hinterließ einen Zettel: „Tausend Dank. Ich kann aber nicht bleiben. Ich bin allzu zerlumpt und heruntergebracht, vor allem in meinem Gemüt. Ich will einmal wiederkommen, wenn ich kann.“

Sie hatten ihn nach seinem Namen nicht gefragt.

Er war zu unruhig. Er konnte solchen Frieden nicht ertragen. Er mußte durchs Land hegen. Er konnte nicht bei ruhvollen Menschen sein.

Er kaufte sich aber bessere Kleider und reiste einfach mit der Post weiter.

Er erreichte Magdeburg und kam zu den Freunden Pfarrer Sähnikes.

Rätchen war tot. Der Vater sagte: „Im Frühjahr, zur Zeit, als der österreichische Krieg ausbrach und die Aufständischen planten, hatten sie es auch auf Magdeburg abgesehen. Leutnant von Katte, der unter Preußen hier ein Offizier gewesen war, drang am dritten April von Stendal her über die Elbe bis in die Nähe unserer Festung vor. Was er im Schilde führte, haben wir vorher mit keiner Ahnung gewußt. Aber am Morgen des dritten April standen plötzlich noch ganz in der Dämmerung fünf oder sechs Männer, das ganze Zimmer voll, in meiner und meiner lieben Frau Schlafkammer, die wir zu Tode erschrocken waren, und sie setzten uns die Pistole auf die Brust. Wir dürften uns mit keinem Glied rühren, sagte ihr Anführer, wenn jezt vom Dom zur Befreiung von Magdeburg Sturm geläutet werde. Sie sagten: ‚Wir werden Ihnen nichts tun, weil wir deutsche Männer sind; aber dieses Sturmläuten wird das Zeichen zur Befreiung von Magdeburg und damit bald für ganz Norddeutschland sein.‘ Wir baten, ob wir aufstehen und uns anziehen dürften; sie sagten, daß einer von ihnen Wache bei uns halten würde, und gingen fort. Ich stand auf und versprach

der Wache, daß ich nichts unternehmen wolle, mit meinem heiligen Christenwort. Er ging daraufhin auch, damit sich meine liebe Frau anziehen könne. Unterdessen blieb immer alles nur ganz still und die Glocke wurde nicht geläutet. Wir saßen in Angst auf unsern Betten, warteten und getrauten uns nicht zu rühren. Nach sicherlich einer ganzen Stunde wagten wir uns aus der Stube und fanden niemanden mehr von den Übeltätern im Hause, und nur unsere alte Magd zündete wie alle Morgen in der Küche das Feuer unterm Herd an und hatte von dem ganzen Lärm nichts gemerkt, weil sie schwerhörig ist. Plötzlich kommt unser Küster angelaufen als ein verzweifelter Mann. Die Schlüssel seien ihm abgenommen worden, zum Glockenturm, und jetzt liege mein Kind Rätchen zerschmettert in der Glockenstube. So war es. Das Kind lag zerschmettert und war in anständiger Kleidung doch nur flüchtig angezogen. Sie ist wohl vom Glockenstuhl heruntergestürzt und hat sich mit Aufbietung ihres ganzen Lebens dem Glockenläuten widersetzt, und hatte sich, als sie den Lärm und das Verdächtige wahrnahm, in die Glockenstube eingeschlichen. Aber der Küster und der Türmer können keine Aussage machen, weil sie auch bewacht worden sind. Es ist aber nicht Sturm geläutet worden, konnte gar nicht, denn Rätchen hatte das Seil von der Sturmglocke abgeschnitten, nur sie kann es gewesen sein, auch hatte sie das Ende noch in der Hand, wie sie nun tot da lag, und ob sie abgestürzt ist oder von den Aufrührern erschlagen wurde, kann niemand mehr aussagen, hinnieden. Aber sie ist als das Opfer ihrer Frömmigkeit und menschenliebenden Gesinnung gefallen und hat als echt gläubige Christin keinen Augenblick gezögert, sich selbst hinzugeben und ihr junges Leben aufzuopfern, während die andern zögerten und verzagten. Und was wäre die Welt für eine Friedensheimat mit vielen echten Christen, so wie sie. Aber ich bin in meinem Herzen still, daß

ich nicht frage, wer sie erschlagen hat. Und ich habe in der Morgendämmerung und in dem Schrecken die geschwärzten Männer auch nicht erkannt, und ich bin gewillt, daß die Totschläger meines lieben Kindes ihrer eignen Gewissensunruhe und Gottes Rache überlassen bleiben.“

So war nun das Rätchen Fähnicke tot und damit alles Seelenspiel für Karl zu Ende, ob er sie am Ende vielleicht doch lieben oder bestimmt nicht lieben könne, und ob er sie heiraten solle oder gewiß nicht, — und was alles sich für ihn um ihre Liebe rankte. Alles war vorbei. Sie hatte ihm kein Zeichen und Wort hinterlassen, und er dachte, daß er sich ihre ganze Liebe doch gewiß nur eingebildet hatte. Er besah als Zeugnis höchstens ihren Brief an ihn nach Erfurt, auf den hin er nicht zu ihr gekommen war.

Ihr Sterben war ihm niemals anders denn grauenhaft und auch abscheulich. Tiefer Stachel blieb in ihm, vielleicht, weil er sich schwer enttäuscht fühlte; sie konnte sich nicht mit einem Herzen, von ihm ganz erfüllt, ihrem Fanatismus zum Opfer gebracht haben. Oder hatte sie sich in Verzweiflung über seine verachtende Kälte dem Tode zugeworfen? Doch er verargte ihr auch den Anschein eines von ihm abgetrennten Gefühlslebens.

Er blieb nicht gern bei den Fähnickes, konnte aber ihr Haus nicht vor Dunkelwerden verlassen. Sie sagten nicht viel zu seiner Mitteilung, warum er nun flüchtend durch Deutschland schweife, nur: „Wilde Zeiten, gewiß, wilde Zeiten. Gott prüft seine Kinder hart, ob sie wirklich zu ihm wollen.“ Aber wie konnte er Menschen, die ganz anderer Welt angehörten, nun, durch sein Bleiben schwerst gefährden? Die alten Leute erbarmten ihn auch. Sie waren beide frohe, aufrechte Menschen gewesen, jetzt schließlich sie unter drückender Mühsal. Der Pfarrer predigte nicht mehr; er würde mit dem neuen Jahr sein Amt niederlegen und aus der Dompfarre herausziehen.

Dennoch war Gefahr für Karl dringendst geworden, wenn er sich nur auf der Straße zeigte. Er hatte seine Verkleidung zu schnell und unbedacht gewechselt. Sein Paß lautete nun einmal auf den Seilergesellen, und jetzt war er gar nichts mehr. Er wollte in der Nacht zu Fuß weiter wandern, über kleine Pfade, vor allem durch Wald, komme, was da wolle. Doch die Pfarrersleute hatten, ängstlich um sein Wohl besorgt, heimlich zu Godwil von Godenau geschickt. Er kam am Nachmittag, sagte hastig schon beim Eintreten: „Ich gebe Ihnen noch heute einen brauchbaren Paß. Aber ich bitte mir dann auch aus: Morgen mit dem ersten Licht weg!“

Karl entgegnete, trotz der Gegenwart der Pfarrersleute: „So triumphieren Sie doch nur, meinerwegen. Alles, alles weiß ich sehr genau. Deutschland ist erschlagen, erstickt, an der eignen Dummheit und im Sumpf seiner Bequemlichkeit. Wir sind alles, nur keine Spanier. Das liebe deutsche Leben! Aber auf dem deutschen Kadaver mästen sich die Geier. Möge ihnen baldigst das Gedärm plagen! Ich gehe heute Nacht ganz von selbst.“

„Zu Ihren Eltern können Sie nicht, bester Körper“, sagte Godenau. „Ihr Elternhaus wird beobachtet. Gehen Sie gradenwegs nach Preußen zurück.“

Karl wälzte, während er sich unruhig den Tag über im Verborgenen halten mußte, seine Gedanken. Hatte ihn Godenau schon verraten? Wollte er ihn nur aus diesem Hause haben, und war er nur erst auf der Straße, die ihm Godenau so durchaus wies, so wurde Hand an ihn gelegt?

Godwil Godenau brachte abends den falschen Paß. Jeder Tag, ja fast jede Stunde waren bis zur preußischen Grenze befohlen. „Bitte, bedenken Sie, daß der kleinste Verdächtigungsstand nicht nur Sie, sondern Ihre sämtlichen Freunde hier ans Messer liefert. Ich bitte, vor allem

mich, der ich trotz allem wage, solch einen Paß in Ihre Hände zu legen. Verstehen Sie mich?“

Karl zuckte verstoßt mit den Achseln. „Es ist nicht so schwer.“

Karl ging wie vorgeschrieben anderntags fort. Wohin? Nach Preußen? Auf der Straße, die Godenau anbefahl?

Prinzessin Georgette stand gegen Abend an dem Fenster ihres Kasseler Gartensaals. Sie bewohnte mit ihrer Dienerschaft einen besonderen Flügel des väterlichen Schlosses. Sie hatte gelesen und hielt das Buch noch in der Hand. Sie war schwermütiger und gedankenvoller Stimmung. Sogar das Bewußtsein ihrer eignen vollkommenen Schönheit, das sie sonst in solchen Augenblicken immer tröstete, war ihr in dieser Schattenstunde nichts. Draußen sprühte Regennebel. Trotzdem lockte es sie, die Tür zu öffnen; die Luft im Saal war so drückend und so still. Sie mußte sich stemmen, um die ein wenig verquollene Tür zu meistern. Dann war es immer, als rief jemand verloren ihren Namen. Sie horchte, die Tür in der Hand; es klang auch so furchtsam. Sie erschrak nicht, sondern ging, die Schleppe ihres Kleides in der Hand, über die Terrasse in den Garten hinab und durch die dämmernden Baumwege in die Tiefe. Sie war im Garten ganz allein und hörte das Rufen deutlicher, und es war doch nur wie Stöhnen: „Georgette! Georgette!“

Sie ging weiter, und Karl Röper saß auf einer Bank, vorgebeugt und die Hände gefaltet, und rief vor sich hin und hatte anscheinend alles vergessen, rief noch, als sie kam, und war wie bewußtlos und halb wahnsinnig.

Sie eilte zu ihm: „Karl Röper!“ Er preßte aufstöhnend sein Haupt an ihre Brust. „Georgette!“ und fiel ohnmächtig zurück. Sie erschrak. Er mußte auch von diesem Platz weg. Sie behielt ihre Besonnenheit. Sie beugte ihn gegen die Banklehne zurück, wuschte ihm mit ihrem Taschentuch Stirn und Wange ab, und es war ihr süß, ihn pflegen zu dürfen;

und sie tat es zum ersten Mal an einem Menschen. Er kam zu sich und sah sie mit tiefsten, ernstesten Blicken an.

„Kommen Sie. Können Sie gehen?“ Sie stützte ihn; er erhob sich.

„Ich bin zu Ende. Zulezt habe ich mich nicht mehr unter Menschen getraut“, flüsterte er heiser.

„Werden Sie verfolgt? Aber reden Sie doch lieber noch nicht.“

„O ja, ich bin schwarzer Totenkopffizier gewesen und jetzt bin ich von meiner Truppe fort, weil sie nach England ist. Wußten Sie es nicht?“

„Doch. Sprechen Sie nicht und kommen Sie nur.“

Sie brachte ihn zu einem Gartenhäuschen. Er saß zusammengesunken und seiner Umgebung vergessend auf einer Ruhebank. Sie schloß ihn beunruhigt ein und eilte fort. Sie kam mit ihrer alten, ihr völlig ergebenen Kammerfrau wieder, die Speisen brachte, und Karl könne in ihrer Wohnung verborgen bleiben.

So geschah es. Die Kammerfrau lebte allein. Georgette war nun sehr oft bei ihm und er rührte sie wie noch nie ein Mensch.

Sie sagte ihm: „Auf gar keinen Fall können Sie jetzt nach Preußen zurück. Godenau muß Sie allerdings auf jeden Fall gründlich haben entfernen wollen, wenn er Ihnen diesen Rat gab. Ich kann ihn mir überhaupt nicht erklären; zu Ihrem Besten war er nicht. Preußen kann Sie nimmermehr anstellen oder auch nur in seinem Gebiet dulden; es ist unmöglich; soviel weiß ich genau. Meines Bruders Schicksal würde ja doch das gleiche sein. Alle Offiziere aus den Aufständen werden steckbrieflich gesucht. Die Totenkopffiziere insbesondere. Ihnen bleibt nur, dennoch nach England zu gehen. Ich glaube, daß ich Ihnen einen Paß bis ans Meer besorgen kann.“

Sie lächelte wehmütig und sagte: „Gehen Sie, und überall werden Ihnen die Frauen hold sein.“

Sie sagte ihm seinen Weg an, daß er zur Weser zurück müsse. Mit dem geeigneten Paß könne er die Post benutzen. In Bremen werde er Schmugglerschiffe bis Helgoland finden. Danach würden ihn die englischen Schiffe bestimmt aufnehmen.

Sie sagte: „Alexander ist in Oesterreich. Nach Preußen kann er nicht zurück.“ Ein Offizier der Schwarzen Freischar, Leutnant von Karsten, war als früherer preußischer Offizier zurückgegangen und in der Heimat sofort verhaftet worden. Sein Prozeß auf Leben und Tod stand bevor. Ihn, als geborenen Braunschweiger, könne sogar noch das Königreich Westfalen anfordern.

Sie brachte Geld und Pässe. Aber Karl wußte nichts davon, als sie mit beidem in Händen zu ihm eintrat. Er schlief und konnte nachher nicht begreifen, daß sie an seinem Bett gestanden hatte, und er war nicht aufgewacht. Er sah sie abends von seinem Fenster aus im großen Aufzug zu Hofe fahren. In der Morgenfrühe kam sie nochmals, um ihm Lebewohl zu sagen, und kam im seidenglikernden goldgestickten Hoffleid mit der langen Prinzessinnensamtschleppe und dem schweren Diamantenkranz um die Stirn. Karl sollte in dieser Morgendämmerung fort. Er umschlang sie und wühlte seinen Kopf an ihrem Busen ein. Er küßte sie heiß. Er dachte, daß sie ihn dennoch liebe, wenigstens keinen andern mehr als ihn, und war selig. So ging er auf seine Wanderung und wollte gern tun, was sie ihm vorgeschrieben hatte, und wollte alle ihre Befehle ausführen.

Er reiste ganz bequem. Das Schmugglerschiff, das ihn nach Helgoland bringen konnte, fand sich ohne weiteres. Schmuggel der verbotenen englischen, kolonialen Waren hatte seine beinahe behördliche Taxe.

Am zehnten September traf er im englischen Hafen von Harwich ein.

Spanien

Karl war in London und wanderte verloren in der betäubenden, großartigen Stadt. So war Hauptstadt der Welt. Die uralten, deutschen Städte, alle zusammengefaßt, waren wohl auch ebenso großer Kraft und Macht fähig. Karl sagte sich ihre Namen her: Dresden und Köln, Nürnberg, Danzig, Frankfurt, Wien, Hamburg, Berlin, Leipzig, so viele andere noch. Was auf der Welt kam ihrem wunderbaren Leben gleich? Aber verstreut, nie geeint war alles deutsche Wesen, immer nur eifersüchtige Gegensätzlichkeit. So standen München und Dresden und Berlin und Wien gegeneinander auf.

Ich muß stille in mir werden. So kann ich nicht leben. Was habe ich immer nur das bitterschwere Herz? Ich hasse, ich beneide, ich zerglühe in Feindschaft. Ach, wäre ich mit Christian tot!

Wo lag der Herzensfreund begraben? Hatte ihn der Strom ins Meer geschleift? War doch irgendwo sein unbekanntes Grab?

Karl ging zum Herzog Friedrich Wilhelm, der in London wohnte und als ein englischer General und als Sohn einer englischen Königstochter Gehalt von der englischen Krone bezog. Die Freischar lagerte nicht in Großbritannien, sondern war sogar recht fern auf der Insel Guernsey, nahe der Normandie, untergebracht. Dort wurde für neuen Kampf nach strenger Notwendigkeit geübt und gedrillt. Aber die Schar sollte fortan nur nach englischem Belieben eingesetzt werden und würde wahrscheinlich nach Irland kommen zur Unterdrückung einer unzuverlässigen Bevölkerung. Aber vielleicht gingen sie auch nach Indien.

Friedrich Wilhelm hatte auch nur ein schweres Herz. Er wollte durchaus mit seinen Totenkopfmännern als selbständiger Führer nach Spanien gehen. „Sie erlauben, was richte ich hier aus? Ich wollte in Deutschland landen. Vor allem wären wir in Spanien allerdringlichst nötig. Engländer verstehen nichts von Angriff. Die Franzosen haben aber sehr viele Truppen und ihre besten Feldherrn dort. Die Engländer haben auch keine Ahnung von leichter Reiterei und vom Vorpostendienst. Die deutsche Legion muß alles besorgen. Mein lieber Herr, Sie haben, wie ich höre, einiges Geld. So gehen Sie zur deutschen Legion in Spanien. Ich selbst muß Ihnen so raten. Tuen Sie Dienst, auch wenn Sie zuerst kein Gehalt bekommen. Allerdings rechnen Sie niemals auf Dank von England. Aber bei mir sollen meine Offiziere, die mit mir gekämpft und ausgehalten haben, stets auf die Heimat zählen können, soweit ich nur selbst eine habe.“

Er lud Karl an seine einfache, feldmäßige Tafel ein. Für englische Begriffe hatte der Herzog nur sehr wenig Geld.

Karl fragte nach Christian. Sei jemals sichere Nachricht von seiner Todesart eingetroffen?

Herzog Friedrich Wilhelm antwortete: „Gewiß, Mende, dieser vortreffliche Mann! Er ist im Wattenmeer umgekommen.“

„Damals, nach Bremen, als er in die Dichtung gestürzt sein sollte? So meinen Euer Durchlaucht?“ fragte Karl atemlos.

„Wenn Sie erlauben wollen, da hat er sich gerettet. Ist aber krank geworden und hat am Fieber gelegen, in der Verborgenheit. Nachher ging er mit Schmugglern. Nach Helgoland übers Wattenmeer. Aber die französischen Zollwächter haben alle erschossen.“

„So war es wirklich?“ fragte Karl erregt.

„Wenn Sie erlauben, so sind meine Nachrichten“, antwortete Friedrich Wilhelm.

In Karl stürmten fortan Qual der Hoffnung und Furcht. Der Herzog konnte wiederum falsche Nachrichten haben. In welcher Verfassung, eigentlich in überhaupt keiner, war nicht immer alles Nachrichtenwesen bei der Freischar gewesen! Da wälzten sich alle Briefe, Meldungen, Rechnungen in einer Kiste zusammen und lagerten da bis zum jüngsten Tag. Wie viele spätere Meldungen konnten auch ungeprüft irgendwo vermodern. Nur, wo sollte Christian sonst sein? Fest stand, daß er nicht in Guernsey bei der Freischar untergekommen war. Wo aber sonst?

Karl mußte sein Herz fast verbrennen lassen in dieser gewaltigen Stadt London, die er rastlos durchwanderte und die mit ihrem Stolz und mit ihrer Macht so rücksichtslos über alle Sorge hinweg leben konnte. Sie wurde nur mutiger und machtvoller, je bessener sie mit Napoleon kämpfte. Sie litt nicht, sie wußte nichts von Hunger, nichts von Demütigung; immerdar blieb ihr alles Dulden am Übermut eines Siegerfeindes ganz erspart.

Sind immer Qualen nötig, um die Herzen aufzufurken?
Wann kommt Glück auch zu uns?

Er erhielt vom Herzog Empfehlungen an einflußreiche Leute, an sehr hochgestellte. Er hatte auch etliche auf seiner Überfahrt nach Helgoland kennengelernt. Als er sich für die deutsche Legion entschlossen hatte, merkte er, wie sehr er Empfehlungen nötig haben werde. Nur sie würden die Tore zum begehrten Kampf aufstoßen. Er mußte zu vielen großen englischen Herren gehen, die ihn alle, nachdem er lange im Vorzimmer gewartet hatte, höflich, eilig und zerstreut empfangen. Ohne böse Absicht. Wie konnten große englische Herren gegen einen kleinen deutschen Bittsteller anders sein? Wenn er auch sein Leben darbringen wollte im englischen

Kampf gegen den Boney. Endlich erhielt er dennoch die nötigen Empfehlungen für Spanien. Er wurde, aus solchen Häusern tretend, von der gemeinen Versuchung angewandelt, einmal eine Woche lang glänzend zu leben, in einer Verschwendung, die dem Lebensstil dieser übermütigen Herren gleichkam, in einem ersten Gasthaus zu schlemmen, sich auserlesen zu kleiden, Pferde, Dienerschaft und Wagen zu halten, in die teuren Theater auf die ersten Plätze zu gehen und sich dann, wenn sein Geld von solchem Leben aufgebraucht war, einfach zu erschießen.

Hier erfuhr er die grauenhafte Lehre: Nichts mehr war Deutschland. Keine Nation. Überhaupt niemals eine gewesen? Diese Bewohner Großbritanniens hatten ihre eigne englische und schottische fürchterliche Vergangenheit, trotz ihres riesenhaften Dichters, der sie ihnen für die Ewigkeit in die Gemüter meißelte, so gründlich vergessen, daß sie sich jetzt einbildeten, sie könnten nicht begreifen, wie nun Südwestdeutschland Schulter an Schulter mit dem Feinde gegen das andere, das preußisch-österreichische Deutschland vorging. Reiche Leute vergessen gern ihre Erbärmlichkeiten und die Welt vergißt sie für sie.

Endlich fand Karl in der Reitschule die Beschäftigung für beinahe den ganzen Tag, die ihn allen Grübeleien entzog und ohne weiteres für den Abend todmüde machte.

Wir werden die Welt dennoch dem Napoleon wieder abkämpfen, wir, Deutsche, und wir für uns und nicht im englischen Dienst!

Die Mutter schickte ihm auf Umwegen Geld. Er konnte die mitgegebenen Summen an Georgette erstatten.

Beim Abschied bat ihn der Herzog: „Sie werden draußen in Spanien nur zu oft als Feind mit Braunschweiger Kindern zu tun bekommen. Seien Sie menschlich mit den armen Kerlen, die unter die französische Fahne einrücken müssen,

und denken Sie daran, ich bitte Sie inständig, daß Sie unglückliche Landsleute vor sich haben.“

Mit freier Überfahrt, die er nach dem Beispiel der englischen Offiziere noch im letzten Augenblick nachgesucht und erhalten hatte, schiffte sich Karl von Portsmouth nach Lissabon ein. Unterm großen Himmel der Seefahrt fiel alles Gift der Verbitterung von ihm ab.

Ich will tun, was ich zu tun finde. Ach, nur Heimat! Nur fürs Vaterland kämpfen dürfen! Nicht im fremden Lande geduldet sein oder unter fremdem Joch gebückt gehen!

Aber Deutsche konnten nun nur noch unter fremder Fahne gegen ihren Feind kämpfen.

Er stieg in Lissabon staunend ans Land.

In London war alle Hast und Bewegtheit doch immer in bleiche Nebel gesänftigt und eingehüllt. Jetzt schwankten gellende Lebensfahnen unter blendendem Sonnenfunkeln in hohem Geleucht hin und her. Zu den Schiffen, um die Ankömmlinge, drängten portugiesische, spanische, maurische und Negerherumtreiber. Die Engländer vom Schiff verfügten sich schnurstracks mit ihren Quartiermachern in ihre Regimenter. Karl nahm einen Neger für sein Gepäck, der ihm das herrlichste Quartier versprach. Sie wallfahrteten von Gasthaus zu Gasthaus, aber jedes sollte immer bis zur letzten Dachluke besetzt sein. Karl konnte nur wenig spanisch und kein Portugiesisch. Da stand er ratlos neben seinem Neger, der immer noch sein Gepäck auf den Schultern schleppte, ruhmredig schwatzte und in Wahrheit längst nicht mehr aus noch ein wußte. Karl sprach schließlich auf deutsch einen Leutnant in der Uniform der englisch-deutschen Legion an. „Mein Herr Kamerad. Ich bin soeben hier angekommen, bin fremd, will kämpfen. Ich darf mich als Braunschweigisch=Olser Premierleutnant vorstellen. Beurteilen Sie meine Lage; Sie kennen die Überfüllung in dieser Stadt. Wo finde ich Obdach?“

Der Angeredete, ein junger heitrer Deutscher, ein Hesse, lächelte: „Wird schwer halten. Na, kommen Sie mit.“

Er teilte das winzige, eigne Quartier mit Karl. Vor allem konnte er einen Strohsack anbieten. Fensterscheiben hatte die Kammer nicht, nur Licht- und Luftlöcher, vor denen Läden klapperten. So war es mit der portugiesischen Fensterfitte. Karl kaufte sich wollne Decken, die er auch im Feld brauchen würde. Seinen Neger behielt er vorläufig. Er trug mit des Herzogs Bewilligung wieder die schwarze Uniform der Totenkopfmänner.

Höpfner, der Hessenkamerad, teilte mit: Also er wolle hier bei der deutschen Legion unterkommen? Ganz gut, nur daß hier die Fähnrühe, die seit Jahr und Tag nach einer Leutnantsstelle herumwimmelten, zu Duzendstücken gebündelt werden konnten. Bei der regulären englischen Armee: Ihr Oberbefehlshaber, General Wellesley, jetzt Lord Wellington, ertrug nur Stoßengländer bei seinem Offizierskorps. Aber Karl solle seine glänzenden Empfehlungen rückhaltlos einsehen.

Wellington lag mit seinem Heer an der portugiesisch-spanischen Grenze. Er sollte die spanischen Festungen Ciudad Rodrigo und Almeida entsetzen, die von den Franzosen eng umschürt wurden, um sie, die wütend Aufständischen, endlich doch ins neue spanisch-französische Königtum hineinzureißen. Aber Wellington ließ in Lissabon am Meeresstrand Schanzen bis zum Himmel aufrichten.

Karl konnte nur mit einem Lebensmittelzug bis ins Lager dringen. Allein konnte niemand mehr ins Land reisen. Fürs erste fand er noch keinen bereitwilligen Zug.

Wohl war aller Tag unter scharfer Sonne gewaltig. Die Stadt toste von Flüchtlingen. Trotz aller packenden Kälte in den Nächten lagen sie hundertweis auf dem Straßenpflaster. Um die unzähligen großen und weiten Kirchen scharten sich

die Familien mit ihren armen Eseln, ihren Körben, ihrem bißchen Lumpenhabe. Sie mußten betteln und schrien durch die Tage: „Erbarmen! Gebt! Gebt! Die arme Mutter verhungert. Der franke Bruder stirbt!“ Sie deckten ihre Knochenbrüste und ihre Gerippe von Armen und Beinen auf. An den Kloostertüren schlugen sich die Menschen um einen Teller Suppe beinahe tot. Was konnte mehr geschehen? Da waren zu viele. Konnten sie ihr Elend nun in der Stadt nicht ertragen, so hätten sie sich auf dem Lande von dem Feind totschiagen lassen sollen.

Karl erfragte, erdrängte den Zug, der ihn mitnahm. Endlich stand er vor dem berühmten Feldherrn Wellington, berühmt durch seine Verteidigung hier auf der Halbinsel. Wellington war damals einundvierzig Jahre alt. Er trug, als Karl vor ihn geführt wurde, keine Uniform, sondern den langen dunkelblauen Rock des vornehmen englischen Stadtherrn zur weißen Weste und zu weißen Hosen. Karl wurde von ihm so empfangen, wie er es sich gedacht hatte, eilig, höflich, nebensächlich. Nur die Empfehlung sogar vom Herzog von Cumberland, dem Bruder des Königs, hatte diese Tür überhaupt aufgeschlagen.

Wellington sagte: „Im englischen Heer und in der deutschen Legion ist jede Offiziersstelle zehnfach überbesetzt. Aber Sie könnten jederzeit im portugiesischen Heer unterkommen.“

Karl hatte diese Wendung vorausgesehen.

„Ich würde vorziehen, sogar als einfacher Soldat in die Legion einzutreten.“

Wellington, immer stehend, erwiderte: „Ich kann Sie an General Shelton schicken. Vielleicht beschäftigt er Sie. Aber nur gegen Quartier und ohne Gehalt.“

Karl war entlassen. Wellington forderte ihn jedoch noch zur Mittagstafel auf. Feierliches Schweigen um diesen reichbesetzten Tisch. Etwa zwanzig Offiziere umsaßen ihn,

der Anrede des Generals harrend. Sonst redete so gut wie niemand. Die Tafel war mit wunderbarem Damast belegt, mit Kristall, mit Blumen, mit Silber, schönstem, gepflegten Porzellan besetzt. Eine lückenlose Speisenfolge ward aufgetragen. Fürstlich speiste der Helfer mitten im grenzenlos verwüsteten gepeinigten Land.

„Was für eine Uniform tragen Sie?“ fragte Wellington Karl.

„Die der Freischar von Braunschweig-Öls.“ Karl hatte diese Antwort zehnmal am Tage zu geben.

Wellington stand bald von der Tafel auf. Aber die Herren möchten ruhig sitzen bleiben! Körbe voller Flaschen schwersten Weins, immer noch mehr, wurden aufgefahren. Ein Trinken so riesenmäßigen Umfangs hob an, wie es Karl sogar nach seinem Zuge mit den Totenkopfmännern nicht für möglich gehalten hätte. Er blieb beobachtend ruhig für sich. Die Engländer lärmten wie Jockeys oder wie bezechte Studenten. Aber Karl machte eine Beobachtung vom Schiff wieder neu: Dem englischen Mann mußte Unwürdigkeit am andern erst bewiesen werden. Die Kunst, in schöner Freiheit von Mann zu Mann zu verkehren, war ihr freudigstes Gut. Was hielt der Deutsche nicht für selbstverständlich in unbehaglichem Mißtrauen, bis nicht Freundschaft überwand? England hatte seine Vergangenheit großer, gemeinsamer, schwerer aber erfolgreicher Unternehmungen. Nur sie einigen; ein anderes Einigungsband gibt es nicht.

General Shelton, der die Vorpostenkette befehligte, war klein, dick, lebendig und wohlwollend. Karl hatte in Lissabon zwei gute Pferde gekauft. Shelton war erfreut. Aber natürlich, hier im Vorpostendienst, der die Leute wegfresse wie Ungeziefer, sei jeder tüchtige Reiter hochwillkommen. Nur reiten können, allerdings, reiten können! Karl wurde auch an diese Tafel gezogen, die aber ganz schlicht und karg

aufgetragen wurde. Dann stiegen Shelton und etliche englische und deutsche Herren mit Karl zu Pferde, um über Stock und Stein hinzupreschen, und ein solches Gelände hatte Karl noch niemals kennengelernt. Danach nahm ihn Shelton freudig an.

So gehörte er wieder zu einem Heer, in den Kampf. Shelton gab ihm verantwortungsvollen Posten.

Das französische Heer unter Massena, dem Feldmarschall, schnürte sich um die starke, spanische Festung Ciudad Rodrigo. Die französischen Vorposten lagen näher als Hörner klangen.

„Warum geschieht nichts Rechtes für den Entsatz von Ciudad Rodrigo?“ fragte Karl die deutschen Kameraden.

„Weil Wellington den Spaniern beweisen will, daß sie jede Festung verlieren.“

„Aber wenn er die Festung entsetzt, so hat er sie doch auch für sich und England“, entgegnete Karl, verdrießlich über die Zumutung, immer nur von Haß zwischen Helfern und Bundesgenossen hören zu sollen.

„Wellington will nicht von seiner Verpflegungsgrundlage vom Hafen weg. Er will auch nichts aufs Spiel setzen, weder sein Heer noch seinen Ruhm.“

„Aber er kann Spanien nur erobern, wenn er Ciudad nicht verfallen läßt“, beharrte Karl. „Jetzt hat er höchstens Portugal. Geht Ciudad verloren, so ist die Grenze nicht mehr zu halten.“

Achselzucken. „Wer soll's ändern?“

Scharfer, gefährlicher Vorpostendienst mit Angriff und Gegenangriff Tag und Nacht. Die Behauptung der Grenzlandstreifen glitt täglich hin und her. Heute Engländer eine halbe Meile vorwärts. Morgen wieder zurück. Die Spanier, aus ihrem eignen Lande herausgedrängt, standen unter englischem Befehl. Alle Gefangnen sollten nur an

die Engländer gehen. Wohin hätten sie auch die Spanier schaffen sollen?

Shelton behielt Karl in seiner Nähe. Er befahl: „Holen Sie die Gefangnen dieser Nacht ab.“

Der spanische Hauptmann Don Jaya hatte sie nahe herangebracht. Karl kam mit seiner Bedeckungsmannschaft unter dem pfälzischen Unteroffizier Franz Lang in ein ruinenhaftes Dorf. Don Jaya, groß, mager — unterm Hütchen baumelten ihm runde Ohrgehänge —, wies auf Karls Frage mit gleichgültiger Gebärde nach einem halbverbrannten Hof. „Da.“ Inmitten lagen zwanzig tote Franzosen, erschossen. Sie mußten von den Mauertrümmern herab erschossen worden sein und hatten sich um Deckung aneinander in einer Ecke gefnüllt.

Karl sprang zu dem Spanier zurück. „Mensch, was haben Sie nur getan, was haben Sie getan!“

„D!“ antwortete der Spanier, sah Karl flüchtig an, erkannte den Neuling, lächelte kalt und winkte: „Bitte.“

Sie stiegen zu Pferde, mit ihrer Begleitung. Karl ritt schweigend, an entsehlliche Fragen hingegeben. Sie ritten ziemlich weit über verdorrtes Land. Manchmal öffnete sich eine unerwartete Erdspalte, über die ihre Pferde hinwegsetzten oder die sie umreiten mußten. Um eine einsame, zerschossene und verbrannte Hofstelle ritten sie herum. Der Landstrich hatte noch gestern den Franzosen gehört. Im Hof der Ruine hingen an halbverbrannten Pfählen über der Asche kleiner Scheiterhaufen verkohlte Soldatenleichen.

Don Jaya erklärte eiskalt ruhig: „Diese spanischen Soldaten sind vorgestern von den Franzosen lebendig verbrannt worden.“

Er gab den Befehl, die Leichen herabzunehmen und zum Begräbnis hinzulegen.

Sie ritten zurück und Don Jaya sagte: „Ich habe den Gefangnen ihr Urteil und die Gründe dafür mitgeteilt.“

Karl ängstigte sich. Unter diesen Gefangnen würden auch Rheinbundtruppen gewesen sein. „Die deutschen Gefangnen sollen aber besonders behandelt werden“, sagte er.

Der Spanier erwiderte: „Ja.“

Im spanischen Quartier führte er Karl zu einem Trüppchen abgetriebener Männer in französischer Infanterieuniform, die sich in einem verfallenen Hof niedergeworfen hatten. „Ihre Landsleute.“

„Wir, die spanischen Truppen, schonen ihrer in unserer Milde und Gesekestreue. Unsere gepeinigte Bevölkerung kann keinen Unterschied machen.“

Die Gefangnen wälzten sich stumpf vor der Wachtmannschaft von der Erde auf und ließen sich abführen. Aus den Hütentrümmern stürzte ein Weib heraus, um auf den Platz, wo sie gelagert hatten, Wasser, kostbares, von weit her geschlepptes Wasser zu gießen, mit Bekreuzigungen nach allen Seiten und immer unter dem wütenden Geschrei: „Reher! Reher! Reher!“

„Dabei werden diese Deutschen fast alle fromme Katholiken sein“, sagte Karl zu Don Jaja. „Die deutschen Bundesstaaten Napoleons sind fast alle katholisch. Die Franzosen sind doch auch katholisch.“

Don Jaja lächelte. „Ich bin aus der Stadt Meddelin. Uns hatte der französische General Froisset zugesagt, daß wir unsere heiligen Reliquien und alles Eigentum der heiligen Jungfrau und aller unserer Heiligen behalten dürften, wenn wir sie mit Gold aufwögen. Unsere Frauen gaben alles, was sie hatten, an Kleinodien. Alles wurde gegeneinander abgewogen und der Kostbarkeiten unserer Frauen waren mehr. General Froisset nahm alles, den Schmuck unserer Frauen und die Reliquien und die Gewänder und die heiligen Juwelen und packte alles in die Säcke seiner Esel, lud alles

auf und zog auf und davon. Die Heilige Jungfrau wird ihm das Haupt vor die Füße legen!“ Er bekreuzte sich andächtig.

Im Zuge der Gefangnen trollte ein dicker, großer, badischer Unteroffizier mit, ging neben Karls Pferd und sagte zu ihm: „Wie oft habe ich solch einem spanischen Halunken, der schon mit dem Strick um den Hals unterm Galgen stand, doch noch mit List und auch anders das Leben gerettet.“

„Es ist nicht zu verlangen, daß der Don Zaya einem Franzosen Pardon zubilligt“, meinte Franz Lang. „Seine Schwester läuft herum und ist verrückt geworden, und sie haben ihr Gewalt angetan, eine ganze Kompagnie.“

Er sagte zu Karl: „Die Spanier geben uns ihre Gefangnen nur sehr wenig gern. Wenn Bauern dazu kommen, so ist die Taxe drei Taler; dafür dürfen sie dann einen Gefangnen zu Tode schinden. Sie sind wie die halben Afrikaner, weil es hier am Tage immer so heiß ist. Aber die Offiziere und Unteroffiziere verkaufen die Gefangnen doch nicht. Es ist ein unheimliches Land, und jetzt im Kriege kann niemand einen Schritt allein tun. Ich bin nachts abgesprengt worden und kam in ein Haus. Franzosen konnten nicht mehr darin sein. Es stand ganz allein da in dem Tal und der Mond schien hinein. Ich horchte, aber alles war totenstill. Ich ging hinein, weil ich müde war und Hunger hatte. Drinnen war auch niemand, aber unter dem Tisch lag ein Päckchen Leinwand. Leinwand ist im Kriege immer sehr nötig. Ich wickelte den Päckchen auf und rollte ihn mehrmals um, da im Mondenschein, der in die Stube fiel, und merkte bald, was es war, aber dann wollte ich alles sehen. In dem Päckchen war eine Leiche eingewickelt, eine zerhackte Frauenleiche, was noch von ihr übrig war, aber sie hatte keine Hände und Füße. Es war aber ein junges frisches Weib gewesen. Hier in Spanien ist es mit der Blutrache Sitte, und über dem Elend und über der Hitze und der scharfen Luft werden die Leute wahnsinnig.“

Im Lager wurden die deutschen gefangenen Soldaten in einen Raum, in dem sie weder sitzen noch liegen konnten, eingepfercht. Sie bekamen weder zu essen noch zu trinken. Nach zwei Tagen erschienen englische Werber unter ihnen, um sie alle als englische Soldaten in die Freiheit zu führen. Sie erhielten sofort hohes Handgeld.

Die gefangenen Offiziere wurden wie die französischen, was von denen eingeliefert wurde, nach England geschickt. Karl suchte sie vorher in ihren elenden Quartieren auf. Sie klagten alle bitter über die schwere Qual, für Napoleon gefangen zu sein, und sprachen von schlimmem Haß gegen die niedere Enge und Machtlosigkeit der deutschen Heimat. Aber hier in Spanien seien alle Eingeborenen, Männer wie Weiber, Teufel und Bestien. Ein junger Leutnant aus Halle sagte: „Ich wollte als Offizier ins preußische Heer eintreten und war schon über der Grenze. Aber da wurde ich verraten, wahrscheinlich noch von Halle aus, und hinterrücks gefangen genommen. Um mein Leben zu retten, mußte ich lügen, und um meine Lügen zu beweisen, mußte ich als westfälischer Offizier eintreten. Sie haben mich mit dem ersten Schub von Kassel hierher geschickt.“

Karl nahm sich einen der gefangenen Unteroffiziere, einen flinken und herzhaften Thüringer, der sofort ohne Zwang übergetreten war, Otto Schüler, als Burschen an. „Bekommen mich die Franzosen, so ist es aus“, sagte er. „Aber sie bekommen mich schon nicht.“ Bergnügt und furchtlos ritt er mit Karl mit. Oft retteten sie nur ihre flinken Pferde. Ein Offizier hatte Karl schon so gut wie am Genick, da sprang sein Pferd mit ungeheurer Anstrengung doch noch über eine dieser Erdspalten hier wie Arthiebe zur Hölle hinab, und sprang unter der ausgestreckten Hand des Feindes hinweg. Das Franzosenpferd konnte nicht folgen. Der Feind hob die Pistole, die versagte, da schimpfte er im echtesten Schwaben-

deutsch den Davonstiebenden nach. Karl wandte sich wütend um, die Pistole in der Faust. Otto Schüler beugte sich blitzschnell zu ihm: „Lassen Sie, Herr Leutnant. Was soll der arme Kerl machen? Er muß; ich weiß es von mir.“

Sie fanden mitten in wüster Wildnis ein kleines Kind, ein etwa zweijähriges Mädchen, das fast zum Gerippe geworden wie ein Tierchen zwischen Gestrüpp herumkroch. Karl ritt näher heran. „Wer in aller Welt kann das verloren haben?“ Otto Schüler sagte ruhig: „So was findet man hier alle Tage. Wer kann sagen, ob das ein spanisches oder portugiesisches Kind ist. Kann auch sein, es ist ein französisches. Vielleicht ist das schon von stundenweit hergekrochen. Das hat lange nichts zu futtern gekriegt.“

Das Kindchen, das sich Karl reichen ließ, biß und schrie, bis es an warmer Hegung und mildem Laut doch wieder ein kleiner Mensch ward. Es wimmerte, lutschte an Karls Daumen und schlief endlich in seinen Armen ein.

„Wenn die Dörfer ausgeräuchert wurden und die Bauern mit ihrem Vieh in die Berge rannten, und wir stöberten sie auf und niemand blieb übrig, so kroch das nachher herum“, sagte Otto Schüler. „Die spanischen Bauern starben auch in ihren Höhlen massenweis an ihren Krankheiten fort.“

„Was habt Ihr mit diesen Kindern gemacht?“ fragte Karl.

„Manchmal nahm einer eins mit. Aber hinterher mochte es immer niemand.“

Karl gab seinen Findling einer Marktenderin in Pflege, einer tüchtigen und gutmütigen Mutter, die für die Soldaten ordentliches Essen auf einem antiken Leichenstein kochte. Aus gutem Willen wurde die Kleine, die er Mira nannte, für ein spanisches Kind gehalten, trotzdem sich ihr eher französische Laute lösten. Das kleine Geschöpfchen richtete sich drollig an Karls Reiterstiefeln auf, wenn er sie zu besuchen

kam, legte zärtlich die Armchen um seinen Hals und gab ihm viele Küßchen. Aber er überantwortete sie doch bald zuverlässigen portugiesischen Flüchtlingen, die sie in Lissabon in einem Kloster abgeben würden. Karl trauerte um sie.

Vom Lande Spanien sah Karl nichts; sie kamen nie von der Grenze fort. Der Kampf wankte wütend verbissen hin und zurück. Otto Schüler erzählte von den Kämpfen der vergangenen Jahre.

„Wir haben in Amagro gelegen, was nur eine kleine Stadt ist, aber für das Spanien schon ein ganz netter Ort. Vor diesem Amagro war außerhalb der Stadtmauer eine große Allee als Spaziergang, und sonst gab es keinen. Da spielte Sonntag Morgen zwischen sechs und acht die Regimentskapelle, und wer wollte, konnte in der großen Allee unter Bedeckung auch einmal spazieren gehen. Spanier gingen nicht mit und nur einmal der Alfalde, der als ihr Bürgermeister mit uns verhandelt hatte. Nach acht Uhr, als nun das Konzert zu Ende war und die Wachen schon eingezogen wurden, da sprangen unversehens am letzten Winkel der Allee zwei Spanier aus ihrem Versteck, und sie stürzten sich auf den Alfalden in ihrer Nähe und schleppten ihn weg. Er schrie um Hilfe, aber sie hatten sich auf ihre Köpfe geschwungen und waren schon unerreichbar, als die Wache wieder heran war. Aber der Alfalde lag da tot als eine schauderhafte Leiche und sie hatten ihm den Hals durchgeschnitten, und das war ihm widerfahren, weil er mit den Franzosen verhandelt hatte. Dabei war er nicht im mindesten ein Franzosensfreund, aber was sollte er machen? Nun wurde von uns ein anderer bestimmt. Der mußte annehmen; freundlich war er uns nicht gesinnt, der Himmel weiß es; aber wir mußten einen zum Verhandeln mit uns haben. Er hatte sein Amt drei Tage lang inne, da klopfte es abends an sein Fenster. Er steckt nur den Kopf heraus und wird schon erschossen, mit

drei Kugeln durchs Hirn. Der dritte Malde lebte gerade noch, als wir abrückten.

„Allein konnte sich keiner aus einer spanischen Stadt hinauswagen. Wenn einmal einer sein Pferd doch in die Schwemme ritt, so kam er nicht zurück. Manchmal wurden die Leichen der Ermordeten ordentlich in der Reihe hingelegt, auch die Stücke, die sie abgehakt hatten, denn diese morden aus Lust. Manchmal lagen auch drei oder mehrere Reihen am Wege, wo Truppen vorüber kommen mußten. Irgendwo steckten sie immer in der Nähe im Hinterhalt. Das Schlimmste habe ich erlebt, als einmal in Almagro ein reiches spanisches Weib, noch eine recht junge Frau, viele französische Offiziere zum Mittagessen eingeladen hatte. Sie kamen auch, denn sie hofften immer noch auf veröhnliche Gesinnung. Aber weil sie das Mißtrauen hatten, so mußte die Dame von allen Schüsseln gründlich mitessen. Das tat sie auch. Und weil so viele Untaten vorgekommen waren, so sollte sie auch ihre Kinder zu dem Essen heranziehen. Es geschah. Alle, auch die Kinder, aßen, und das Essen war doch vergiftet, und alle sind daran gestorben.“

„Schüler“, sagte Karl, „wie kann sich ein verständiger Mann wie Sie solchen Wahnsinn einreden lassen. Hier geschieht schon genug Furchterliches. Kein Mensch braucht Greuel dazuzulügen.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant“, antwortete Otto Schüler, „so denkt jeder, der einmal in dieses Land kommt und es noch von Deutschland her gewohnt ist. So etwas könnte nicht vorkommen. Aber es kommt doch vor. Bei dem Mittagessen bin ich nicht dabei gewesen, Gott sei Dank, denn sonst wäre ich auch tot. Aber ich war dabei, als wir die tote Spanierin heimlich aus dem Hause schafften, am Abend, als die Untat mit dem Mittagessen entdeckt worden war. Aber die Spanierin und ihre Kinder sind danach in der Nacht heimlich

wieder ausgegraben und weggeschafft worden, und wir können nicht überall Wachen haben. Aber wenn einer aus der Mannschaft begraben wurde, und sie konnten es irgend anstellen, dann gruben sie ihn wieder aus und hängten ihn am Galgen auf. Einen haben sie zweimal ausgegraben, weil sonst gerade stille Zeiten waren. Aber dann haben wir ihn von einem ihrer Pfaffen einsegnen lassen, weil er katholisch war, und von da an hatte er Ruhe in seinem Grabe.“

Schüler meinte: „Daß sie diesen Fanatismus haben, ist kein Wunder. Wovor sollen sie sich fürchten? Jeder Spanier und jede Spanierin noch ganz besonders glauben, sie kommen gradenwegs in den Himmel, wenn sie sich nur nicht den Franzosen ergeben haben, und wenn sie einen totemordet haben, auf noch viel kürzerem Weg. Und dann sind sie für immer und ewig im Himmel und in der Seligkeit, und warum sollen sie da nicht das bißchen kurze Qual hier auf Erden ausstehen? Ihre Pfaffen weihen ihnen ihre Hacken und Spieße und vor allem ihre Messer, und auf ihnen reiten sie zu ihren Heiligen hinauf.“

Otto Schüler klopfte abends bei Karl an. Da sei ein Unteroffizier unter den Gefangnen eingeliefert, aber nun sei er schon ganz eingekleidet, und der habe die berühmte Belagerung von Saragossa mitgemacht.

Sie saßen zu dritt an Karls Herd bei Tabak und Wein. Gruber, der fremde Unteroffizier, ein gewaltiger Mensch mit hängendem Schnurrbart, ein Badener, erzählte.

„Wir haben zweiundfünfzig Tage mit der Festung Saragossa zu tun gehabt. Davon haben wir dreißig davor gelegen und durch dreiundzwanzig Tage war Straßen- und Häuserkampf. Wenn wir in ein Haus eingedrungen waren, so hatten wir es noch lange nicht. Denn wenn wir unten ins Erdgeschoß vorstießen, so schossen die spanischen Bestien durch Löcher aus dem zweiten und dritten Stock, und wenn keine

Decke mehr da war, so war es für diese falschen Kletterfagen ganz einerlei, und sie konnten noch schießen und wenn sie nur an einem abgebrochenen Türhaken hingen. Die Treppen waren fast immer zerschmettert, aber sie kamen von oben über die Dächer gekrochen oder, wenn wir solch ein Haus endlich ganz hatten, so öffnete sich der Boden und sie schossen vom Keller her, und die Keller standen untereinander durch Höhlengänge in Verbindung. Wir haben nicht etwa nur Stück für Stück ganze Straßen weit um die Häuser kämpfen müssen, sondern Mauer für Mauer, und dann haben wir die Mauern unterminiert, aber leider stürzten auch immer eine Menge Kameraden mit solcher Mauer ein. Wenn auf der Straßenseite uns gegenüber ein Haus noch nicht eingenommen war und wir uns noch nicht vollständig befestigen konnten, mit Sandsäcken und scharfen Posten bei Tag und bei Nacht, so bekamen wir fortwährend Feuer über die Straße hinweg, und so viele Mannschaften, um jedes Eckchen zu bewachen, hatten wir gar nicht.“

„Warum nennt Ihr die Spanier falsch?“ fragte Karl. Der Mann sollte jetzt für Spanien kämpfen.

„Sie sind doch falsch.“

„Haben sie Versprechungen gebrochen?“

„Nein, wir haben gar nicht mit ihnen verhandelt. Wir konnten auch nicht, weil sie auf jeden Parlamentär mit Kartätschen schossen. Sie nahmen einen Parlamentär überhaupt nicht an. Es ging auch bei der letzten Übergabe fast nur durch List. Wir haben das Kloster Santa Engrazie zuerst genommen, in einem starken Sturm, nachdem die Breschen geschossen waren; wir griffen an drei Stellen an, aber nur der eine Angriff glückte. Wir bekamen aber zwanzig Kanonen in unsere Hand mit dem Kloster, und hatten uns nun in dem Festungsgürtel eingesezt. Aber es hat von Santa Engrazie bis zu der Übergabe der Stadt noch Wochen ge-

dauert. Wir haben erst Haus für Haus mit Gewalt nehmen müssen; diese Unmenschen verteidigten jedes Haus besonders. Zulezt, nachdem wir die Hauptklöster hatten, war die Stadt doch nicht mehr zu halten. Die Klöster waren ihre kleinen Festungen, weil ihre Keller in das Felsgestein eingehauen und deshalb kanonensicher sind. An jeder Ecke und an jeder Seite klappten aber schon die Breschen. Wenn sich von draußen Entsatz näherte, so wurden diese Truppen im offenen Feld immer nur geschlagen, und die Belagerten in Saragossa hatten längst keine Hoffnung mehr. Am Abend des zwanzigsten Februars ist dann doch noch ein Waffenstillstand abgeschlossen worden. Wir haben keiner von uns an das Kampfesende geglaubt, sondern sie würden nur eine Pause zum Atemholen erlitten wollen. Auch konnte von draußen spanischer Entsatz angemeldet sein. Wir glaubten alle viel mehr an Verrat denn an eine wirkliche Übergabe und haben unsere Waffen überhaupt nicht aus der Hand gelegt. Am nächsten Morgen waren wir aber doch die Herren in dieser Stadt. Nun wurde Paradeanzug befohlen, weil wir bei der Waffenstreckung dabei sein sollten. Wir hatten für eine Parade auch nicht mehr viel. Die Spanier kamen an, wir standen da, — parademäßig waren die allerdings noch viel weniger, sondern was kam da hergeschlenkert, in Lumpen, in Bauernkleidern, aber die Feszen hingen ihnen aufs Pflaster. Das waren überhaupt keine Truppen, sondern nur Pack, und sie rauchten Zigaretten, standen herum, unterhielten sich miteinander und spuckten immerfort; das tun sie immer, das kommt von ihrem Zwiebelessen. Und dafür, für dieses Gesindel, hatten wir uns auch noch herauspuken müssen. Nachher sollten sie in Reih und Glied an uns vorüberziehen. Sie wollten nicht, aber das haben wir ihnen denn doch beigebracht. Und da waren es vielleicht noch achttausend Mann, und die wurden in Gefangenschaft fortgeführt. Von uns mußten die meisten

ihre Meinung dahin aussprechen, daß diese Kerle am besten gleich nun auf frischer Lat zu erschießen gewesen wären, aber es war doch eine richtige Übergabe mit ihnen abgeschlossen worden. Wir gingen nachher in der Stadt herum. Manche Stadtteile waren auch noch ganz gut erhalten. Die Straßen, wo Haus für Haus bis zum Keller in Trümmern lag, kannten wir gründlich. Aber in den andern Stadtteilen lagen sämtliche Straßen des Elends voll. In Saragossa sind während der Belagerung furchtbare Krankheiten ausgebrochen, und wenn ein Kloster, in dem dieses kranke Volk lag, sicher erwarten mußte, es werde bald gestürmt werden, so sollten die Kranken herausgeschafft werden. Nun war aber keine andere Unterkunft für sie da, und so lagen sie auf dem Pflaster und besonders um die Kirchen herum, und das war alles mitten im Februar. Aber alle Kirchen wurden doch nicht zu Krankenhäusern umgewandelt. Die Kranken starben fast alle und lagen tot im Wege, und wir erlebten es noch, daß sich die Saragossesen auf die Leichname stürzten und ihre dreckigen Decken und verfaulten Hemden wegrissen, weil sie, die Lebenden, nichts zum Anziehen hatten, und im Februar auf den nackten Steinen zu liegen ist auch hier schon eine Pein. Die alten Leichen waren durchaus nicht immer weggeschafft worden und verpesteten nun die Luft, weil sie verwesten, und es war überall ein unbeschreiblicher Anblick. Aber die Spanier waren nur ganz gleichgültig gegen diesen ganzen Leichengreuel und auch gegen unsere Anwesenheit. Sie sahen uns überhaupt nicht an, sondern spuckten immer an uns vorbei aufs Pflaster, aber das tun sie sowieso, wo sie gehen und stehen. Wir gingen vor dem Leichengestank auch immer sehr schnell weg. Die Spanier konnten ihn aushalten. In den Klöstern hatte man die Toten, wenn das Kloster voller Kranker lag, überhaupt nicht mehr fortgeschafft. Wir sind in eins eingedrungen, das ein Typhushospital gewesen

war, und da lagen in den Betten zwei und drei Tote zusammengepackt, und auf dem Fußboden und in allen Ecken auch noch welche. Wir waren gerade im Begriff, aufzuräumen, als wir merkten, daß die spanischen Teufel das Kloster angezündet hatten, sehr kunstvoll, so daß sofort sämtliche fünf Stodwerke lichterloh brannten. Wir konnten uns nur gerade Hals über Kopf retten, und überall knallten die Pulverexplosionen. Aber in der Gegend roch es noch tagelang nach verbranntem Fleisch von den Leichen her.“

So erzählte der Unteroffizier Gruber aus Baden.

Wellington entsetzte die Festungen Almeida und Ciudad Rodrigo nicht. Die spanischen Truppen zogen entrüstet von dem Engländer zu ihrem eignen Feldherrn Don Romana. Wellington wich weiter zurück. Das Land, das er aufgeben mußte, wurde immer vollständig verheert, so daß der Feind kein Haus zur Herberge oder zur Schanze, keinen Brunnen zur Tränke, keinen Baum zum Schatten, kein Feuer und keinen Garten mehr finden konnte. Die Zerstörung wurde vollständig betrieben und dieses Land war nun Wüste. Die Engländer verpflegten sich aus ihren Magazinen am Hafen von Lissabon. Der Jammer der portugiesischen und spanischen Bauernschaft schlug zum Himmel. Um was kämpften diese noch? Um diese verdorrte, nackt ausgeplünderte Erde?

Ja. Sie würde wieder neue Saat bringen, in jeder Fruchtbarkeit. Bäume grüntem wieder aus diesen Resten alter Stümpfe. Häuser entstanden neu, und alles Entsetzen war einmal doch vorbei, und diese Erde war spanisch geblieben. Ein Menschengeschlecht opferte sich, um seine Erde seinem Volk zu erhalten.

Aber um der Wut und Verzweiflung willen nahm die Rache, die dieses entsetzte Geschlecht ausübte, immer scheußlichere Formen an. Jetzt wurden von den Vorpostenreitern immer wieder verstümmelte Soldaten des französischen

Seeeres gefunden, die in die Hände dieser Bauern gefallen waren. Nase und Ohren waren ihnen abgeschnitten und die Augen ausgestochen und die Glieder zerhackt. Manche lebten dennoch, und es blieb nur übrig, sie durch einen Schuß, wenn einer sanft von hinten an sie herantrat, zu erlösen. Karl stieß auf die fürchterlichen Überbleibsel eines jungen Franzosen, dem die Bauern die Glieder zerbrochen und die Zunge ausgerissen hatten. Sie hatten ihn nackt mit Honig bestrichen an einen Baum gebunden, in dem Wespen bauten. Er lebte doch noch. Karl erschöß ihn.

Wellington hielt auf seinem Rückzug auf den Höhen von Buñaco an, die er unvergleichlich zu Schanzen ausgebaut hatte. Massena versuchte am zehnten September 1810 vergeblich gegen sie anzustürmen. Das englische Heer warf sich schließlich aus seinen festen Stellungen auf den Feind hinunter, um ihn in wilde Flucht zu jagen. Aber der Feldherr befahl es in seine Stellungen zurück. Karl ritt erhitzt wieder den Höhen zu, an Knäueln von Verwundeten und Toten vorbei. Die Verwundeten schrien um Hilfe, daß sie um Gotteswillen nicht dem Feinde preisgegeben liegenblieben! Überall halfen ihnen Kameraden fort. Die Toten waren schon sogleich ganz ausgeplündert worden. Karl kam an einem großen, schlanken Toten vorbei, der ganz nackt mit dem Gesicht zur Erde und die Arme ausgebreitet lag. Sein Pferd erschraf und sprang, um ihn nicht zu treten. Karl sah zu dem Toten hinab und hielt stracks an. Und während er klar und bedächtig erkannte, in dieser Stunde traten die gräßlichen Wunder in sein Leben und fortan würde alles für immer verändert sein, stieg er mitten im Rückzugsgetümmel ab. Er kniete neben dem Toten hin und wandte sein Antlitz auf und hatte sich nicht getäuscht, er hielt den Freund Christian Mende im Arm. Nicht in der Dichtung, nicht an der Nordsee war er ertrunken oder erschossen worden. Hier hatte ihn

Schicksal ereilt, Tod in der siegreichen Schlacht. Er hatte den Herzschuß bekommen und war schon kalt. Er mußte zu Beginn des Verfolgungskampfes gefallen sein und war sicher ganz tot.

Karl drückte ihm die Augen zu, deren gebrochener Blick ihm das Herz zerspaltete, und küßte ihn.

Er redete Legionssoldaten an, die bei ihm stehenblieben. „Wer ist es denn, um Gotteswillen?“

Welche sagten bedauernd: „Das ist der Major.“

„Wer?“

„Der Herr Major Mende.“ Sie nannten das Regiment.

Karl wollte immer sitzen und dieses Haupt halten und es lieblosen und vergaß die Schlacht. Die Soldaten gingen und riefen andre von Christians Regiment, die kamen, um den Leichnam aufzuheben und fortzutragen. „Den haben die Franzosen rein ausgeplündert, diese schamlosen Hunde, sogar noch in ihrer Rückzugsjagd“, sagten sie. Sie trugen den Toten zu den Höhen hinauf, dem Klang der Hörner entgegen, die von den Rämmen der Schanzen über das Schlachtfeld riefen. Karl richtete sich auf, stieg aufs Pferd, ritt zurück und tat seine Pflicht.

In der Nacht saß er bei dem Toten. Kameraden kamen. Christian war von einem englischen Schiff weg, das ihn in der Nordsee aufgenommen hatte, auf ein andres nach Spanien gegangen. Er hatte im großen Vorzug beim General Grisley gestanden, der auch auf jenem englischen Schiff nach Spanien gereist war. Ja, er war von den Totenkopfmännern des Herzogs von Braunschweig-Öls gekommen, soviel wußte jeder. Aber er hatte seinen regelrechten Abschied von dort gehabt. Genauer über seine vergangnen Schicksale wußte niemand. Wie sollte jemand in diesen Ereignissen für des andern Verborgenheiten Neugier aufbringen.

Wie Karl in dieser Nacht wachend bei dem stillen Freund saß, verlor er jedes Teilnehmen an sich selbst. Er wollte auch

nicht mehr für irgend etwas kämpfen oder etwas für wichtig halten. Wahrscheinlich, so dachte er, kam seine Teilnahme für die Welt einmal wieder, vielleicht! Teilnahme für sich selbst wohl nie mehr. In dieser Nacht konnte er Völkerhaß nicht begreifen und was alles Ungeheures dafür geschieht. Er fühlte nur noch seine Liebe zu diesem toten Menschen. Liebe! Lieben können war die große, unfaßbare Göttergabe, und das entsetzliche, gräßliche Nichtbegreifenkönnen von Leben und Sterben war die andre Seite des Seins. Warum wurden die Menschen nur geboren, wenn sie doch nur starben, und warum kämpften sie sich so ungeheuerlich um dieses bißchen armselige, kleine und gleichgültige, so ganz kurze Leben ab und taten einander nicht alles Gute, was sie nur vermochten, sondern viel lieber alles erdenkliche Böse an? Es gab nur einen Sinn, daß Leben unsterblich war. Aber dann war so alles Leben, auch das jeden Tieres. Unfaßbar, verschlossen, nirgends Sinn.

Karl trauerte noch nicht zerrissen um den Verlust des Freundes. Er empfand sich als begnadet, daß er ihn zuletzt doch fand und begraben durfte. Dieses Wunder wurde ihm zubereitet, der Tote mitten auf seinen Weg gelegt. Er unterging sich noch nicht, sich danach zu sehnen, ihn nochmals reden zu hören. Er war fürs erste noch nicht darüber unglücklich, daß er während dieser Zeit nicht mit ihm hatte leben dürfen. Er würde ihm bald folgen. Die Gnade, ihn zuletzt gefunden zu haben, war unbeschreiblich. Er hatte ihn so sehr geliebt. Liebte ihn Christian auch so? Es war ihm nicht wichtig. Er war ihm noch einmal in die Arme gelegt worden; er begrub ihn als sein Eigentum.

Am Abend saßen jüngere Offiziere mit Karl um das Lagerfeuer und sprachen von Todesahnungen. Der oder jener hatte gesagt, morgen falle ich, und war nun wirklich tot. Eine Markfetenderfrau wurde bezeichnet, daß sie die

Gabe des zweiten Gesichts hatte und immer wußte, wer sterben würde.

Karl dachte: Ich falle noch nicht. Ich habe noch zu tun.

Grüblerisches Auseinandersehen mit des Freundes Schatten begann später. Warum hatte ihm Christian nicht geschrieben? Aber wo konnten nicht Briefe an ihn herumtreen? Wohin hatte Christian schreiben sollen? Alles blieb sehr dunkel.

Aber die gefangenen feindlichen Offiziere, die eingebracht wurden, waren jetzt immer nur sehr zuversichtlich. „Weicht der Wellington nicht Meile für Meile zurück? Wenn er nur noch den Hafen hat, wirft ihn Massena ins Meer, wie vorm Jahr der Soult mit dem General Moore tat.“

Aber Wellington hatte das gewaltigste Schanzwerk der Welt, die Torres vedras aufgerichtet.

Die französischen Leutnants fragten keck: „Sie haben doch erfahren, daß der Kaiser Napoleon die Tochter des österreichischen Kaisers geheiratet hat? Glauben Sie, daß nun noch mit viel Feindschaft unter den europäischen Monarchen gegen den Schwiegersohn Seiner Majestät des österreichischen Kaisers zu rechnen ist?“ Das englische Parlament überlege einzig und allein, wie dieses hoffnungslose spanische Unternehmen mit wenigstens einigem Anstand aufzuheben sei.

Auch im englischen Heer hielt jeder die spanische Sache nach dem Rückzug des Feldherrn für verloren. Keiner hatte noch Lust zu kämpfen, nun an jedem Tag Waffenstillstand verkündet werden konnte.

Karl wurde doch noch bei einem Vorpostenritt schwer verwundet. Er lag erst mit hohem Fieber im Spital von Lissabon. In seinen klaren Augenblicken konnte er sich nicht genug verwundern, daß er noch lebte.

Er genas so weit, um aufs Schiff gebracht zu werden, für England an die südliche Küste.

Schande zum letzten Mal

Schiffahrt Tag und Nacht durch das helle und dunkle Meer. Der Schiffsleib wuchtete ächzend. Die Schwerkranken Offiziere wußten nichts von Wind und Wogen, von grenzenlosem Verlorensein in Unendlichkeit von Himmel und Gewässer, durch die das kleine, kleine Schiffchen dennoch tapfer den Weg zur Heimat suchte. Sie lagen im engen, niedrigen Raum unter Deck, und Tag und Nacht schaukelte trübe Öllampe von niedrigem Balken. Durch diesen Raum klang viel Seufzen und Stöhnen und oft Aufschreien der Fieberkranken. Fast täglich starb ein Kamerad und wurde gelassen ins Meer versenkt.

Karl wußte nicht viel von den Vorgängen um ihn. Er träumte von sonderbaren Welten, in denen andre galt, andre Gesetze und andre Wahrnehmungen. Unablässig erschien ihm Rätchen Zähniße. Sie kam manchmal als Georgette und manchmal als spanische Nonne oder auch als englische oder deutsche Marktenderin. Es war aber immer nur sie, sie konnte aussehen, wie sie wollte, immer nur das Rätchen. Karl quälte sich unablässig ab, woran er denn erkannte, daß es immer doch das Rätchen war, konnte zu keiner Klarheit kommen und quälte sich weiter. Aber er wußte immer genau, Sterben war schön. Rätchen und Falte hatten es erreicht, ja, wahrlich als echtes Ziel. Sie beide standen nun immer dicht neben ihm.

Niemals kam Christian.

Dagegen quälte ihn wunderbarerweise oft das Andenken an jene sagenhafte Frau von Loffar, Ottos Gattin, die er nie gesehen hatte. Sie würde in jedem Augenblick eintreten

und ihn zur Rechenschaft ziehen, warum ihr Mann sie so fürchtbar haßte, und sie würde ihn dafür töten. Und dieser Tod würde etwas ganz anderes sein als die Wonne, die Rätchen und Falte erreicht hatten, und sehr zu fürchten. In seiner Angst schrie er: Hüll! Hüll! Tappel! Tappel! und andres, ganz sinnloses Zeug, aber für seine Welt hatte es höchste Bedeutung. Formel. Und er mußte so schreien.

Er dachte es sich hübsch, endlich tot zu sein und in einen Saß genäht und ins Meer versenkt zu werden. Es würde schön kühl sein und hier war es so heiß. Es mußte auch angenehm sein, als fühlloser Klotz hantiert zu werden. Jetzt war er hilflos und wurde hin und her gewälzt. Aber da war die Empfindsamkeit, und er empfand immer glühende Scham und bittersten Unwillen über solches Mit=sich=geschehen=lassen.

Als sich ihm endlich der Sinn klärte, wurde er sehr traurig.

Spanien! Du Land der freiwilligen heroischen Qual!
Und nun war doch alles vergebens!

Hätte ich doch Deutschland nicht so heiß geliebt!

Er sprach nichts, konnte im Stuhl auf Deck sitzen und immer aufs Meer starren. Neben ihm lag ein junger lebenswürdiger Leutnant aus Hannover, der sich aufs heiterste auf sein Zuhause freute. Dort harrten Eltern, eine geliebte Braut und viele Freunde auf ihn. Er fragte bei Karl an, nicht wahr, einen kaum vom Tode Genesenen würde doch keine Regierung, sogar die Teromesche nicht, bei der Rückkehr in die Heimat verfolgen? Auch wenn er unter England gekämpft hatte und von England aus zurückkehrte?

Gottfried Herzen sagte: „Ach, das liebe alte Deutschland kommt schon bald wieder hoch“, und träumte von seinem Glück. Karl war müde.

Sie wurden an der Küste vom Schiff ans Land getragen, da keiner von ihnen sich aufrecht halten konnte, und in ein

Offiziersgenesungsheim gebracht. In der milden Seeluft bei guter Pflege erholten sie sich. Aber Gottfried Herzen starb an Karls Seite. Mitten in freundlicher Rede sank er um. Das lächelnde Wort versagte auf seinen erbleichenden Lippen. Erstaunt, dann in ungeheurer Bestürzung begreifend, im letzten Augenblick noch nach Hilfe klammernd, sank er gegen Karls Brust, der entsezt zugesprungen war. Er war tot und hatte noch soeben gelebt; seine Seele war entflohen. Da lag noch der Körper und war nun kein Mensch mehr.

An diesem Tode wurde Karl wie zerrissen. Was hatte er schon an Tod und Sterben gesehen! Aber als dieser junge Lebendige in seinen hastig zugreifenden Armen dem Tode hinknickte, überkam ihn die Verzweiflung über alle seine Toten, die er entbehren mußte. Aber Christian.

Ich kann mich niemals darein finden, daß du tot bist! Ich werde es niemals können!

Ihm wurde hoffnungslos verzweifelt. Er wollte nicht mehr leben und wollte nur noch versuchen, sein bißchen Dasein an etwas Großes und Kühnes hinzugeben. Er wunderte sich über alles Menschentum und über sich selbst bisher. Jeder wußte, daß ihm die Sterbensurkunde eingebunden war, und trachtete dennoch nicht danach, dieses arme Leben an Größe zu setzen? Um die klägliche Fristung lumpiger Jahrzehnte fiel menschliche Größe hin!

Aber er mußte sich ja, nun seine Kräfte dennoch wiederkehrten, auf eine Art der Lebensführung besinnen.

Alle Weltlage hatte sich vollständig verändert. Die russisch-französische Freundschaft hatte sich ins Gegenteil umgestürzt. Krieg war da wahrscheinlich. Was war jetzt auch noch ein neuer Feldzug? Napoleon wollte sein Reich endgültig befestigen? Aber in Spanien hatten die Franzosen doch kein Glück gehabt. Wellington war nicht ins Meer geworfen worden, sondern drang wieder vor. Napoleon habe die Ab-

sicht, erst einmal Rußland abzutun und danach nochmals persönlich dieses lästige Spanien zu erledigen, endgültig, so verkündigten die französischen Nachrichten.

Dagegen setzten nun die Engländer ihre erneute Ansage, daß sie ihren Kampf zur Vernichtung Napoleons niemals aufgeben würden.

Unstet und heimatlos und auch ohne Hoffnung zog Karl wieder in London ein. Die Russen würden als ein unzuverlässiges und vielfach unzügelbares Volk nicht allzuviel im Kampf gegen Bonapartes eiserne Ordnung bedeuten, so dämpfte er die Zuversicht englischer Bekannter. Aber was sollte die Ansicht eines dieser jammervollen Deutschen! Sogar Preußen, einst der hochbedeutsame Staat, würde nun als Untertan mit dem Boney gegen Rußland ziehen. So mochten diese Deutschen das Kanonenfutter für den Boney sein. Nur noch mit ihnen schlug er jetzt seine Schlachten. Ohne sie war er nichts. Aber sie krochen winselnd vor ihm.

Nach bitterm Wortgefechten mit kalten Engländern an der Wirtstafel starrte Karl von seinem Zimmer in den engen und trüben Hof und sah die zerfetzten Leichname der Deutschen im englischen oder französischen Sold an den spanischen Gebirgspfaden liegen, ruhmlos als tote Sklaven. Allerdings wurden nun nur noch mit ihnen die Schlachten der Welt ausgefochten, und sie wurden von allen auf die gefährlichsten Posten gestellt. Während ihre Herrenvölker als Sieger prangten und sich vom deutschen Bedientenwagnis mästeten. Dummheit. Demut. Ekel.

Er hörte Engländer die Überzeugung vortragen, daß einst auch nur das stolze Britannien den alten Fritz beauftragt und instand gesetzt habe, seine ja allerdings weltbekannten ruhmwürdigen Taten zu vollbringen. Das Preußen jetzt?

Karl ging zu seinem Herzog Friedrich Wilhelm. Es hieß, daß er trinke, spiele, sich an Weiber wegwerfe. Er sah so

aus, als seien alle diese Gerüchte wahr. Was sollte ein Mann wie er in tatenloser Fremde anderes tun? Karl sagte dem Herzog von seinem Entschluß, auf jeden Fall nach Preußen zurückzukehren. „Mag ich denn erschossen oder gefangen-gesetzt werden! Und wenn ich Zwangsarbeit tun muß. Ich kann es nicht länger in der Fremde aushalten.“

Friedrich Wilhelm sagte ihm: „Im Spätherbst des vergangenen Jahres ist der Oberst von Gneisenau zu mir gekommen. Sie wissen, der sich bei der Behauptung von Kolberg ausgezeichnet hat und Kolberg bis zum Friedensschluß hielt. Ich habe ihm die Befehlshaberstelle bei meinen Schwarzen angeboten, denn ich selbst kann vorläufig nicht wieder ins Feld. Ich kann nur immer als gleichberechtigter Fürst und Verbündeter an einem Krieg teilnehmen, und soviel billigt man mir von hier aus nicht zu. Dörnberg ist schon längst zu den Russen gegangen. Gneisenau lehnte natürlich ab; wir haben kein Glück mehr. Aber er machte mir einen sehr guten Eindruck. Seine tapferen Taten zeugen für ihn; er ist auch ein höchst unterrichteter Mann. Vielleicht kann er Ihnen helfen. Versuchen Sie Ihr Heil. Ich gebe Ihnen einen Brief mit. Er ist wieder nach Preußen hinüber.“

Karl erhielt falsche Pässe und war es nun gewohnt, mit ihnen zu leben. Er gab sich als Kaufmann mit Namen Reimers aus.

Er kam glatt in Stettin an und reiste sofort nach Berlin weiter. Aber sein hauptsächlichster Mann, Gneisenau, war, als er in Berlin eintraf und sogleich nach ihm fragte, fort. Er sollte abgedankt auf seinem schlesischen Gut Kauffung leben.

Karl hatte in der Fremde nur denken können, rühre seine Sohle den Boden des Vaterlandes an, so erwuchs ihm Kraft. Aber er war hier nur heimlich und verstoßen. Er hatte mit seinem Namen sich selbst abgelegt, war Gespenst, gehörte

nirgends mehr hin. An wen durfte er sich wenden? Er gefährdete jeden Freund. Falte war tot. Ja, jetzt beklagte er sogar für sich diesen Tod. Lorchon durfte nichts wissen; sie konnte er um keinen Rat fragen. Er hörte nur zu seinem Vergnügen, daß sie an einen braven Glasermeister glücklich verheiratet sei.

Er mußte aber Zusammenhänge finden, mußte auch Geld verdienen. Die Mutter hatte ihm sehr viel gegeben; nun hatte sie nichts mehr. Er konnte nicht über die Grenze zu den Eltern dringen. Hier in der zweiten Heimat, Preußen, überwältigte ihn Scham um des Niederbruchs seiner Laufbahn willen. Wie hatte es einst stolz um ihn gestanden! Wie hätte er wirken können! Er hatte große Schicksalsgunst und Bevorzugung und Verpflichtung in den Wind geschlagen. Um was? Um Abenteuer? Oft verachtete er sich.

Er wanderte durch Berlin von einem Ende zum andern, ging an den Gewässern entlang und durch die Wälder und rang um ein ruhiges Herz.

Lisma Walser war jetzt eine ganz große Schauspielerin. Er besuchte das Theater, um sie spielen zu sehen, und war sofort bis zum höchsten Staunen erschüttert. Sie spielte die Maria Stuart. Ihre Stimme, ihre Art zu gehen und zu stehen, ihre Gesten, jeder Blick und jedes Lächeln hatten sich verändert. Sie kam ihm vor wie zur höchsten Freiheit vorgezungen. Gewiß sprach sie große, tönende Verse, aber ganz anders als alle Schauspieler sonst und auch ganz anders als sie selbst früher. Es war immer, daß sie unausgesetzt im schmelzenden Feuer ganz zerglühte und dennoch mächtig herrschte in wunderbarer Form. Es war nicht nur, daß jede Geste und jede Silbe bezwungnes Leben ansagte. Sie war nicht nur die Person, völlig, die sie darstellen wollte, sondern wie die Ausschöpfung und Verkörperung tiefsten Lebens, das sich in dichterisches Gefäß gegossen hat. Wenn Karl

die Dichtung, in der er sie hatte spielen sehen, nachher las, so wußte er, daß er sie an ihrer Darstellung neu begriffen hatte. Form war durchsichtig geworden. Sogar nicht nur die Absicht des Dichters, nein, die des Weltenerzeugers, der diese Gestaltung geplant hatte.

Er scheute sich dennoch lange Zeit, zu ihr zu gehen. Er konnte sie gefährden. Auch mochte es sein, daß sie alle Gabe der Größe in ihrer Natur nun an ihre Kunst weggab und für ihr persönliches Leben nichts mehr behielt. Er hätte sich nicht gewundert, sie außerhalb ihrer Kunst eitel, abgepannt, stumpf zu finden. Sie lebte sehr für sich. Ihre Mutter war tot. Bewunderer drangen kaum bis zu ihr durch.

Er ging doch zu ihr. Sie empfing ihn freudenvoll: „Karl Röper!“, die Tränen stürzten ihr. „O, Sie Geist aus der alten Zeit!“

„Von mir ist nicht mehr viel übrig“, sagte sie. „Am liebsten redete ich überhaupt nicht mehr. Ich kann es nicht. Alles ist zu viel geworden. Aber wie liebe ich meine alten Freunde!“

Allerdings war sie vollständig gleichgültig gegen Kleinigkeiten ihrer Umgebung geworden. Sie konnte wirklich in unglaublich abgetragenen und verbrauchten Kleidern in ihrem Hause herumwandern, während ihr früher nichts zierlich genug sein mochte. Auf ihren Bühnenanzug verwendete sie jede Aufregung, Genauigkeit, jede Zeit und ihren ganzen außerordentlichen Geschmaç. Für daheim lohnte ihr nichts mehr.

Aber sie war jetzt ein wunderschönes Weib.

Liebte sie Alexander Nienburg noch? Bestand diese Bindung immerdar? Karl fragte nach dem Freunde. „Er ist in Osterreich“, sagte Lisma gedankenvoll, seufzte und sagte offen: „Wir wissen immer voneinander. Ach, könnte ich ihn nur noch einmal wiedersehen!“ Sie senkte das Haupt.

Sie gingen zusammen zur Rahel Lewin, die von Völkerverliebe kündete. „Soll ewig Haß zwischen den Völkern sein?“

Zwischen zwei einander im Wert so gleichen Nationen?
Beide so herrlich!“

„Die Franzmeier sollen erst einmal auch uns als herrlich und gleichwertig anerkennen“, antwortete Karl. „Dann wollen wir weiter sehen.“

Lisma sagte hohnvoll, nun werde sich ja wohl Preußen freundwillig nach den Absichten aller Vortrefflichen auf den russischen Schlachtfeldern hinrichten lassen, ruhmlos und lammsgeduldig.

„Wenn sich die Millionen“, sagte sie, „ja, die vielen Millionen Menschen, die jemals auf der Welt hingerichtet worden sind, nicht immer so geduldig, nicht immer mit so viel Würde, wie es ja wohl heißt, hätten hinrichten lassen, sondern sie hätten sich alle wütend und ausnahmslos und bis zum letzten lebendigen Augenblick und mit allen Kräften und Sinnen, mit allem, was sie nur aufbringen konnten, immer nur gewehrt und hätten um sich geschlagen und erbittert gefochten und geschrien und niemals hätte sich einer das Hinrichten gutwillig gefallen lassen, — ich versichere Euch, das Hinrichten wäre schon seit hunderttausend Jahren, wahrscheinlich schon in uralten Vorzeiten, gänzlich abgeschafft worden. Wir wüßten gar nicht mehr, daß man hinrichten kann. Aber so ist es. Konvention, Mode, Tradition, wie man will. Daß nur einer ja denkt, er muß sich beim Hingerichtetwerden auch noch anständig benehmen, wie zu seiner letzten Feierlichkeit, und so läßt er sich in Haltung abschlagen, und ich weiß nicht was noch. Und so wird immer weiter hingerichtet, an den einzelnen Menschen, an den Völkern, an den Erdteilen.“

„Ja“, sagte Karl, „Sie würden sich doch auch nicht bis zum letzten Augenblick mit aller Gewalt und unter Geschrei und Wut wehren.“

„Ich fürchte nein, ich täte es auch nicht“, antwortete sie. „Bis man so weit ist, bis zu seinem Hinrichtungstag, hat man alles satt. Aber man sollte es dennoch tun. Wir sind immer schwächlich. Als Volk müßten wir die ganze Welt mit unserm Geschrei und unserer Wut erfüllen. Alles andre ist ganz einerlei. Würde! Wenn uns einer derart unter seinen Stiefelabsatz tritt! Verlangt einer Würde vom Wurm, dessen Eingeweide quellen?“

Rahel Lewin erzählte vom Tode des Dichters Heinrich von Kleist, der sich im Monat vorher, im November, erschossen hatte. Aus Gram über Deutschland, über Preußen. Er habe eine Frau mitgenommen, aber sie sei nimmermehr die Ursache gewesen, höchstens ein Anlaß. Er wollte sterben. „Sein Herz hat übermenschlich gelitten und sich verzehrt. Nichts an Liebeskraft zum Leben war mehr in seinem Herzen geblieben. O, vor einem Vierteljahr erst saß er auf diesem Stuhl! Er kam manchmal zu mir und hatte Zutrauen. Ich konnte ihm wenigstens bisweilen wohlthun. Er war ebenso kühn wie schüchtern. Lange Zeit verging immer, bis er seine Seele aufblätterte, weil sie mehr Mut hatte als die ganze Welt sonst. Er beschämte immerdar die Welt. Aber es ist nicht zu ermessen, was Deutschland, der Welt, mit ihm starb. Um seiner andern, seiner Seelenwelt willen war er gegen unsere kleine so gleichgültig geworden. Aber doch nur, weil sie ihn verstieß. Gott helfe uns allen, weil dieser Mensch an der Feigheit seines Volkes starb.“

Sie bot Karl Abschriften der vaterländischen Dichtungen Kleists an. Vieles sei nicht veröffentlicht, niemals gedruckt worden.

Karl blieb mißtrauisch schweigsam. Unmöglich könne dieser Dichter, der sich da totgeschossen hatte, der Herr von Kleist, so groß gewesen sein, wie ihn die Rahel nun leiden-

schaftlichst ausschrie. „Neben Goethe, und nun Schiller tot ist, sollte noch ein ganz Großer gelebt haben? Und niemand wüßte etwas von ihm? Aber nach der Rahel wäre er ein Genie gewesen!“

„Ich würde ihr doch glauben“, bestätigte Lisma. „Davon versteht sie alles. Und wenn die Rahel sogar einen Sänger des nationalen Hasses lobt!“

Rahel sandte ihm die Abschriften. Er wollte sie nicht lesen. Er fürchtete sich. Dieser Dichter war an seinem Herzensgram um Preußen gestorben. Und wenn er wirklich hatte sagen können, um was seine Seele loderte, so mußten seine Werke zum Himmel stürmen, und seine Seele würde aus ihnen schreien.

Karl schrieb an Gneisenau auf sein Gut. Er überlegte: Konnte ihn Gneisenau nicht gebrauchen, so mußte er weiter, wieder aus Preußen fort. Dann blieb nur noch Rußland. Die deutsche Legion dort. Freiherr vom Stein weilte beim Zaren, als das Herz alles Widerstandes gegen Napoleon.

Da laßt heute so einer von Madrid bis Petersburg und von Konstantinopel nach Rom und nach Paris, sagte er sich die Worte Christians her.

Aber Gneisenau schrieb fast umgehend Antwort. Des Inhalts, daß er wieder in Berlin sei. Er nannte eine Stunde und gab sein Haus an. Er schrieb sehr höflich, eigenhändig mit wunderschönen, klaren Zügen.

Die Stunde nahte gegen Abend. Karl trat in ein stilles Haus, das Gneisenau ganz bewohnte. Er wurde über weite Treppen und durch einsamen Vorraum geführt bis ins Arbeitszimmer. Gneisenau war jetzt außer Diensten mit dem Titel eines Staatsrates. Er erhob sich vom Schreibtisch des abendlichen Zimmers, in dem nur auf der Schreibplatte ein starkes Licht in einer hohen Glasglocke brannte. Der ältere Diener,

der Karl eingeführt hatte, stellte nun dieses Licht auf den Tisch in der Mitte.

Gneisenau lud Karl sehr höflich zum Sitzen ein. Karl erstaunte vor dem hohen Mann. Er hatte allenthalben von der Schönheit und Herrlichkeit Gneisenaus gehört und war nun an der Wirklichkeit dennoch beflommen. Solche Götter stiegen für Preußen in all seine Mühsal und Abgunst hinab?

Gneisenau trug feine bürgerliche Kleidung. Er saß Karl gegenüber und fragte freundlich: Er sei gleich ihm in England gewesen? Karl berichtete. Ja, bis vor kurzem, und vorher habe er als Legionsoffizier in Spanien gekämpft, bis er verwundet wurde. Über seinen Dienst als schwarzer Freischärler habe wohl Herzog Friedrich Wilhelm, wie er in Aussicht gestellt, dem Herrn Staatsrat Mitteilungen gemacht?

Karl berichtete von Spanien und warb in jedem heißen Herzschlag inbrünstig um die Seele dieses Mannes Gneisenau. Er sollte der Hort des ratlosen Preußens sein, und er sollte, wurde er nur zugelassen, lenken können. Karl ängstigte sich. Vielleicht blieb Gneisenau kalt, wenn auch nur kalt gegen ihn. Wie viele Bittsteller mochten da täglich nahen!

Er fragte endlich geradezu: „Was soll ich nun tun?“

Gneisenau sah ernst auf ihn.

Karl sagte: „Ich bin doch nach Preußen zurückgekommen, um Dienst zu tun. Ich will nicht verzweifeln. Manche erschließen sich. Sollen wir alle nach Rußland flüchten? Ich will ja nicht zurückweisen, daß ich überhaupt nach Rußland gehe. Aber ich möchte doch so für mein Leben gern in Deutschland nützlich werden.“

Gneisenau antwortete: „Ich bin auch vom Schauplatz der Dinge, wie sie sich heute entwickeln, abgedrängt. Sie wissen es, unsere Partei ist nicht obenauf.“

„So ist es wirklich möglich, daß Preußen mit Napoleon gegen Rußland zieht?“

„D“, meinte Gneisenau bitter, „möglich ist alles bei uns. Es heißt, daß wir nur noch die Wahl haben, Bündnis mit Napoleon oder Krieg gegen ihn. Neutral können wir nicht bleiben.“

„Aber vielleicht ist die Frage doch auch so zu stellen: Kann Preußen überhaupt einen Krieg gegen Napoleon führen?“ fragte Karl erregt.

Gneisenau antwortete bedächtig: „An sich, nach unserer Meinung, schon.“

Karl breitete ihm demütig seine Ansicht hin. Sei vielleicht so die Meinung: „Wenn die preußischen Festungen, die immer noch in unserm Besitz sind, wirklich instand gesetzt und ordentlich verteidigt werden, so halten sie gegen jede Kriegsmacht aus? Aber hingegen, und wenn wir noch so ergebungsvoll ein Bündnis mit Napoleon schließen, so bleiben wir doch immer verdächtig, schon, weil wir allzusehr mißhandelt und niedergetreten sind, und nach dem Siege Napoleons über Rußland stürzen wir unweigerlich nach? Vielleicht aber findet doch auch Napoleon in Rußland unerwartete Schwierigkeiten. Dann würden wir wieder, wie 1807, nur das Entschädigungsobjekt. Diesmal zu unserm vollständigen Untergang.“

„Ja, so sehen wir die Sachlage an“, antwortete Gneisenau.

„Ich bin aus meiner Laufbahn herausgerissen und damit aus allen meinen natürlichen Verbindungen“, flehte Karl. „Ich lebe unter falschem Namen, und was das heißt! Seitdem ich aus Preußen hinaus mußte, bin ich überall nur Abenteurer. Aber ich darf aus tiefstem und treuestem Herzen bekennen, daß ich alles nur um des Vaterlandes willen tat. Um mich selbst tat ich nichts. Ich will längst nichts mehr als nur mit

meinen Kräften meinem Lande, ich meine Deutschland, das ganze Deutschland, — nützlich werden.“

Gneisenau wiederholte traurig: „Ich bin selbst beiseite gestellt.“

„Lassen Sie mich Schreiberdienste bei Ihnen tun, Herr Oberst, oder benützen Sie mich, wie Sie wollen. Ein Mann, der sich für seine eigne Person so gänzlich aufgibt, ist doch selten, sogar für heute. Wir können uns doch nicht alle erschießen sollen. Stellen Sie mich ein.“

Gneisenau antwortete: „Ganz gewiß will ich Ihnen helfen, mein Herr Kriegsrat, nur beschämt mich meine eigne Lage tief. Ich kann so wenig tun. Aber Ihre Kraft soll nicht umsonst und nicht gegen Sie leben. Sie hören bald von mir. Vertrauen Sie.“

Karl erhob sich, dennoch enttäuscht und bitter.

Ich werde im besten Fall Faltes Rolle zu spielen haben!

O nein, doch nicht. Ganz gewiß gehe ich nach Rußland. Oder nach Spanien zurück. Ich will nur noch irgendwo im Dienst sterben.

Aber Gneisenau sandte Botschaft. Karl wurde nochmals zu ihm gefordert. Er sagte ihm: „So steht unsere Lage: Der Staatskanzler, Herr von Hardenberg, sieht nur eine hinhaltende Politik als für uns möglich an. Der König könne sich nicht, vor allem innerlich nicht, seiner ganzen Art nach, noch einmal einzig und allein nur auf Rußland verlassen, das ihn nochmals preisgeben könne und diesmal rettungslos.“

„Es ist nur“, sagte Gneisenau, „daß viele meinen, verloren sind wir doch. So sollte ein allerletzter Versuch gemacht werden. Preußen werde wieder Kriegschauplatz. Diesmal werden unsere Festungen zuverlässig sein.“

„Krieg müßte wieder in Preußen toben?“ fragte Karl zurückbeugend.

„Ja“, sagte Gneisenau, „wie anders? Wir erklären an Rußlands Seite Krieg gegen Napoleon. Der Krieg kann dann nur hier bei uns durchgefochten werden. Es kommt doch so. Und wem es um Hab und Gut, um Ruhe und Wohlleben, überhaupt um Leben geht, der soll schon davonbleiben, es mit Napoleon aufzunehmen.“

„Aber können wir die kleinen Seelen mit uns reißen? Und jeder, der Krieg kennt, weiß, daß es sich nicht um einen einmaligen heroischen Entschluß handelt. Der ist bald gefaßt. Aber ihn nachher durchhalten, unter den grimmigen Schwierigkeiten, unterm Kriegselend, das ist die Frage.“

„Handelnd gelingt uns vieles“, entgegnete Gneisenau. „Wird der große Anstoß gegeben, so stürzt uns diesmal das ganze Volk zu. Das ganze deutsche Volk, wage ich zu sagen. Auch mir geht es niemals nur um Preußen.“

Er meinte noch: „Im Rat des Königs wird sich wahrscheinlich jetzt die französische Meinung durchsetzen. Dann muß ich wieder aus Berlin fort. Unsere, Scharnhorsts und meine Anwesenheit hier in Berlin würde ja von vornherein jede Aufrichtigkeit eines preußischen Bündnisses mit Napoleon verdächtig machen.“

„Aber nun vor allem in betreff Ihrer selbst, mein Herr Kriegsrat. Es ist unbedingt notwendig, hier rechte Männer an der Hand zu haben. Frau Fürstin Radziwil, Prinzessin Luise von Preußen, — Sie wissen, daß sie die Schwester des weiland Prinzen Louis von Preußen ist, — möchte Sie aufnehmen, in die Verwaltung ihres Vermögens. Sie kann Ihnen keine große Stellung anbieten. Aber ich weiß nichts anderes. Ich möchte Ihnen raten, nehmen Sie an.“

Karl war wie erlöst. Die Prinzessin empfing ihn am andern Tag, als er sich zu ihr verfügte, lebhaft freundlich. „Wie ich höre, haben Sie meinen toten Bruder gefannt?“

Sie lebte in glücklicher Ehe mit dem Fürsten Radziwil. In ihrem Palast in der Wilhelmstraße wurde die feinste und geistreichste Geselligkeit von Berlin gefeiert. Karl wurde von der Prinzessin in den engsten Kreis ihrer kleinen Frühstücksmahlzeiten gezogen und mochte, wenn er Lust hatte, zu ihren Konzerten und Empfängen erscheinen. In seinem Amt hatte er mit den Scherereien besonders um die polnischen Einkünfte des Ehepaares zu tun.

Die Prinzessin besprach vertrauensvoll mit ihm, was an sie kam. Nur sollte er so gut wie immer bereit sein. Die Prinzessin hatte gar keine innere Möglichkeit, sich vorzustellen, daß ein anderer nicht ohne Unterlaß auf dem Sprunge für sie sein konnte oder wollte. So mochte sie ungefähr unter allen vierundzwanzig Stunden des Tages nach ihm schicken. Dann hatte sie durch ganze Tage keine Zeit für ihn. Er hätte ihr nie bestimmte Zeitansetzungen angewöhnen können. Trotzdem blieb dieses Amt Himmelsgabe für ihn.

Die Prinzessin ließ ihn ungefähr im Morgengrauen holen. Sie empfing ihn mit Tränen. „So ist unser Unglück entschieden. Der König hat sich zum Bündnis mit Napoleon entschlossen. Gneisenau hat mir seinen Abschiedsbrief geschrieben. Scharnhorst hat um seinen Abschied nachgesucht und ist schon aus Berlin fort.“ Sie schluchzte schwer. „Ich danke Gott, daß mein armer Bruder tot ist. Gott hat ihn lieb gehabt, daß er ihn von hinnen nahm. Warum wurden wir einstmals so hoch erhöht, wenn wir so tief stürzen sollten! Alles ist verloren. Jede Ehre vor allem!“

Karl hatte die Nachricht erwarten müssen und wurde nun doch von ihr zerschmettert. Alles war aus. Der Himmel war mit seinem Licht niedergefallen. Nun war hinfort nur noch Unterwelt.

So war Unehre. Kein Preuße hatte hinfort ein Recht in der Welt.

Er arbeitete, legte der Prinzessin Akten und Briefe vor und wanderte gegen Abend fort. Mochte nach ihm verlangen, wer wollte. Er wanderte aus Berlin hinaus durch den Tiergarten und durch Charlottenburg und durch den Wald und immer weiter. Er wußte, daß der Dichter Heinrich von Kleist im Walde, am Wannsee, in der Einsamkeit an der Stelle, an der er sich erschossen hatte, begraben lag. Er wollte an sein Grab.

Er hatte nun die Werke Kleists, die ihm Rahel gab, gelesen und hatte allen gedruckten Dichtungen nachgefragt. Es war ihm recht, wenn diesen Dichter dennoch nur sehr wenige Menschen kannten.

An diesem Grabe erlebte er die Stunde der Verzweiflung. Er lag aufheulend an diesem Grab, seine Stirn eingepreßt. Er fluchte Gott, daß er Deutschland geschaffen hatte. Er hämmerte mit seinen Fäusten auf die Erde, um sie zu kränken. Er riß Blätter von Kleists Grab ab, die er in den Mund steckte, zerbiß und ausspie. Er wollte Tier werden und sich so gebärden und wollte kein Deutscher und kein Mensch mehr sein.

Ich kann nicht ertragen, daß Preußen verloren geht. Preußen allein war der Deutschen Hort. Ich kann nicht ertragen, daß preußische Männer, Soldaten, Kämpfer, Landesöhne, preußische Söhne, in den russischen Etsfeldern und Eiswüsten für die Franzosen zugrundegehen. Sie werden es tun und stumpf gehorchen und für ihre Henkersknechte fechten und Ehrgeiz beweisen und deutsche, dumme und stumpfe Pflicht tun, und ihre Feigheit wird sie hinreißen und sie werden sich bis zum letzten Blutstropfen auspressen lassen und geduldig immer am gefährlichsten Posten stehen und vorwärts rennen und die Franzosenschlachten schlagen, und ihr Blut wird dabei weggespritzt werden. Aber sie sind zu feige, um ein Volk zu sein.

Er rannte zum Wannsee hinunter und starrte hinein. „Ich tue es, ich tue es gewiß. Ich gelobe es. Ich lasse mir meinen Tod nicht durch dich abnehmen, daß du lieber gestorben bist, als solche Schmach länger zu ertragen. Lasse mich nur vorher noch etwas Entsetzliches und Notwendiges tun. Aber ich schwöre dir, daß ich fortan nur in Todesbereitschaft leben werde. Aber Todesbereitschaft muß ausgenützt werden. Du brachtest dein unsterbliches Werk. Ich kann nur etwas Schreckliches tun.“

Es war in ihm, daß er ungefähr unterm ganzen Frankreich eine Explosion anzünden wollte, um es in die Luft zu sprengen und selbst mit zum Himmel oder zur Hölle zu fahren. Er raufte sich die Haare, warf wild die Arme.

„Ich fluche dir, Regen, weil du Frankreich erquidst! Ich hasse dich, Sonne, weil du Frankreich beschirmst! Komm, Regen, daß der Himmel birst und ganz Frankreich untergehen muß. Verbrenne ihre Trümmer zur Staubwüste, Sonne!“

Er warf sich wieder an Kleists Grab hin, lag, still geworden, streichelte es, richtete sich schluchzend auf. „Grolle mir nicht, Held und Geliebter!“ Es war immer, als habe er schuld an Kleists Tod, weil er ihn nicht gekannt und geliebt hatte. „Du weiltest unter uns, aber ich wußte es nicht. In Gram bist du verdorrt; aber ich konnte dich nicht trösten. Noch vor wenigen Monaten lebtest du und konntest gerettet werden! Wir brauchen dich; wie sollen wir ohne dich leben. Verstieß jemals ein Volk so seinen großen Dichter? Erbärmlich werden wir vor der Ewigkeit stehen, um deinetwillen! Seliger Geist im Leuchten, versage uns dein Strahlen nicht, was du irdisch gespendet hast. Gib uns deine Dichtung!“

Er wankte auf und schlich endlich zurück. Mut und Kraft fielen ihn an, um sich auszurasen. Er lief durch den Wald und schrie die Verse des Kleistischen Haßgesanges, die er auswendig gelernt hatte.

Der Gewerbsmann, der den Hügeln
mit der Fracht entgegenzeucht,
der Gelehrte, der auf Flügeln
der Gestirne Saum erreicht,
schweißbedeckt das Volk der Schnitter,
das die Fluren niedermäht,
und, vom Fels herab, der Ritter,
der, sein Cherub, auf ihm steht,
wer in unzählbaren Wunden
jenes Fremden Hohn empfunden,
Bruder, wer ein deutscher Mann,
schließe diesem Kampf sich an.

Alle Triften, alle Stätten
färbt mit ihren Knochen weiß.
Welchen Rab und Fuchs verschmähten,
gebet ihn den Fischen preis.
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
laßt, gestäubt von ihrem Bein,
schäumend um die Pfalz ihn weichen
und ihn dann die Grenze sein.
Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
auf der Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
fragt euch nach den Gründen nicht!

Rußland und der Freund

Das napoleonische Heer 1812 sollte das beste und großartigste sein, das jemals über Europa gezogen war. Dieser Heerwurm wälzte sich durch Preußen, und wo er vorüber war, war das Land kahl gefressen.

Von Polen an wurden die Nachrichten schlecht. Die Rede ging nur von Krankheit, Hunger und Unordnungen. Die Russen wichen aber trotz allem vor diesem Heer zurück. Standen sie dennoch einmal, so wurden sie besiegt. Bei Smolensk und bei Borodino an der Moskwa vor Moskau.

In Preußen zerfleischten einander die Meinungen. Karl behauptete verzweifelt immer, wenn nur Napoleon erst in Moskau eingezogen war, so werde der Frieden abgeschlossen werden. Und nachher war es wie immer, alle Schwierigkeiten des Feldzuges auch für Napoleon und sein Heer waren gänzlich vergessen. Fortan würde die ganze Welt an Frankreich ausgeliefert sein. In solch einem schweren Krieg konnte es niemandem immer nur gut gehen. Aber Ende war doch immer nur für Napoleon in dieser feigen Welt.

Die Hoffnungsfrohen sagten, ja, aber die napoleonischen Heere stürben am Klima und an der Landesbeschaffenheit weg.

„Sind nur auch hunderttausend Deutsche dabei“, knurrte Karl.

Er konnte wenig schlafen, ging nächtlich spazieren, schon weil ihm sein prinzeßlicher Dienst wenig andre Zeit ließ. Er rang immer damit, doch keine weichliche Hoffnung aufkommen zu lassen. Er blickte zum Himmelszelt auf. Dir ist diese Stunde gleich jeder andern. Wir aber harren. Zehn,

zwanzig Jahre, was sind sie dir? Warum hast du Menschenleben so kurz gemacht?

Soll ich ein freies Vaterland erleben dürfen? Ich Wurm im Sande. Aber meine lebendige Seele will zu dir.

Rahel Lewin gab ihm Goethes neuen großen Roman, erschienen als Karl in Spanien fort war, die Wahlverwandtschaften. Karl nahm das Buch, las es und brachte es traurig wieder.

„Ich vermag mich nicht an Eduard und Ottilie hinzugeben, und staune einen Menschen als einen ungeheuerlichen Gott an, der in diesen Zeiten so dichten konnte, als sei kein Gedanke daran, Eduard und Ottilie wären nicht die Kinder eines zertretenen Volkes.“

Rahel entgegnete betrübt: „Goethe tut das meiste und tiefste für Deutschland dadurch, daß er ist, wie er ist. Als ihn nach der Schlacht bei Jena jemand anschrìe: Deutschland ist ganz verloren! donnerte er: Mir wagen Sie so etwas zu sagen, der ich vor Ihnen stehe?“

Karl beharrte: „Ich empfinde es als Armut, wenn einer nicht seine eigne Ehre im Schicksal seines Landes miterlebt.“

„Wie soll einer aus einem andern Volk meine deutsche Ehre antasten können?“ staunte Rahel lebhaft.

„So“, antwortete Karl gröblich. „Nun, wenn einer auf die Juden schimpft, geht es Ihnen ja wohl auch ins Herz.“

Friedrich von Haffelde ward um diese Zeit wieder nach Berlin zurückversetzt. Karl war froh. Um des französischen Argwohns willen konnten sie nicht zusammenwohnen, aber sie trafen einander täglich.

Friedrich beharrte einfach und ohne Abschweifung: „In Rußland geht es dem Napoleon schlecht. Moskau ist abgebrannt, aber Rußland schließt keinen Frieden. Diesmal geht es dem Napoleon schlecht.“

Karl war dagegen, und er wollte keine Hoffnung hegen: „1807 ging es ihm in Polen auch elend. Und nachher kam doch Friedland und danach Tilsit.“

Alle preußischen Patrioten waren der Ansicht, daß sich der König aus Berlin entfernen müsse. Hier konnte er von Spandau aus jederzeit binnen einer Stunde von den Franzosen gefangen werden.

Dezember 1812 nahmen Karl und Friedrich an einem Nachmittagskonzert im Palast des Fürsten Radziwil teil. Zwischen dem prinzlichen Ehepaar und Karl war sogar erörtert worden, vielleicht aus den unveröffentlichten Dramen des Dichters Heinrich von Kleist das eine, den Prinzen von Homburg, auf der Hausbühne der Radziwils zur Aufführung zu bringen. Lisma hatte sich glühend eingesetzt, war zur Prinzessin gekommen und hatte gesagt: „Wenn ich die Prinzessin Natalie aus dem Prinzen von Homburg spielen dürfte, so ist mir, als habe mein Leben doch Zweck gehabt.“

Die Widerstände gegen diese Aufführung waren nicht zu überwinden.

Bei der Prinzessin-Fürstin Luise war jetzt die junge Prinzessin Sophie von Nienburg zu Besuch. Sie war nun zwanzig Jahre alt, groß und schön geworden, heiter, gelassen und gütig. Ihre Anwesenheit störte Karls Seele auf. So war es doch, daß der stumpfste Bösewicht, wenn er dieses Mädchen ansah, an Schönheit, Wahrheit und Güte glauben mußte. Aber ihre Schwester!

Sophie redete ihn herzlich an und nannte ihn bei seinem wahren Namen. Mit Namensverkleidung gab sich überhaupt kaum noch jemand Mühe, seitdem die schlechten Nachrichten aus Rußland dennoch sowohl den französischen Übermut wie alle Furcht vor ihm niedergedrückt hatten.

Sophie plauderte mit Karl. „Ich hatte solche Sehnsucht, einmal aus Kassel heraus und wieder nach dem lieben alten

Deutschland zu kommen. Aber nun bin ich hier so unruhig. In Kassel erfuhrt man wenigstens nichts.“

„Aber Ihre Schwester wußte doch immer alles“, sagte Karl.

„O, Georgette ist Palastdame und hat viele Verbindungen“, meinte Sophie und klagte: „Es ist nicht einfach, mit allem diesem fertig zu werden.“

„Doch, es ist einfach“, widersprach Karl.

„O nein, für mich nicht.“

„Seien Euer Durchlaucht nur immer recht gut deutsch gesinnt, so ist alles in der That einfach.“

Sie seufzte bekümmert, wandte sich zu Friedrich und sagte ihm von seinem Bruder, daß er noch immer in hoher Gunst beim König stehe.

„Diese Königshanswursterei blüht also auch immer noch“, knurrte Karl.

Sie blickte erstaunt und Friedrich stieß ihn entrüstet verstoßen an.

„Ja“, sagte er eigensinnig, „in Spanien gab es für alle Menschen nur einen Willen, und deshalb redete auch jeder frei heraus. Niemand kann sich vorstellen, welche Glück solche Kühnheit ist, und was alles sich bei solcher Einigkeit aushalten läßt. Bei uns fürchtet jeder immer nur Verrat und zum mindesten gibt es fast stets die so beliebten Mißverständnisse. Überlegen wir einmal: In diesem Saal werden, so schätze ich, an zweihundert Personen anwesend sein. Ich wette, eine jede von ihnen hat eine andre Meinung über Preußen und Napoleon, und ob wir es mit ihm aufnehmen sollen oder nicht, und dann ist auch noch die Frage wie und alles weitere. Spanier sind Gott sei Dank nicht so flug. Wir Preußen sind höchstens einmal in Kriegszeiten ein Volk, und nun fangen wir auch noch an, den Krieg zu verabscheuen.“

Sophie seufzte bekümmert. „In einem neuen großen Krieg zwischen Preußen und Napoleon würde mein Bruder Alexander auf der einen Seite, mein kleiner Bruder Chlodwig, der nun Offizier geworden ist, auf der andern kämpfen“, sagte sie.

Karl zuckte mit den Achseln. „So mußte es kommen. Das ist Sinnbild Deutschlands. — Wie geht es Prinzessin Schwester Georgette?“ fragte er grimmig. „Ist sie noch immer nicht verheiratet? Sonderbar, wie alt Ihre Schwester wird, ohne sich zu verheiraten, solche göttliche Schönheit!“

Sie antwortete noch höflich: „Über solche Dinge spricht niemand zu Georgette“, und wandte sich zu Friedrich. „Herr von Haffelde, als ich ein kleines Mädchen von vier Jahren war, haben Sie mir einmal zu Weihnachten in Biederitz von der Fuchsmutter und ihren Jungen im Walde erzählt. Ich habe es nicht vergessen und habe auch oft still im Walde zusehen wollen, und manchmal ist es mir auch geglückt.“

„Durchlaucht geruhen, so viel Erinnerung zu bewahren!“ sagte Friedrich begeistert, und Karl drückte sich mürrisch weg.

Er ging, um im Kabinett der Prinzessin-Fürstin nach Papieren zu sehen, die erledigt werden mußten, arbeitete still. Seine Erregung legte sich sacht. Nach einem Stündchen kam ein Diener, nun fange das Konzert an. Karl fand Friedrich, der ihm fast händeringend sagte: „Wie konntest Du nur diesem Engel Sophie mit solchem Ingrimme begegnen?“

„Ist sie mir für ewige Zeiten böse?“ lachte Karl.

„O nein. Sie! Wir haben gar nicht mehr über Dich gesprochen.“

„Also! Na, und das war doch nur, mein Freund, damit Du um so heller gegen so düsteren Hintergrund strahltest.“

Ein Klavier- und ein Harfensolo wurden vorgetragen. Zur Kammermusik setzten sich vier Herren nieder, zwei berühmte Berufskünstler und zwei Offiziere in Uniform,

die alle meisterhaft spielten. Unter den vorgetragenen Stücken war eins des Prinzen Ludwig Ferdinand. Karl hörte andächtig zu, so sehr ihm Musik nur Zauberwerk blieb und im allgemeinen nur die Löserin dumpfen Krampfs. Vielleicht konnten Künstler in dieser wehen Welt leben und sogar noch glücklich sein ohne ewiges Hingrübeln über Sinn und Zweck. Aber Kleist hatte sich erschossen und Prinz Ludwig Ferdinand hatte auch kaum anderes als den Tod gesucht.

Er sah auf die schönen geschmückten Menschen mit ihren feinen Häuptern und den geschmeidigen Gestalten. Gehörten sie vielleicht wirklich zu einem untergehenden Volk? Konnten sie jemals erfüllen, was Spanier leisteten? Liebten sie Ruhe und feinen Genuß allzusehr?

In einer kurzen Pause, gerade nur im Beratmen zwischen den Klängen zweier Sätze, trat ein fremder preußischer Offizier zum Hausherrn, dem Fürsten Radziwil, um ihm, sich zu ihm neigend, eine Mitteilung zuzuflüstern. Der Fürst verließ aufstehend mit dem Offizier sofort den Saal. Nach einiger Zeit saß er wieder an seinem Platz.

Doch während der Musikaufführungen bemächtigte sich der Gäste die allmerkwürdigste Unruhe. Jeder wußte, trotzdem während der Pausen nur einige Bemerkungen fielen, daß ungeheure Nachrichten aus Rußland eingetroffen waren.

„Moskau ist ja schon seit Wochen von Napoleon aufgegeben“, sagte jemand neben Karl zu seinem andern Nachbarn.

Friedrich legte bedeutsam die Hand auf des Freundes Arm. „So wird er sich anderswo einschänzen“, antwortete Karl achselzuckend.

Die Gesellschaft brach beinahe verstört sofort nach den Aufführungen auf. Das fürstliche Gastgeberpaar war sichtlich hoch erregt. Aber in diesem der Königsfamilie so nahe ver-

wandten Hause konnten keine Nachrichten vom Kriegsschauplatz, welcher Art auch immer, verbreitet werden.

Prinzessin Sophie trat nochmals zu den Freunden. Sie war tief erbleicht. „Ich glaube, das französische Heer soll vernichtet sein“, sagte sie zu Friedrich.

„Ich glaube auch!“ entgegnete Karl höhnisch.

„Ja, aber Napoleon soll es selbst melden.“

Karl sprang die Treppe hinab. Die meisten Männer gingen noch um nähere Nachrichten in die französische Kommandantur.

Wenn diese Straßen und Steine wüßten, pächte es Karl an, und die Versuchung schüttelte ihn, stehen zu bleiben und zu rufen: Erlösung! Wacht! Euer Tag naht!

Aber er glaubte dennoch nicht, so wollte er sich selbst einreden. Im wirklichen Napoleonsbericht würden ganz andere Dinge stehen.

Er riß in der Treppenhalle der Kommandantur eines der gedruckten Blätter, die dort ausgegeben wurden, an sich.

Französischer Heeresbericht 29.

Er konnte nicht lesen, so schlug seine Hand hin und her. Jemand neben ihm griff zu, hielt und las mit.

Der Bericht war lang und bestätigte, daß es keine französische Armee mehr gab, und stellte den furchtbaren Zustand der Heerestrümmer fest. Hier war geschrieben:

Die Kälte, die am siebenten November einsetzte, stieg plötzlich und zeigte sechzehn und achtzehn Grad unter Null. Die Armee, am sechsten noch so schön, war am vierzehnten nicht mehr zu erkennen, fast ohne Kavallerie, Artillerie, Train. Diejenigen Leute, die ihre Natur nicht hinreichend gestählt hatten, um allen Wechselfällen des Zufalls und des Glücks zu trotzen, verloren nun ihre Heiterkeit und gute Laune und träumten nur noch von Ungemach und Unglück.

Andre aber, die sich über dieses alles erhaben fühlten, behielten ihre Heiterkeit und gewöhnliches Benehmen bei und sahen in der Überwindung dieser Schwierigkeiten nur Anlässe zu neuem Ruhm.

Karl las halblaut, überstürzt, raunend, murmelte, lachte auch bei einzelnen Stellen auf und las weiter. Weiter. Es kam erst. Die Hauptsache, ja, da war es.

Der Feind, der auf dem Wege die Spuren des entsetzlichen Unglücks sah, das die französische Armee betroffen, suchte Vorteile daraus zu ziehen.

„Allerdings!“ hohnlachte Karl. „Wird ihm Napoleon sehr übel genommen haben.“

Er umringte unsere Marschkolonnen mit seinen Kosaken, die wie die Araber in der Wüste die vom Weg abgekommenen Wagen und Trains wegnahmen. Diese verächtliche Kavallerie, die bloß Lärm macht und nicht imstande ist, eine Kompagnie Voltigeurs zu durchbrechen, zeigte sich, von den Umständen begünstigt, furchtbar.

Karl merkte, daß Friedrich, den er verloren hatte, neben ihm stand und mitlas.

Unsere Kavallerie hatte solchen Mangel an Pferden, daß man die Offiziere, denen ein Pferd geblieben war, zusammennehmen mußte, um vier Kompagnien zu je hundertfünfzig Mann zu bilden. Die Generale taten den Dienst von Hauptleuten und die Obersten den von Unteroffizieren. Diese heilige, von Grouchy kommandierte Schar, unter dem Oberbefehl des Königs von Neapel, verlor bei allen Bewegungen den Kaiser nicht aus den Augen. Die Gesundheit Seiner Majestät war nie besser.

„Gott“, sagte Karl lustig, „da wird allerdings manch einer von Ungemach und Unglück haben träumen können. Die

Gesundheit Seiner Majestät war nie besser! Was dieser Bösewicht nun damit wieder im Schilde führt!“

Er stand in sich gefehrt, um sich die Nachrichten zurechtzulegen, blickte auf und in die erregten preußischen Gesichter.

„Freiheit!“ seufzte Karl.

Viele redeten.

„Napoleon soll schon von der Armee fort sein.“

„Die Russen konnten ihn nicht einmal fangen!“

„Der kommt noch mitten durch Deutschland hindurchgereißt.“

„Der hat schon längst in Polen Winterquartier.“

„Die Polen hängen ihm an.“

„Er kann wegen seines Schwiegervaters Polen nicht zum Königreich ausrufen.“

„In Paris soll Revolution sein.“

„Der setzt sich in Polen fest, in Warschau oder in Wilna. Dort hat er seine französischen Magazine.“

Karl ging mit Friedrich zu Gneisenaus alter Wohnung, die der Oberst nach seiner Abreise beibehalten hatte. Alle Fenster lagen stumm zugehängt. Karl klingelte beim Hausmeister. Nach einer Weile schlurfte der Alte heran, betrachtete Karl, den er wiedererkannte, sah auf Friedrichs Uniform und gab Auskunft, der Herr Oberst sei noch nach England verreist.

„Wissen Sie, daß der Napoleon sein ganzes Heer in Rußland verloren hat?“ fragte Karl.

„So, so“, antwortete der Alte. „So kommt nun auch der Napoleon an die Reihe.“

Stille, Schneefall, tiefe Stille unterm Himmel in den Tagen der heiligen zwölf Nächte. Durch die Tore schlichen zerlumpfte Franzosen herein, einzeln oder paarweis oder in Trüppchen, als Bettelmänner der großen Armee. Manche

hatten noch ein Stück Uniform an, die Reste einer Bärenmütze oder einen Fexen Hose, und manchem baumelte sogar ein Rest Sattel wie ein Joch um die Schultern. Waffen brachten sie am seltensten mit. Niemand legte Hand an sie. Da kamen sie als die Zeugen des wunderbarsten Strafgerichts Gottes, und ihr Anblick ging über die Fassungskraft der deutschen Menschen von damals.

Karl kam mit Friedrich die Köpenicker Straße entlang gegangen. Ein Bauernschlitten mit grobem grauen Kasten, aus dem Strohbündel herausgingen, klapperte und klingelte an ihnen vorüber.

„Hast Du es gesehen?“ fragte Friedrich hastig. „Ich glaube, in dem Schlitten saß Luč.“

Karl drehte sich rasch um. Aber zwischen seiner Sicht und dem Schlitten hatte sich schon ein andres Fuhrwerk eingeschoben.

Seit Lučs Abgang von der Freischar hatte keiner der Freunde die geringste Kunde von ihm erhalten.

Friedrich ging in Lučs alte Wohnung, die um der schlechten Zeiten willen schon lange leerstand. Wo sollte er sonst fragen? Seine Vermutung bestätigte sich. Die Wirtin teilte ihm aufgeregt mit, ja, der Herr Rittmeister seien da, aus Rußland zurückgekehrt, und sie hätte gern mehr geredet. Aber Friedrich fragte schnell: „Der Herr Rittmeister ist zu Hause?“ und trat ein.

Luč erhob sich vom Sofa und stand grau, böse, ein Ge-rippe vor Friedrich. Sie wechselten rasche Rede. Luč sagte, da sei er also schon ausgespäht. Also sei nirgends mehr Ruhe.

„Wir wollten Sie doch nur besuchen, um nach Ihnen zu sehen, ob Sie etwas brauchen. Sie konnten doch ganz verlassen sein“, sagte Friedrich. „Die Kameraden sind alle fort.“

„Ich komme mit Ihnen“, sagte Luč. „Hier bleibe ich nicht. Körper ist bei Ihnen?“

„Ja, aber er heißt jetzt Reimers. Er ist heimlich hier und muß sich verbergen.“

Luß hörte nicht mehr zu und holte seinen Mantel. Er trug gute, bürgerliche Kleidung. Wortlos, das Haupt vorgebeugt, lief er auf der Straße neben Friedrich hin. Plötzlich rannte er über den Straßendamm, um drei Männer anzufallen, die sich, mit Lumpen, Weiberröcken, aber französischen Mützen und Degenkoppeln ausgestattet, unter einer Laterne beratschlagten. Er überhäufte sie mit französischen Schimpfwörtern, hielt ihnen tobend die Faust unter die Nase, und Friedrich hörte, daß er ihnen die Nummer ihres Regiments und ihrer Kompagnie abfragte.

Er kam zu Friedrich zurückgesprungen. „Unter allen Umständen“, sagte er, „hat dieses Gesindel immer Haufen von Geld um sein Gedärm in seine Lumpen eingenäht; und so kommt ein derartiges Bettelpack an!“

„Aber das tun sie doch alle“, wunderte sich Friedrich.

„Ich leide es aber nicht“, erwiderte er.

Friedrich schwieg höchst betroffen.

„Ich war beim Murat“, sagte Luß und stand.

„Ja“, erwiderte Friedrich ratlos.

Sie starrten einander an.

„Ich mußte eine anständige Truppe kennenlernen“, sagte Luß höhniisch. „Ich kann jetzt aber sofort wieder nach Hause gehen.“

„Ach, Sie werden doch Körper nicht anzeigen“, sagte Friedrich und fürchtete sich insgeheim vor Karl.

Luß murmelte: „So will ich noch einmal mit Ihnen gehen!“

Friedrich sprang schnell, während Luß im Flur seinen Mantel ablegen sollte, zu Karl in die Stube. „Er ist draußen. Er kommt aus Rußland und war beim Murat. Aber habe Geduld mit ihm, und er kann uns alles erzählen.“

Luc trat schon ein, händereibend, sich mehrmals verbeugend. Seine kleinen, scharfen Ralmückenaugen glitzerten. Er war ungewiß, ob ihm Karl die Hand geben würde. Der stand, die Hände hängen lassend, betroffen. Luc sagte: „Sie haben die große Kunde wohl schon vernommen. Daß ich beim Murat gewesen bin. Was tut einer nicht in der Verzweiflung für sein Handwerk, um es einmal ordentlich zu lernen. Wo haben denn Sie gesteckt? Immer nur bei unsern schwarzen Braunschweigern? Sie sollen ja wohl immer noch in England leben?“

Er lehnte, die Beine übereinandergeschlagen, weltmännisch im Sofa und tippte die Fingerspitzen gegeneinander. Aber seine Hände waren jetzt, wie alles an ihm, grau, knochendürr und zerwittert.

So kann man es doch nicht nehmen. Der ist ja ganz zerstört, der erholt sich doch nicht wieder, dachte Karl und schwieg.

Luc richtete sich schroff empor. „Ich frage, wo Sie diese Zeit über gesteckt haben. Verstanden Sie mich nicht?“

„Sie sind doch nie mein Vorgesetzter gewesen“, erwiderte Karl ruhig.

Luc sank zurück. „Entschuldigen Sie.“

Sie schwiegen. Er murmelte: „Wenn man kaum wieder zurück ist . . .“ und sagte seufzend: „Wir haben wirklich viel durchgemacht. So müssen Sie uns verzeihen. Aber es würde mich wirklich interessieren, wo Sie untergekommen sind.“

„Ich war in England und in Spanien“, gab Karl Auskunft, „und habe in Spanien gekämpft und bin verwundet worden. Dann bin ich über England zurück und nun fürs erste hier. Ich heiße Reimers. Christian Mende, wenn es Sie interessiert, ist in Spanien gefallen.“

„Das tut mit leid, aufrichtig“, sagte Luc und versank in düsteres Brüten.

Karl fragte Ludſ: „Bitte, ſagen Sie mir zuverlässig, iſt, ſoweit Ihr Augenschein in Frage kommt, die große, franzöſiſche Armee wirklich vernichtet?“

„O ja, allerdings“, antwortete Ludſ, „vernichtet iſt ſie ſchon, wenn jemals eine vernichtet war.“ Er fragte: „Die Preußen ſtehen noch bei Riga?“

„So heißt es“, antwortete Karl.

„Wenn dieſe Linie hält, ſo werden unſere Reſte noch an der Weiſſel aufgenommen“, ſagte Ludſ.

„O, die hält ſchon“, erwiderte Karl bitter. „Was denken Sie, Deutſche!“

„Wer kommandiert bei Riga?“ fragte Ludſ. „Ich meine, die Preußen?“

„Jezt Generalmajor von York. Früher General Grawert. Der York vom Gefecht bei Altenzaun vor Lübeck 1806“, antwortete Friedrich.

„Ihnen, dieſen Franzmeiern, geſchieht nichts bei uns“, ſagte Karl. „Sie erkennen es an Ihrem eignen Schickſal. Die Frazeroberſten und Generäle und Hauptleute erhalten bei uns die beſten Pferde zum Vorſpann, wenn ſie nun in die Heimat wollen. Wohin befehlen Sie?“

„Ja“, ſagte Ludſ düſter. „Dabei, wenn die Preußen jezt alles totschlügen, was bei ihnen durchwanft, gäbe es jezt nie mehr ein franzöſiſches Heer.“

Sie ſchwiegen.

„Können Sie ſich denn nicht denken, daß ich es auch einmal kennenlernen wollte?“ fragte Ludſ.

Karl antwortete traurig: „Denken können! Alles zwiſchen Himmel und Erde, was auch geſchieht, iſt hinterher, Schritt vor Schritt genommen, zu begreifen. Daß es dennoch ſo kam! Schritt vor Schritt, und doch waren dazwiſchen Aberhunderttauſende anderer Wege. Und es konnte auch ganz

anders sein. Daß gerade nur dieser Weg gegangen wurde. Aber das Herz entscheidet.“

„Bergebt mir, beide“, sagte Lucä höhnisch. „Ihr seid sehr tugendhaft. Aber auch Ihr könnt es nicht ändern, daß nun einmal Deutsche als Soldknechte anderen Leuten die Schlachten schlagen. In Rußland sind viel mehr Deutsche als Franzosen gefallen.“

„Tapfer kämpfend“, sagte Karl.

„Höchst tapfer kämpfend“, antwortete Lucä. „Wenn ein Soldknecht seinen Goldherrn aufgibt, so muß aber auch gar nichts mehr bei ihm zu holen sein. Jeder will vorwärts kommen.“

Er lockte die Freunde an: „Ich kann viel erzählen.“

Friedrich erwiderte höflich: „Wir werden Sie gern hören.“

„Ich habe“, sagte Lucä, „so ziemlich alles durchgemacht und kann viel erzählen.“

„Wir bitten“, meinte auch Karl.

Aber er tat es doch nicht, sondern sank in sich zusammen und schüttete nur starken Wein in sich hinein, forderte Branntwein oder lieber richtig Heißes. Friedrich ließ Grog kommen.

„Ich kann noch nichts sagen“, meinte Lucä ergeben. „Ich will Euch zu einem Abend bei mir haben. Ich will mich dann besinnen und will Euch erzählen, wenn Ihr dann zu mir kommen wollt. Ich werde Sie wirklich nicht verraten, und Sie sind ganz sicher bei mir. Ich bitte Euch sehr, kommt doch einmal.“

Er war aufgereggt, wohl durch das viele Trinken, fieberte auch. Er ging bald.

Friedrich besuchte ihn; er lag fast immer zu Bett. „Ich schlafe, schlafe durch die Tage. Aber es ist schwer, in solch einer Stube zwischen lauter Wänden auszuhalten.“ Er bat um den Besuch an diesem Abend. „Ich werde ein Abendbrot besorgen.“

„Lud muß doch wieder zu seinem Regiment einrücken“, sagte Friedrich. „Jetzt stellt er sich krank und ist es auch offenbar. Aber ich bin überzeugt, er hat sich nicht einmal gemeldet. Er muß doch auch aus Berlin fort.“

„Wo steht er denn, bei welcher Truppe? In welcher Stadt? Unterm Murat ist ein weiter Begriff.“

„Ich weiß nicht. Ich mag nicht fragen. Von selbst sagt er nichts.“

„Ich möchte wirklich hören, was er uns erzählen kann“, sagte Karl.

Nach dem Entsetzen, als dessen Trümmer die französischen Soldaten in Berlin einschlichen, mußte das Schicksal des französischen Heeres namenlos sein.

Sie kamen zu Lud. Er war außer Bett und hatte sich gut angezogen, war haltungsvoll und sehr freundlich und noch immer nicht im alten Hochmut und Schnitt.

„Ich habe einiges zusammengedacht und habe es auch aufschreiben wollen“, sagte er. „Aber niemand kann es lesen und man kann es auch noch nicht aufschreiben.“

Er bewirtete die Freunde sorgsam und saß vornübergebeugt auf dem Sofa, versank wieder in Brüten. Sie dachten, er würde es wieder nicht mit dem Reden zwingen. Aber er warf sich plötzlich auf, lehnte sich ausatmend zurück. Er lächelte, es war freundlich gemeint, aber alle Anstrengung zerbrach; sie sahen nur eine fast traurige Grimasse. Entsetzt starrte er sie an. „So geht es nicht. Seid Ihr meine Freunde?“

Sie schwiegen erschüttert. Friedrich fragte: „Sollen wir lieber gehen? Aber wir wollten Ihnen gern tröstlich nahe sein.“

Er rückte sich straff. „Ihr sollt hören. Ich muß es zu Ende bringen können.“

Nun redete er und kam in Fluß. Manchmal stand er auf, um hin und her zu gehen, durchs lange, niedrige Zimmer, und stand in ferner dämmriger Ecke und redete hohl von

dort als ein Gespenst. Er kam in den trüben, bescheidenen Lichtkreis der einzigen Kerze zurück und setzte sich ins Sofa, erzählte halblaut, erzählte mit nur sparsamen Handbewegungen. Die Fassung verlor er nicht wieder.

Die Freunde saßen lautlos am Tisch. Die Kerze brannte nur halbhell, und aus der Weite des Zimmers schwamm beklommenes Staunen heran. Das Licht flackerte auch oft, und Friedrich beugte sich vor, um es zu puhen.

Manchmal streckte Luc eine erdfarbene Hand, schon wie halbtot geworden, nach dem Glase Punsch aus für die heißere Kehle, sprach weiter.

So hörten sie vom Schicksal, das jetzt über die Welt entschied.

Luc sagte: „Russisch-Polen ist ein stinkender Kalmückenmisthaufen. Die Städte gehen an; da kommen aber auch nur ein paar Kathedralen und ein paar Schlösser in Betracht. Russisch-Litauen ist in besserem Zustand, viel ordentlicher, auch viel wohlhabender, das heißt, was heute noch davon übrig ist. Vandamme, Murats Unterfeldherr, verlangte, daß wir die Dörfer mit allen Balken, Fenstern, Dächern, Bäumen und Scheunen, von Sachen gar nicht zu reden, in unsere Läger, auch nur für ein paar Stunden, hereinholten. Napoleon hat gesagt, wenn er noch einen Vandamme hätte, so würde er einen erschießen lassen, aber einer sei nützlich. Vandamme macht sich nichts aus französischen Soldaten, sondern zieht hundertmal die deutschen vor. Vielleicht hält er sie aber auch nur für roher. Vandamme konnte sich nicht mit Murat stellen und kam weg. Junot nach ihm wollte die Armee schonen. Seinen Ruhm, den er schon hat, will er zitternd nicht aufs Spiel setzen. Persönlich ist er beinahe tollkühn. Dadurch hat er einst Napoleons Aufmerksamkeit erregt und seine Laufbahn angefangen. Aber wir haben an der Moskwa fast nur zugesehen, das heißt, nicht einmal

das, weil wir im dicken Wald in Deckung lagen. Wir hörten nur das Gefräch und Getobe von der Schlacht. Aber zum Einzug in Moskau waren wir ziemlich frisch.

„Mit Moskau ist alles anders als einer bis dahin kennt. Wir standen auf den Hügeln über der Stadt und sie lag zauberhaft unter Sonnenglut zu unsern Füßen. Sie ist im weitesten Umkreis in dickes Gartengrün eingebettet. Darüber wuchsen tausend strahlende goldne Kuppeln zur Sonne auf, von aberhundert Kirchen. Moskau ist eine ungeheure Stadt an Ausdehnung und eine Hauptstadt der Welt wie Paris, nur einer östlichen und wahrscheinlich tatarischen Welt. Wir haben uns eingebildet, da unten in der Stadt gingen, während wir auf sie herabschauten, aberhunderttausend Menschen emsig auf Handel und Wandel aus, Menschen, die uns bald hüten und pflegen würden, und alles nach diesem schweren Feldzug würde nun gut sein. Von was allem wurde da nicht geträumt! Von wahrer Welteroberung und von Frieden, und Moskau war, zu unsern Füßen, das Juwel am Stirnband Gottes, und er nahm es nun ab und reichte es uns hin. Ich habe Napoleon auf dem Hügel stehen sehen. Er stand zufrieden triumphierend da. Sicherlich glaubte er nun, er sei am Ziel. Und so hatte er die Erfüllung des Lebens. Der Feldzug war bis hierher sehr schwierig gewesen, aber wir dachten alle, daß er jetzt zu Ende sei, und wir hatten dieses ungeheure Sonnensteppenreich doch erobert, und es war die Pforte, durch die wir in die Welt des Sonnenmorgens hineingehen konnten. Mir fiel sofort auf, daß unten in Moskau mit all seinen aberhundert Kirchen die Glocken ganz still waren, während sonst bei unsern Einzügen immer alle Kirchenglocken gingen. Es kam auch durchaus keine Stadtobrigkeit, um uns die Schlüssel zu überreichen. Napoleon wartete sehr lange, daß sie kommen sollte. Nur kam niemand. In der Armee wurde ausgesprengt, daß wir warteten, bis

sich das russische Heer aus Moskau herausgezogen habe. Murat habe mit dem russischen General Miloradowitsch abgeschlossen, daß Moskau von russischen Truppen entleert sein sollte, bevor wir einzögen. Die Russen rückten auch wirklich, während wir westlich einzogen, durch die Nordosttore ab.

„Wir zogen aber überhaupt in eine leere Stadt. Moskau ist nachher abgebrannt, aber es waren nicht mehr viel Leute darin. Die Bewohner waren im großen Flüchtlingszug fort. Wohin? In die Steppe und in andere Städte, wo jemand einen Menschen hatte, aber die meisten aufs Land. Alle Klassen von Einwohnern waren fort. In den Palästen hatten die Herren und ihre Frauen ihre Kinder und einige notwendige Habe zusammengepackt und waren fort. Genau so war es in den Bürgerhäusern. Wir gingen in den Herrenhäusern durch geräumige und ganz öde Zimmer, aber überall lagen die herausgerissenen und oft schon halb zusammengepackten Sachen, und in der Küche standen oft noch Speisereste, ganz frisch, und in den Speisekammern offene, angebrauchte Mehltonnen oder Kästen mit Erbsen oder Linsen oder Säcke mit Dörrobst. Fleisch war wenig da. Manchmal zogen ein paar ganz alte Dienstleute in den Herrenhäusern zitternd hinter uns her, wenn wir uns die Quartiere aussuchten. In den Kaufmannsstraßen hatten die Kaufleute ihre Waren verlassen und hatten ihre Vorratskammern zugeschlossen, hatten die Schaufenster verhängt und waren fortgegangen. Die Räumung muß ganz plötzlich erfolgt sein, und nur in einem stockabergläubischen Lande vermögen die Bewohner einer so großen Stadt vor einer anrückenden, feindlichen Armee so völlig zu fliehen und alles, was sie besitzen, im Stich zu lassen. So war es uns noch nicht begegnet. Sonst bricht immer höchstens ein feindliches Lager auf, aber nicht die Hüter und Pfleger städtischen, durch die Jahrhunderte aufgespeicherten und geliebten Eigentums. Diesen Leuten lag die Steppe noch

im Blute, und so zogen sie einfach fort und wieder zur Steppe hinaus. Der Gouverneur von Moskau, Kostopschin, hat diesen Wegzug befohlen, aber doch nur, weil auch er Russe ist und weil er auch nur so wie alle andern wollte. Er hätte ja auch niemanden zwingen können, seinen Befehl auszuführen. Solcher Befehl kann nur gegeben werden, wenn er den allgemeinen Willen durchführt. Schon nur auf den Gedanken eines solchen Befehls zu kommen! Dieser Gouverneur hat aber zuletzt noch die Irrenanstalten und Zuchthäuser öffnen lassen, um uns wenigstens noch diese Ungetüme auf den Hals zu hegen. Nachher waren bei dem Brande auch alle Feuerspritzen fort. Der Gouverneur hat alle Schreänisse in dieser ungeheuren Stadt vorausgewußt, weil er Russe ist und seine Stadt genau kannte. Alle Sachen konnte er nicht wegschaffen lassen. Auf die Dauer konnten uns aber Sachen nicht viel nützen. Was sind Sachen in einem Krieg auf Leben und Tod! Zuletzt nur Hindernis.

„Ein ganzes, über Hügel hingebautes Stadtviertel heißt der Kreml. Dort wohnte der russische Kaiser, wenn er in Moskau residierte. Hier zog Napoleon ein.

Nun ergoß sich die Armee in ihre Quartiere und konnte sich höchst bequem in den leeren Häusern ausbreiten. Alles staß voller Sachen, nur waren keine Leute da. Die Gewölbe wurden natürlich sofort aufgebrochen und geplündert. Napoleon wartete auf den Frieden und dann, so dachten wir alle, würde die Bevölkerung in ihre Häuser und zu ihrem Handel und zu ihren Hantierungen zurückkehren und sich nach ihren Steppenwanderungen recht gern mit uns einrichten, und diese Leute konnten ja unterdessen gar kein Familienleben geführt haben. Wir aber würden von dem bezwungenen Moskau aus in die ganze, riesige Ostwelt ziehen.

„Es war völlig unmöglich, daß in dieser aufsichtslosen Stadt nicht geplündert werden sollte. Niemand behütete

diese unendlichen Schätze, ja, niemand legte Wert auf sie. Die Soldaten gingen während der ersten Tage immer nur in die Kaufmannsgewölbe und kamen mit Säcken voller Kostbarkeiten zurück, und wenn einer etwas Besseres fand, so warf er die Dinge aus seinem Sack fort und stopfte das andere hinein. Die Disziplin war während des schweren Heranzuges gelockert worden. Wenn einmal ein herumfriechender Russe in den Gewölben gefunden wurde und wahrscheinlich auch dort stehen wollte, so wurde er sofort erschossen. Besonders später, als die Stadt brannte und wir annehmen konnten, daß die Russen die Feuer aus Bosheit ansteckten. Es brannte schon vom zweiten Tage an. Schließlich ist es aber die allernatürlichste Sache von der Welt, daß es brennen mußte. Losgelassene, immer halb betrunkene Soldaten, die immer nur plündern und immer über Schnapsfässern liegen, in einer leeren Riesenstadt aus lauter Holzhäusern!

„Zuerst gab sich kein Mensch mit dem Löschen Mühe. Da waren so unzählig viele Häuser. Wenn eins abbrannte, nun, so räumte jeder nur seine Lieblingsbeute, was er gern behalten wollte, sein Pferd und sein bißchen andres Zeug in ein andres Haus. Als der Brand allgemein wurde und der Stab die Gefahr erkannte, wurden ganze Häuserreihen eingerissen, und das Feuer brannte sich wirklich nach einzelnen Stadtteilen aus. Mehr als halb Moskau ist aber verbrannt. Mir ist es so ergangen, daß ich in der Nacht aufwachte, die Fenster waren von der Feuersglut draußen zersprungen, und ich war von dem Glasgeflick aufgewacht, und nun sausten mir die Splitter tosend um die Ohren. Draußen fegte totschwarze Hölle wie aus dem Backofen schmelzglühend vorbei. Die ganze Straße mußte brennen. Es war wie mitten in einem Scheiterhaufen. Ich bin aufgestürzt und habe meinen Burschen, der sinnlos betrunken in der Küche lag,

mit Fußtritten hoch bekommen, und es tat mir sehr leid, daß ich den Kerl, auf den ich eine Stinkwut hatte, nicht in seinem Suff liegen und wegbrennen lassen konnte, so widerwärtig war mir dieses Schwein. Aber ich mußte den Schurken für die Pferde haben, und wir bekamen sie mit Mühe und Not gerade aus dem Stall, und der Kerl wurde darüber fast nüchtern.

„Napoleon zog, als auch der Kreml anbrannte, in ein Landhaus vor der Stadt. Jetzt war keine Zeit mehr zum Palastbewohnen. Es war schließlich für alle ein sonderbarer Morgen, als es nicht mehr brannte und sogar die Feuer in der Hölle ausgegangen waren. Nur noch aus den einzelnen zusammengestürzten Haufen zog der stinkende Qualm. Wir hätten uns aber Läger bauen können. Holz war immer noch sehr viel da, und für unsere so sehr zusammengeschmolzene Armee reichten auch die Häuser in den Ruinenstraßen, was noch allenfalls stand, sogar mehr als hinreichend aus. Von den Soldatenweibern wurden mitten in allem Untergang doch keck und frech ganze Märkte von dem Plünderzeug veranstaltet, und da war der leidenschaftlichste Tauschhandel, und viele hatten auch Geld, denn sogar bare Münze, Goldstücke und Silber und was noch, war vielfach in den Häusern gefunden worden, so schnell und so besinnungslos war dieser Auszug vor sich gegangen. Aber von Anfang an waren wir von aller Lebensmittelzufuhr abgeschnitten worden. Unsere Leute wurden stets, wenn sie zum Fouragieren aus dem Tore ritten, nur abgefangen und kamen niemals wieder. Die Bauern draußen forderten, wenn ein Dorf noch keine Gefangnen gehabt hatte und ein andres war bevorzugt, die Gefangnen für ein paar Rubel ab. Da haben sie die Gefangnen reihenweis gebunden nebeneinander gelegt, und dann Bretter darüber, ganz glatt, immer mehr, und dann hat das ganze Dorf unter Gefreiß wie Höllenbestien und unter ihrer

Ungeheurmusik die Gefangnen totgetanzt. Welche sind doch entkommen, in dem Aufruhr, und wir wußten es nun.

„Weil wir nun jetzt schon im Herbst nichts zu essen auftreiben konnten, durften wir an kein Überwintern in Moskau denken. Wir mußten zurück, einfach ohne das geringste ausgerichtet zu haben, nur zurück. Da zeigte sich der Wahnsinn der napoleonischen Kriege, weil sie immer viel zu weit von ihrer Basis entfernt sind, und nur die hündische Unterwürfigkeit der Besiegten ersetzt sie. Aber die Russen wollten diese Unterwürfigkeit nicht leisten, trotzdem sie in ihrem größten Teil noch leibeigene Sklaven sind; deshalb sind sie aber auch nicht immer viel zu klug. Wir hatten bis jetzt immer herrlich klares Wetter gehabt und das war nun unser Verderben, denn darum erkannten wir das russische Klima nicht, wie es war. Der Kaiser soll dem Zaren Friedensanträge gemacht haben und wartete nun immer auf eine Antwort. Er bekam nur keine. Wir mußten fort.

„Wir zogen am neunzehnten Oktober endlich von Moskau ab und torfelten, weil wir trotz allem nicht ausgeruht waren, sondern immer in unserm Gemüt auseinandergesprengt, und wir hatten auch immer Hunger, unsere wüste, abgefressene Seeresstraße zurück. Wahrscheinlich kann in Rußland nichts befohlen oder ausgeführt werden, was nicht dem nächsten Bedürfnis gilt. Wir haben es auch nicht gekonnt. Sondern wir taumelten vom Morgen in den Abend hinein. Auf dem Schlachtfeld von der Moskwa, an dem wir nun wieder vorbei kamen, haben wir noch einige Besinnung gehabt. Hier hatten weder Franzosen noch Russen aufgeräumt, und wer nicht als Verwundeter sofort von seinem Heer mitgenommen worden war, hatte hier verfaulen müssen und war verreckt. Es war die große Verzweiflung zu Weinen. Es stank nach Leichen bis in die Wolken, und diese scheußlichen Aser waren Menschen gewesen und hatten alle etwas gewollt und hatten

sich Gedanken gemacht. Da war diese Handvoll des entsehllichsten Todesverkommens aus der Hand des fürchterlichen Gotteswesens geglitten. Das soll Gutes bezwecken: In der blutigen Schlacht kommen diese Zehntausende aus Tapferkeit und in Begeisterung und aus tüchtigen Empfindungen zu diesem langsamen Scheusalstode um. Gott und die Natur gehen nicht schonend mit ihren Geschöpfen um. Aber sie werden bei den kalten Nächten ohne Essen und Trank nicht lange von sich und ihren Leiden gewußt haben. Auf diesem Schlachtfeld aber war durchaus Leben. Wolken von Geiern und Raben rauschten hoch, wenn wir näher kamen, und kreischten und krächzten und wollten vor Wut am liebsten auf uns niederhacken. Wir haben ihnen ihre Beute gelassen, was konnten wir tun!

„Bernichtend wurde die Kälte Anfang Dezember. Die Kosaken bauten am Weg für die fremden Heeresteile, die des Wegs kommen mußten, Malzeichen aus den erfrorenen Leichen, die überall herumlagen, und ein Arm zeigte mit einer Tafel nach Moskau und ein anderer nach Smolensk oder nach einem nächsten Ort. Die Kosaken zündeten auch Feuer am Wege an, stahlen sich weg, und wenn sich genug ans Feuer gesetzt hatten, brachen sie mit Gebrüll hervor. Sie nannten das Krebsleuchten. Menschen behandeln einander auch gern einmal so, wie sie es immer mit Tieren tun. Aber bald kamen die Kosaken nicht mehr und veranstalteten auch kein Krebsleuchten mehr, denn wohin sollten sie mit den Gefangenen? Morgens lagen die Feuer, die wir uns ansachten, kalt und verschneit, und die Leichen lagerten und saßen im Kreis herum. Die Wachen schliefen auch immer ein. Solange die Leichen noch Sachen an hatten, wurden sie immer nackt ausgezogen, weggeworfen und liegen gelassen. Ins Feuer torfelten alle; die Glieder waren den meisten abgefroren, und sie spürten das Feuer überhaupt nicht mehr. So torfelten sie mitten

ins Feuer, nur, um es warm zu haben, fielen hin, brannten mit ihren Lumpen an; welche rissen sie weg, weil sie das Feuer zugrunde richteten; sie blieben liegen, kohlten dahin und waren tot. Alle hatten ganz verbrannte Kleider, und waren am Gesicht, an den Händen, überall, schwarz gebrannt. Die Kerle in den Weiberlumpen, die hier hereinschleichen, haben sich schon herausgeputzt.

„Nach Geld, das fast alle Toten in den Kleidern eingenäht trugen, wurde immer eifrig gesucht, trotz allem. Die ganz großen Goldbeuten sind aber erst später gemacht worden, als die Kassenwagen zerbrachen und liegen blieben.

„Die Russen griffen nicht mehr nachdrücklich an, blieben uns aber immer an den Hacken. Napoleon ist ihnen entkommen; er wäre ihnen auch aus einer Gefangenschaft entwischt. Frische Truppen unter Dudinot und Viktor kamen uns bis tief an die Beresina entgegen. Dadurch konnten die Brücken über diesen Fluß und die Sumpfstrecken geschlagen werden zum fürchterlichsten Übergang. Da haben sie einander in den Eisstrom gestoßen, bis die Brückenböcke unter ihnen zusammenkrachten; jede Herde wilder Säue hat auch in Todesangst mehr Verstand. Von hinten brüllten die Kanonenkugeln der Russen in uns hinein, und daß überhaupt ein einziger Mann, Napoleon mitgerechnet, hinüberkam, muß Gott durchaus gewollt haben, denn zu begreifen ist es nicht.

„Dahinter wurde der Winter immer entsetzlicher, und auch den neuen Truppen zergrimmte jede Ordnung, und jeder wollte nur fort, fort, wohin, wer wußte etwas, nur fort, ach, aus dem Leben, niemand glaubte an Entrinnen; fortan konnte nur noch Qual sein, für ewig; die Hölle hatte uns umschlungen immerdar. Die Wirbeleisstürme warfen sich heulend über uns her, die wir nur noch stumpf und wahnsinnig unsere zerfrorenen Taschen hinter uns herzogen.

„Ich will nicht mehr davon reden. Was weiß einer noch genau. Ich denke, nach und nach fällt mir noch manches ein. Ich will es vielleicht richtig aufschreiben. Wozu haben wir das alles erleben müssen. Jedes Gefühl von Wichtigkeit und von Menschlichkeit, von menschlichem Wesen und Wissen ist abgefroren. Es kann einer wohl noch in verrückter Erregtheit Taten tun, aber dann will er doch nur immer schlafen und aus seiner Höhle nicht herauskriechen. Die Welt ward höchst abgeschmackt. Unterm Winter hinfallen und einschneien, Himmel über dir tief, tief, die Wolken sinken über dich, so habe ich mich furchtbar gesehnt und so sehne ich mich noch. Ich konnte die Kälte im Freien nicht aushalten, und nun sind mir die Stuben und die Wände ekelhaft und stinken. Ich will nur noch in den Himmel hinaus, daß der Wolkenhimmel im Schneien über mir verloren sei, daß endlich der Wolkenhimmel mit dir eins ist. Was soll ich tun? Ich habe seitdem immer Kopfschmerzen, von der Kälte her, und seitdem ich an die glühenden Öfen kam, noch viel mehr. Immer liegen glühende Bänder um meinen Kopf oder solche aus Eis, es ist dasselbe. Jedenfalls drücken und schmerzen sie ununterbrochen.“

So sprach Luc.

„Die Truppen, die uns entgegen kamen, sind fast nur Badener und Hessen gewesen“, sagte er noch. „Aber ich habe sie nicht mehr als die Franzosen geliebt, und ihr Verkommen war mir nicht um einen Faden mehr leid. Jedes vaterländische Gefühl ist aus in mir. Alle Menschen unterm Himmel sind nur wertloser Dreck. Paris wäre mir ebenso gleichgültig und verhaßt wie jetzt Berlin. Ich ahne nicht, wie einer es weiter treiben soll.“

„Napoleon wird sicher die Völker bald wieder aus den Lägern treiben“, sagte Karl endlich.

„Kann sein, wird schon so sein“, gab Lucä zu. „Nur werden die Russen kaum aus dem Lande gehen. Wenn Du einem Russen befehlst, gehe heute dahin, so tut er es. Und wenn der Tod dazwischen steht, so kehrt er nicht zurück, sondern bleibt höchstens vor dem ganz unüberwindlichen Hindernis stehen und geht ein. Aber wenn Du einem Russen schwierige Wege beschreibst und Richtungen und Ziele angibst, und nach so und so vielen Tagen soll er hier sein und nach weiteren dort, so kann er solchen Auftrag nicht ausführen. Er kann keine Richtung und kein Ziel durchhalten. Alle Depeschenträger sind Deutsche, auch fast alle Offiziere der hohen Stäbe. Aus seinem Lande will jeder Russe die Franzosen um jeden Preis heraus haben. Aber nun denken sie, nach diesem Fehlschlag kommen sie bestimmt nicht wieder, und damit ist alles für sie aus.“

„Also ist da auch keine Hoffnung für Preußen?“ rief Karl entsetzt. Das Zögern des Königs, überhaupt eine Meinung auszusprechen, mußte alsdann nur zu begreiflich sein.

„Ich weiß ja nicht“, antwortete Lucä. „Ihr pflegt ja die französischen Offiziere und Unteroffiziere auch noch. Ohne sie gäbe es zu unseren Zeiten nie wieder ein französisches Heer. Ihr erhaltet sein Gerüst.“

„Ja“, sagte Karl, „sollen wir diese Elendshaufen totschlagen?“

Friedrich sagte: „Wir können doch zum Beispiel nicht Sie festnehmen lassen.“

Lucä lächelte. Die Freunde gingen erschauernd bald.

Als Friedrich am andern Tage kam, ins Zimmer eintrat, hatte sich Lucä erschossen und mußte die Pistole abgefeuert haben, als er Friedrichs Schritt auf der Treppe hörte. Sein Körper war noch ganz warm.

Er wurde still begraben.

Etwa zwei Wochen nach Neujahr 1813 kam die Nachricht nach Berlin, daß General York die Weichsellinie nicht gehalten, sondern seine Preußen gerettet hatte. In der Neujahrsnacht hatte er mit dem russischen General von Diebitsch, einem geborenen Preußen, in der Mühle des Dorfes Poscherun bei dem Flecken Tauroggen einen Neutralitätsvertrag abgeschlossen.

Karl ging am Tage, an dem er diese Nachricht als zuverlässig erfahren hatte, und ihre Wunderfreude durfte fortan in den deutschen Herzen leben, in die katholische Hedwigskirche, weil sie immer offen war, kniete an einem Pfeiler hin und betete.

„Du hast mich dessen gewürdigt, daß ich diese Stunde erlebe. So wie uns diese Kunde kommt, hast Du an uns Preußen doch in diesem General York einen ganz großen reinigenden, freien und schlaffenlosen Entschluß gewandt. Auch ich als Deutscher darf wieder mein Haupt heben. Gott, daß Du sogar uns wieder zu lieben scheinst! Und ich gelobe Dir, daß ich nie wieder ganz elend sein will.“

König Friedrich Wilhelm zögerte und sprach sich öffentlich gegen den General York aus. Die Zeitungen brachten die Berichte von außerordentlichen Rüstungen des Kaisers Napoleon, der bald wieder, wenn ihn jezt jemand nach dem russischen Mißgeschick angreifen wollte, das größte Heer der Welt auf die Beine gebracht haben würde. Aber der russische Kaiser werde auch bei entschiedenstem Willen nicht imstande sein, seinem Volk zuwider zu handeln, das nichts anderes wünsche, denn bei sich zu bleiben, nun es den Feind mit aller Kraft von seinem Boden vertrieben habe, und das nicht über seine Grenzen zu bringen sein werde.

Volkstürmen himmelan

Aber das rasende preußische Fieber nach dem Bekanntwerden des Yorkschen Entschlusses war nicht mehr zu stillen. Langsam gingen die Yorkschen Preußen mit den Russen auf Ostpreußen zurück. Der Freiherr vom Stein, beim Zaren die Seele des Widerstandes gegen Napoleon, kam dorthin. York und Stein riefen die ostpreußischen Stände zusammen. Stein trat auf, um feierliches Versprechen des russischen Kaisers anzufügen, daß er, wolle nur Preußen dem Kriege gegen Napoleon beitreten, nicht eher Frieden machen werde, ehe nicht Preußen in seiner ganzen früheren Macht wieder hergestellt worden sei.

Da erklärten die ostpreußischen Stände aus eigener Machtvollkommenheit an Frankreich den Krieg und schlossen sich Rußland an.

Sie boten ihr gesamtes, durch die Kriege und die Durchzüge 1812 nur leider grenzenlos erschöpftes Vermögen an Geld, Pferden, Lebensmitteln und vor allem an Menschen auf.

Aber in Berlin wogte der Streit der Meinungen. Karl hörte bei seiner Fürstin alle Meinungen sofort. Gneisenau komme von England zurück. Scharnhorst wirke schon in Schlesien.

Der König müsse aus Berlin heraus und nach Schlesien.

Prinzessin Luise erzählte, daß der Staatskanzler bittere Ränke spinnen müsse, um den König endlich aus seiner Hauptstadt heraus, aus dem Fangbereich der französischen Spandauer Besatzung zu entfernen. Der König wolle nicht. Er mißtraue immer Rußland. Frankreich, — Mißtrauen war

da nicht mehr zu hegen, sondern nur Überzeugung jeder Lücke. Aber das Bündnis bestand nun einmal.

Da ließ der Staatskanzler an die Franzosen in Spandau melden, daß sie ihre Truppen beieinander halten sollten. Niemand könne sie vereinzelt gegen Gewaltausbrüche der preußischen Bevölkerung heut sicherstellen.

Erschrocken zogen die Franzosen wirklich ihre abbefohlenen Abteilungen heran.

Da kam der Staatskanzler zum König. Halte er sich angesichts dieser französischen Truppenzusammenziehungen immer noch nur für sicher? Und wenn er morgen als Geißel aufgehoben und weggeführt werde?

König Friedrich Wilhelm beschloß endlich nach Schlesien hin abzureisen.

Prinzessin Luise klagte: „Daß die Königin nicht mehr lebt!“ Königin Luise war 1810, während Karl in Spanien kämpfte, gestorben.

Prinzessin Luise fragte Karl, ob er, der Kämpfer in Spanien um deutsche Freiheit, er, der ihren Bruder gekannt und seines Vertrauens Würdigung erfahren hatte, ob er sich nicht auch nun dem großen Zuge der Patrioten anschließen und nach Breslau gehen wolle? Sie sagte: „Ich verliere Sie ungern. Sie sind mir bei unserer Arbeit sehr lieb geworden. Aber gehen Sie dennoch.“

Schon nach Berlin strömten die aufgestörten deutschen Männer. Um zu hören, zu erfahren. Aus Westfalen kamen viele. So war es geworden, daß an Preußen wieder das europäische Schicksal zu hängen schien. Hielt sich Preußen ruhig, so war 1812 nur ein russischer Krieg gewesen. Aber das preußische Volk lechzte nach Befreiung durch Krieg.

Zu Karl kamen, als er nun nach Schlesien abreisen wollte, Besucher. Baron von Blotho trat ein, heiter, flug und jetzt sehr hoffnungsfroh. Arm in Arm spazierten sie durch die

erregte Stadt mit den immer bereiten Neuigkeiten. In später, ruhiger Nacht bat Karl den Freund:

„Können Sie als der Gefährte, der meine letzten Tage hier in Berlin mit erlebt hat, zu meinen Eltern gehen? Ich darf mich um keinen Preis ins Westfälische rühren. Ich weiß, daß ich hier beobachtet werde; man hat mich längst festgestellt. Hier wagt man meine Verhaftung nicht mehr, bei Tage schon gar nicht. Sie wissen, ich schlafe schon längst in jeder Nacht an einer andern Stätte. Ich kann nicht zu meinen Eltern gehen. Ich denke Tag und Nacht ihrer.

„Aus dieser Bewegung entwickelt sich nun unter allen Umständen der Krieg. Napoleon kann nicht derart rüsten, um nachher nur nach Hause zu schicken. Niemand könnte es; ihm kommt solcher Gedanke gar nicht. Preußen muß wieder Kriegsschauplatz werden; wir wissen es klar. Auf welcher Seite wir fechten, Sie und ich, — wenn der König noch nicht weiß, wohin er sich stellt, wir wissen es für uns. Ich kann mir nicht denken, daß sehr viele aus diesem Krieg wiederkommen. Jetzt ward die letzte Bereitschaft verhängt. Sagen Sie, sagen Sie meiner Mutter . . .“ Die Worte zerbrachen ihm.

Der Freund drückte seine Hand.

„Wenn ich sterbe“, hob sich Karl wieder zu Fassung, „in meiner letzten Minute des Bewußtseins werde ich wissen, meine Mutter gab mir, was ich zum Opfer bringen mag. Sie trägt die Fahne in meiner Hand voran; sie duldet und kämpft; sie siegt. Sie allein läßt mich auch zum Äußersten hinaufwachsen.

„Daß ich sie so lange nicht wiedersehen konnte! Aber ich durfte nicht über die Grenze und zu allerlezt in mein Elternhaus. Ich habe oft gedacht, habe mir den Kopf zer schlagen, ob meine Mutter nicht einmal hierher kommen dürfe. Aber dann war meine Gegenwart hier wie angeschlagen.“

„Sagen Sie meiner Mutter“, flehte er, „daß ich zu ihr komme, bald. Dennoch. Ich komme bald. Sagen Sie es ihr. Ich bin immerdar ihr vereint.“

Plottho kaufte für Karl zu schönem Andenken eine feine Porzellangruppe, drei Nymphen, die ihm bei einem gemeinsamen Besuch in der königlichen Porzellanmanufaktur das Herz gerührt hatte. Das kleine Standbild wurde ihm nach Plotthos Abreise ins Haus geschickt. Er saß gerührt davor, denn dieses Werkchen konnte ja nur ein Gruß für kurze Stunden sein, der Abschiedsblick von der Welt der Schönheit und Zärtlichkeit.

Vor dem Werkchen saß aber auch der andre Besuch aus Westfalen, Godwil von Godenau, der seine Sache durchaus nicht aufgegeben hatte, sondern immer noch und zwar nun erst recht, als Versucher kam. Godenau trat zu Karl ein. „Sie wollen jetzt nach Schlesien gehen! Welcher tapfere Preuße will es jetzt nicht! Sie wollen vor Ihren König treten und Ihren Rock aufreißen und Ihre Narben zeigen: Das tat ich für Dich! Für Dich und Preußen. Und der Mann soll von ganz Europa verlassen werden, so wollt Ihr nun, der ihm den englischen Zaubergöken umstürzen wollte. Aber schüttelt nur an Euren Ketten, Ihr Armseligen, der Mann ist doch zu groß für Euch!“

Er sagte weiter: „Ihr redet von Untergehen und davon, Euer Alles ans Letzte zu setzen. Liebe Leute! Ihr braucht gar nicht Euer Alles ans Letzte zu setzen, Ihr dummen Preußen. So seid nun Napoleon treu, in dieser Bedrängnis, auf die es ankommt, und Ihr werdet erleben, was es heißt, mit Napoleon siegen zu dürfen.“

„Denkt Ihr, wir wüßten nicht genau, daß Ihr nur die aufgezogenen Puppen von Rußland her seid, und daß die Drahtzieher und bezahlten Begeisterungsfabrikanten dieses

ganzen Schwindels in Prag sitzen und aus Petersburg schweres Geld beziehen? Der englische Onkel und das russische Brüderchen werden Euch wieder für sechs Dreier verschachern, all Euern Tod und Eure ganze Begeisterung, verlaßt Euch darauf.“

Karl erwiderte: „Godenau, ich muß mich über Sie wundern. Es hat keinen Zweck. Ich habe Preußen und seiner Sache angehangen, als sie gänzlich verloren schien. Ich werde jetzt von ihr abfallen, nun Hoffnung glüht!?“

„Ich werde Sie verhaften lassen, Sie erzdummen, albernern, verruchten Kerl!“ schrie Godenau wütend.

Karl lachte geradezu. „Ach Gott!“ sagte er.

„Sie wissen ja gar nicht, wie erbärmlich noch immer Ihre Lage ist, ich spreche jetzt von der preußischen“, ereiferte sich Godenau. „Ihre persönliche natürlich auch, da Sie vom dümmsten aller Staaten durchaus nicht lassen wollen. Es mag ja sein, daß Napoleon einige zarte Gefühle verlegt. Der arme Mann. Er hat wirklich etwas viel zu tun.“

„Zwischen Preußen und Franzosen ist Todfeindschaft gesetzt, so lange uns Franzosen nicht als gleichwertig anerkennen. Dazu wird sich noch viel Schweres ereignen müssen, verlassen Sie sich darauf, für beide Völker.“

Godenau sagte jetzt vorsichtig: „Selbstverständlich würden Sie sofort in Ihr Amt und in Ihren gebührenden Rang wieder eingesetzt werden, bei vernünftigen Entschlüssen. Ich bitte mir aus, doch keine Geste des Abscheus. Ich lasse mich wahrhaftig nur von meiner unvernünftigen Vorliebe für Sie leiten. Zulezt ersuche ich nur um eine Kleinigkeit: Enthalten Sie sich von Demagogie. Bleiben Sie hier. Warten Sie ab. Mehr sollen Sie fürs erste nicht tun.“

Karl antwortete: „Lud ist an dem Zwiespalt zugrunde gegangen. Sie wissen, der Graf Kaspar Lud, der im Dörn-

bergischen Aufstand eine Rolle spielte. Er hat sich erschossen, weil er seine innere Lage als ausweglos ansah. Er hatte diesen letzten Krieg als französischer Offizier mitgemacht. Ich? Ich will nun meinen Weg zu Ende gehen.“

Er stand vor Godenau und sagte feierlich wehmütig lächelnd: „Hören Sie Worte aus dem Grabe, eines anderen Deutschen, der auch am ungeheuren, deutschen Leid zugrunde ging. Sie haben gewiß niemals ein Wort von ihm gelesen, wenn Sie auch vielleicht seinen Namen durch das Aufsehen seines Todes kennen: Heinrich von Kleist. O nein, er war kein preußisch strammer, bedeutend geistloser Murr-Offizier. Er war ganz Flamme hymnischer Leidenschaft, ja, Heinrich von Kleist, der Preuße. Ich sage Ihnen aber, daß dereinst sein Name auf den Bergen neben den Größten flammen wird. Er hat uns das Drama für unsern Aufbruch nun, die Hermannschlacht, gedichtet. Lächeln Sie ruhig verächtlich über meine Schwärmerei. Ich vermag auch nur zu sein wie ich bin. Da zieht der Deutsche Hermann in die Schlacht der letzten Entscheidung, zu der er den Feind eingekesselt hat. Die Priester singen ihm, und mit diesem Gesang in meinem Herzen will ich für Deutschland sterben, wenigstens ich von all den Scharen, die Heinrich ruft und die ihn nicht hören können.“

Karl sprach:

„Wir litten menschlich seit dem Tage,
da jener Fremdling eingerückt;
wir rächten nicht die erste Plage,
mit Hohn auf uns herabgeschickt;
wir übten, nach der Götter Lehre,
uns durch viele Jahre im Verzeihn:
Doch endlich drückt des Joches Schwere,
und abgeschüttelt will es sein!

Du wirfst nicht wanken und nicht weichen,
vom Amt, das Du Dir kühn erhöhst,
die Regung wird Dich nicht beschleichen,
die Dein getreues Volk verrät;
Du bist so mild, o Sohn der Götter,
der Frühling kann nicht milder sein:
Sei schrecklich heut, ein Schlossenwetter,
und Blitze laß Dein Antlitz spein!

Karl saß in sich zusammengesunken, die Hand verbergend
um die Schläfe gehüllt.

Auch Godwil von Godenau schwieg erschüttert still.

„Vielleicht empfinde ich nicht wie ein Deutscher, Ihr habt
recht“, sagte er endlich, „obgleich ich meine nur deutschen
Ahnen durch lange Jahrhunderte zählen kann. Freimütig
gestehe ich, daß mir vor einer Nation graut, der solche Hoheit
nur aus dem Unterirdischen tönen darf. Vielleicht dürfen
bei Euch wirklich nur die Todumschauerten herrlich sein.“

Er raffte sich zusammen. „Um Sie, Karl Röper, trauert
mein Herz. Sie waren mir lieber, als mein Gemüt mir selbst
gestand. Ich habe schlimm um Sie gelitten. Aber wir müssen
im erbarmungslosen Licht abgefemter Welt leben. Nach den
Gesetzen, die hienieden allein gelten, muß ich wiederholen:
Bescheidner Deutscher! Bescheidner Europäer! Die Welt
wird aus Dummheit an England nicht verschächert, sondern
verschenkt!“

Karl antwortete erschöpft und blaß: „Unser König hat
sich noch gar nicht entschieden.“

„Daran glauben Sie selbst nicht.“

„O doch, es ist nur zu ekel wahr. Wir rüsten, allerdings,
wer könnte es leugnen? Aber ob wir eine sogenannte schöne
bewaffnete Neutralität einnehmen wollen, um dabei nach
den feisten Bissen zu schnappen, oder ob wir nicht sogar nur

das aufrehrerische Ostpreußen zu Paaren treiben und ihm alle selbständigen vaterländischen Mucken aber auch gründlich ausbrennen wollen, und wir fangen York und Stein und jagen diese Hochverräter am geheiligten preußischen Kanzleiwillen mit genagelten Geißeln fort, wenn wir ihnen nicht noch lieber zum erbaulichen Beispiel die Köpfe herunterhauen, — das weiß kein Mensch.“

„Gegen Ihren General York zieht Ihr Heer nicht mehr“, sagte Godenau. „So steht es: Der König und York oder York allein. Der König kann York nicht mehr fallen lassen. Sehr viel eher fällt er selbst. Das wissen Sie auch genau. Pommern unter Ihrem General Blücher ist auch schon aufsäffig.“

Karl stand auf. „Was nußt das Reden, bester Godenau. Entschuldigen Sie mich, ich muß packen. Ich reise morgen fort.“ Er schloß seine Schubladen und Schränke auf.

Godenau konnte sich noch nicht fortfinden.

„Was diese Zeit doch für Freuden bringt“, sagte Karl heiter. „Wer hätte gedacht, daß Sie mich noch einmal besuchen würden. Und wenn ich mir die Gelegenheiten überlege, bei denen wir zusammentrafen, so muß ich bekennen, daß mir die Umstände heute am liebsten sind. Magdeburg 1806 vor dem Kriege, Schriße mit dem armen Prinzen und wiederum Magdeburg 1808, als Sie mir so gütig die hübschen sächsischen Gedichte vorlasen, und dann nochmals auf meiner Flucht 1809.“

„Sie vergaßen 1796 in Biederitz. Als Sie da als ein kleiner, lieber, schwärmerischer Junge auftraten. Ach, das sind Sie ja immer geblieben.“

„Ja“, sagte Karl, „und es war hübsch, daß Sie mich noch einmal besuchten. Aber was wird nun aus Ihnen nach unserm Sieg?“

„O, so weit sind wir noch nicht. Napoleon hat immerhin noch zu Frankreich Italien und ganz Südwestdeutschland. Das sind schlecht gerechnet hundert Millionen Menschen mit allen ihren Hilfsquellen, und Preußen hat dagegen, nun, so vier und eine halbe.“ Er lächelte: „Mich braucht jeder Staat.“

Er stand auf, um sich vor dem Spiegel fein und sorgfältig zum Fortgehen zurechtzupfen.

Der wird sich an seinen schönen Halsbinden über jeden Staatsuntergang hinwegschwingen, dachte Karl.

„Werden Sie mich verhaften lassen?“ fragte er. „Aber dann bald. Ich reise morgen.“

„Abgeschmackt!“ entgegnete Godenau.

Er stand abschiednehmend vor Karl, den das Gefühl überkam, als wolle ihn der sonderbare, so kalt glatte Mensch in Bewegung in die Arme schließen. Er zuckte unwillkürlich zurück. Godenau schüttelte den Kopf, lachte auf. Er ging.

Karl aber reiste schon am Abend. Er traute Godenau nun einmal nicht. Vielleicht ließ er ihn in Borsehungshaft nehmen.

Wagen auf Wagen, eine Kette, der lange, der endlose Zug, rollten auf den Straßen nach Schlesien. Jede Art von Gefährt wurde verwendet und der Fuhrwerke waren doch immer noch zu wenig. Pritschen und Leiterwagen, Viehfarren. In allen Gehöften und Stadthäusern waren die Schuppen ausgeleert.

Der König war mit seiner ganzen Familie, mit dem Staatskanzler von Hardenberg, mit dem ganzen Ministerium in Breslau eingetroffen. Auch der französische Gesandte, Graf von Saint Marsan, ein Piemontese, hatte sich dem Regierungsauszug angeschlossen. Staatskanzler Hardenberg hatte ihm nötige Aufklärungen dargereicht. Der König müsse sich dem Druck seiner franzosenfeindlichen Haupt-

stadt entziehen. Was sich der Herr von Saint Marjan bei dieser Entschuldigung nun in Breslau denken sollte, das überhaupt nur von Glut bebt und gewiß nicht von franzosenfreundlicher, blieb seine Sache. Er stellte sich gläubig. Viel Wahl hatte er nicht.

Das stehende preußische Heer wurde in Kriegsbereitschaft gesetzt. Aber es war nur vierzigtausend Mann stark. Die Stadt Breslau wimmelte von zuströmenden Menschen. Karl bekam nach langem Suchen ein Kammerloch unterm Dach, durch dessen Sparren der Himmel lächelte oder drohte, je nach Wettergeschick. Kalt würde es hier immer sein.

Karl suchte Professor Steffens auf, den er in Halle gekannt hatte und der jetzt in Breslau wirkte. Steffens war heiß erregt.

„Niemand hätte ich es für möglich gehalten, daß eine Regierung in so furchtbarer Krisis alles Wesen einfach nur laufen läßt. Sie kommen an und wollen von unsern Entschlüssen hören. Tausende kommen und fragen und fordern und bringen uns alle Kräfte ihres Herzens und ihres ganzen Seins. Aber wir haben keine Entschlüsse mitzuteilen. Der König fürchtet sich vorm Kriege gegen Rußland, das nun aus Ostpreußen zu vertreiben wäre, wie vor dem gegen Napoleon. Von dieser Regierung wird nicht die geringste Leitung der Menschen und der Stimmungen, geschweige denn der Ereignisse, auch nur versucht.“

Karl fragte: „Scharnhorst? Er ist doch hier?“

„Ja“, entgegnete Steffens, „Gott sei gelobt. Wenigstens ihn haben wir.“

Er sagte: „Aber auch Scharnhorsts großartige Langmut wird an diesem endlosen Hin- und Herziehen, diesem Zögern und Nicht-Entscheidenkönnen zermalmt. Er sieht den König überhaupt kaum noch. Die Umgebung des Königs hält vor

allem ihn vollständig zurück. Dabei rüstet Napoleon ungeheuer.“

Ein munterer Hauptmann von Boltenstern trat bei Steffens ein. Karl hatte seinen Bruder in Spanien gekannt. Beschlossen sei, so meldete Boltenstern freudig, sie wollten erst einmal auf eigene Hand eine Anmeldestube für die Freiwilligen einrichten. „Da ist doch das helle Elend. Diese jungen Menschen kommen an und bringen ihre ganze Begeisterung mit. Aber niemand will sie haben. Sie laufen durcheinander und müssen schimpfen und machen Standal, und schließlich stiften sie in ihrem Arger und in ihrer Enttäuschung das größte Unheil an. Dabei dürfen wir sie nicht fortlassen und müssen sie durchaus hier behalten. Doch unserer Regierung ist kein Wort abzurufen, auch nur, gegen wen denn diese ganze Rüstung geht.“

Karl fragte nach der Gesinnung des schlesischen Hochadels.

„O, vor allem“, meinte Boltenstern: „Der schlesische Hochadel haßt den Staatskanzler wegen seiner Bauernbefreiung.“

„Das ist alles?“

„Nun, da sind Ausnahmen, natürlich. Vielleicht reißen sie die andern doch mit, wenn nur einmal gehandelt würde! Hören Sie übrigens. Sie sind in Ihrem Quartier schlecht daran. Sie können ins Haus des Barons von Moisch ziehen. Er hat sein Haus zur Verfügung gestellt. Die Familie ist auf dem Lande. Kommen Sie nur gleich mit, wir gehen zusammen hin. So willige Leute dürfen wir durchaus nicht verstimmen.“

Sie gingen, um dieses Haus aufzusuchen und fanden einen großartigen Palast. Mit feierlicher, hoher Eingangshalle und prachtvолlem, sich gewaltig aufschwingenden Treppenhause. Rühne Standbilder auf dem Treppensims trugen das obere Stockwerk und die strahlend heitere Decke.

Ein alter, über den Besuch hocherfreuter Diener führte sie sofort nach oben, wo Karl durchaus zwei Zimmer, wahre Säle, haben sollte. Er lehnte mit Entschiedenheit ab. In diesen Zeiten! Wer weiß wie viele Kameraden könnten hier prächtig unterkommen. Der Alte schloß ein drittes freundliches Zimmer auf, erzählend, der Herr Baron von Moisch sei als Landrat jetzt immer auf der Regierung tätig und komme nie anders, denn nur ganz spät nach Hause.

Karl sah aus dem Fenster der neuen Heimatwohnung und blickte hoch über Dächer und in den Himmel. Auf dem nahen Kirchturm hob die Uhr aus zum Stundenschlag.

Sie richteten in fliegender Eile in der Nähe des Rathauses die Anmeldestube her. Morgen würden die Freiwilligen kommen dürfen.

Wo sie auch durch hauptfächliche Straßen gingen, alle Steige waren erregt strömend voll. Zu jeder Stunde bis tief in die Nacht wurden neue Nachrichten angesagt und neue Zettel an die Mauern angeschlagen, von Zeitungshäusern her und auch von einzelnen Leuten, wenn einer eine wichtige Nachricht erfahren zu haben glaubte. Vom Umfang und der gänzlichen Bereitwilligkeit einer russischen Hilfe. Von der französischen Ratlosigkeit und Gefährdung allenthalben im Deutschen Reich. Von unerhörten Zwischenfällen gegen die Franzosenbesetzung an allen Ecken Preußens.

In der Abendstunde dieses ersten Tages in Breslau durfte Karl Scharnhorst kennen lernen. Er kam ins ehemalige Jesuitenkollegium, nun der Wohnung von Professor Steffens. Da saß im Hintergrund des großen, weißen, einfachen Zimmers, ins Sofa gerückt, Scharnhorst.

So war der Mann, von dem seine Freunde und das preußische Volk glaubten, daß er sie überwindend gegen Napoleon zu führen imstande sei.

Er saß lässlich und bequem, in Uniform, aber ohne das geringste Abzeichen von militärischem Drill. Er mußte groß sein und war schlank. Er hatte einen schmalen, festen, niedersächsischen Kopf und viel dunkelblondes, strähniges Haar, das ihm achttlos in seine enge, gewölbte Stirn fiel und hinten am hohen Offizierskragen anstieß. Seine dunkelblauen Augen blickten gelassen ruhig. Er war zu denken, wie er als freier und großartiger, älterer, niedersächsischer Bauer bedächtig durch seine Fluren wallte. Er hatte sich an einem Königshof mit Männern von straffster Eleganz und selbstbewußter Mänerschönheit so ganz lässig und unberührt für seine Art erhalten.

Ein Offizier nahm ein gedrucktes Blatt vor ihm vom Tische auf. „Exzellenz haben Kenntniss genommen?“

„In dieser Fassung noch nicht, bitte, lesen Sie nur“, sagte Scharnhorst.

Karl hatte seiner Stimme entgegengehört. Sie rührte tief ans Herz.

Hauptmann Geisler neben Scharnhorst, sein treuer Anhänger, las den Aufruf der preußischen Regierung an die männliche preußische Jugend zum Eintritt in das preußische Heer vor. Dieser Aufruf sollte am nächsten Morgen, dem dritten Februar, in den Zeitungen erscheinen. In ihm stand:

Die eingetretene gefahrvolle Lage des Staates erfordert eine schnelle Vermehrung der vorhandenen Truppen, während die Finanzverhältnisse keinen großen Kostenaufwand gestatten. Bei der Vaterlandsliebe, treuen Anhänglichkeit an den König, welche die Bewohner der preußischen Monarchie von jeher beseelt und sich in den Zeiten der Gefahr immer am lebhaftesten geäußert haben, bedarf es nur einer schicklichen Gelegenheit, um diesen Gefühlen und dem Durste nach Tätigkeit, welcher so vielen jungen

Leuten eigen ist, eine bestimmte Richtung anzuweisen, um durch sie die Reihen der älteren Verteidiger des Vaterlandes zu verstärken und mit diesen gemeinschaftlich an der Erfüllung der ersten von den uns obliegenden Pflichten zu wetteifern.

Danach war angegeben, daß sich die Freiwilligen bei jedem beliebigen Infanterie- und Kavallerie-Bataillon melden könnten, um als freiwillige Jäger überall in die Glieder eingereiht zu werden.

Karl seufzte bei sich: Wer soll auf diese Salbaderei kommen, wem nicht aus sich selbst das Herz brennt!

Aber Boltenstern sagte frisch: „Gott sei gelobt!“ Er blickte in das Blatt. „Aber da ist ja noch nicht einmal die Unterschrift durch den König, sondern nur durch den Staatskanzler!“

„Und in dem ganzen Aufruf steht immer noch kein einziges Wort, gegen wen denn nur unser Feldzug gehen soll, ach, was heißt es, nur unsere Aufrüstung!“ rief schwer erregt ein anderer Mann.

Ein Offizier seufzte: „Ach, daß unsere Königin noch lebte!“

Geisler blickte auf Scharnhorst, der nickte. So erläuterte er: „Aber wenn dieser Aufruf nun morgen erschienen ist, so ist er nicht mehr zurückzunehmen. Meine Herren, damit zerreißt Preußen alle Schandverträge, die es für ewig in Knechtschaft schmieden wollten. Denn endlich heben wir Truppen aus, so viel uns gut dünkt, und fragen den Pfifferling danach, ob wir nach der Meinung der Franzmeier und des Kaisers Napoleon auch dürfen. Und damit sind wir durch diesen Aufruf doch frei geworden.“ Er sprang auf: „Es lebe unser König Friedrich Wilhelm!“

Allen wurde ihre große, innere Bewegung im lauten Rufe frei.

Scharnhorst trat unter die Herren, um einzelne ins Gespräch zu ziehen. Ein junger Mann beugte sich über seine Hand, daß er sie küsse, und als er sich aufrichtete, rannen ihm die Tränen. Scharnhorst streichelte ihm freundlich über den Scheitel. „Mein Kind, mein liebes Kind! Daß wir doch noch miteinander zu Felde dürfen!“

Steffens brachte Karl vor Scharnhorst und sagte seine Laufbahn als preußischer Kriegsrat, als Freischärler und als englisch-deutscher Leutnant in Spanien an.

Karl faßte sich das Herz. „Exzellenz, wenn ich es ausdrücken darf, wie einer danken kann, aber es ist unermesslich, und wir sollen nun im eigenen preußischen Heer kämpfen dürfen, und wer es erfuhr, was es heißt, daß Deutsche auf der ganzen Welt die Soldknechte sind . . .“ er brach ab.

„Ja, wir mußten viel ertragen lernen“, antwortete Scharnhorst.

„Aber unsere Toten für die fremde Sache und sogar für die feindliche nun in Rußland gibt uns keiner wieder!“ rief Karl.

„So wollen wir denn jetzt für Deutschland sterben“, sagte Scharnhorst ruhig.

Karl erkundigte sich bei Boltenstern, ob etwas vom Prinzen Nienburg hier laut geworden sei. Boltenstern hatte nur von fern von ihm gehört. Aber ehemalige preußische Offiziere, die inzwischen in österreichische Dienste getreten waren, kamen täglich hier an.

So war Karls erster Tag in Breslau abgerollt. Er kam in seinen großartigen Palast und durchschritt, während der alte Pießker, sein Diener, ihm voranleuchtete, das hallende, weite Treppenhaus. Er fragte nach dem Hausherrn. Er war daheim, hatte sich aber, sehr ermüdet von unendlicher Arbeit, schon zur Ruhe begeben.

Karl öffnete in seinem Zimmer das Fenster. Draußen war es kalt. Der Glanz der unfahbaren Sterne flimmerte am großen Himmel über der Stadt. Die Turmuhr in der Nähe schlug stark und viele andere hallten nach.

Was hatte jetzt die Weltenuhr ausgehoben?

Am andern Morgen wachte Karl von hellem, klingenden Leben im Hause auf. Türen klappten im untern Stockwerk, Leute liefen, Stimmen lachten.

„Ja“, sagte der gutmütige Piezker, der ihm die ausgeputzten Kleider und das Frühstück brachte, und war freudenvoll, „die Frau Baronin und das gnädige Fräulein und der junge gnädige Herr sind heute in der Nacht angekommen und wollen unsere schönen Breslauer Zeiten doch nicht draußen auf dem Gut verpassen. Sie sind aber mitten in der schlafenden Nacht angerückt und niemand hat etwas gewußt. Aber nun sind sie mit Saß und Paß angekommen.“

Karl sagte erschrocken, daß er bei so vollem Hause sogleich in ein andres Quartier ziehen wolle.

Der alte Piezker lachte. „Wo der Herr Leutnant“, — Karl hatte seinen alten militärischen Titel wieder aufgenommen, — „hier bei uns in Breslau jetzt eins finden will! Und dabei hat der Herr Leutnant nur so ein ganz kleines Stübchen, und unsere richtigen Gastzimmer hat er noch nicht einmal haben wollen. Aber bei uns könnten noch ein Duzend Herren Offiziere untergebracht werden, und die gnädigen Herrschaften haben alle ihre Zimmer unten, und die gnädigen kleinen Kinderchen sind gar nicht mitgekommen, sondern auf unserm Gut Hofsbornitz geblieben.“

Karl überlegte. Nun waren sogar Damen im Hause und er kannte noch nicht einmal den Hausherrn.

Als er, um zur Arbeit zu gehen, im Stockwerk tiefer die weite Brüstung im hallenden Treppenhaus umging, flog hinter ihm eine Tür auf und ein junges Mädchen lief eilig

an ihm vorbei. Jemand rief: „Frölandl, Frölandl“, und sie antwortete: „Aber ich komme schon!“ Sie hielt dicht vor Karl an, sah ihm überrascht, scharf ins Gesicht und lächelte. Dann war sie fort. Karls Gemüt bewegte ein freudiges Gefühl von etwas Reizendem, Heiterem, Leichtem, Entzückendem.

Er vergaß die Eindrücke, aber nicht die liebliche Stimmung durch sie, die sich zur Freudenglut steigerte, als sich in der Meldestube, die nun endlich halbamtlich aufgetan war, in allen Gängen bis weit auf die Straße hinaus die Jünglinge drängten, die als Kriegsfreiwillige eingeschrieben werden wollten. Draußen überm Haustor stand schon mit großen Buchstaben angezeichnet: Sammelstelle für Kriegsfreiwillige zur Meldung. Die Jünglinge kamen, wie ihre Heimateinnennung ergab, vor allem aus Schlesien. Aber auch aus Preußen sonst und von den fernsten Ecken.

Karl wurde zu Mittag von schärfstem Dienst abgelöst und ging nach kurzer Mahlzeit in seine Wohnung. Im Palast der Moisches stürzten ihm, ehe er sich nur um eine Anmeldung an einen Diener wenden konnte, jenes junge Mädchen und ein hübscher Junge entgegen, die schrien und um ihn herumtanzten. „Herr Leutnant, Herr Leutnant, und nun ist der Krieg erklärt!“

„Ja! Ich weiß von nichts“, sagte er hoch verduzt. „Heute hat doch nur der Aufruf in den Zeitungen gestanden, und wir schreiben die Freiwilligen auf.“

„Doch, doch“, schrien sie, „der Krieg ist erklärt. Und wir wollen aufs Schloß, und Sie sollen mitgehen, und der Krieg an den Kaiser Napoleon ist erklärt.“

„Kommen Sie mit, zur Mittel“, sagten sie. Sie faßten ihn ohne weiteres am Arm und am Rockärmel an.

Baronin von Moisch war eine schlanke, recht ängstliche Frau. Karl brachte Dank für die so gütig angebotene Gastfreundschaft an so Unbekanntem dar. Sie erwiderte: „Ach,

wenn wir nur wirklich etwas tun könnten.“ Sie wollte eine höfliche Unterhaltung mit Karl anfangen und bot einen Sessel an. Aber die Kinder litten's nicht, sondern quecksilberten und wollten durchaus auf die Straße, und der Herr Leutnant wolle sie begleiten und Piezker könne sie wieder nach Hause bringen.

Sie tanzten nach ihren Hüten und Mänteln ab und die Mutter rief hinter ihnen her: „Kinder, Ihr dürft.“ Sie kamen fast sofort zurück und Karl ging, von ihnen eng eingefasst, auf die Straße. Piezker trabte freudig hinterdrein. Die drei schlossen schnell Freundschaft, und Karl kam sich wie beschützender gutmütiger Vater vor, und an dieser Knospensjugend gemessen war er ein gesetzter Herr. Die beiden Kinder redeten immerzu wie Mühlräder im Sturm so geschwind, und der Junge sagte, daß er sich heute oder morgen bei den Freiwilligen melden werde.

„Da brauchst Du nicht erst hinzugehen, Du wirst doch nicht angenommen“, sagte die Schwester mit bereiter geschwisterlicher Grausamkeit. „Du bist ja erst vierzehn Jahre alt.“

„Das brauche ich doch nicht zu sagen“, erwiderte er. „Ich bin doch groß.“

„Oho. Das nützt Dir nichts. Frage nur den Herrn Leutnant, ob Du es sagen mußt.“

Karl konnte nur bestätigen.

„Mär nicht immerfort“, sagte das Mädchen und wollte auch einmal erzählen.

Karl fand die Kleine schon recht entzückend, und er hatte das feine weiche Kindergesicht neben seiner Schulter und ihre zarten Lösschen wehten über ihre Stirn. Sie war dunkelhaarig und dunkeläugig bei weißestem Fellchen. Sie erzählte, mit vielem Dazwischenreden des Bruders, von der ersten Breslauer Franzosenzeit 1806 während der französischen Belagerung. Die Familie war damals vom offenen Lande

in das festere Stadthaus geflüchtet. Da hatten sie während der ganzen Beschließung mit der sämtlichen Dienerschaft und allen kleinen Kindern im Keller gehaust, der bombensicher sein sollte, und unterm ganzen Hause liefen die tiefen und starken Gewölbe hin. Dort unten hatte sich schließlich die halbe Nachbarschaft eingerichtet. Die Kinder freuten sich jetzt noch; es sei fürchtbar komisch gewesen. „Im Hause waren alle Fenster mit dicken Brettern vernagelt. Aber eine Kanonenkugel hat doch eingeschlagen und hat in die Wand ein Riesenloch gerissen und hat noch unsern großen Spiegel gegenüber kaputt gehauen. Jetzt ist er wieder heil, aber ich habe mir aus den Splittern einen ganz kleinen Spiegel einfassen lassen“, sagte das Fräulein.

Ach, das war alles schon so fürchtbar lange her. Nachher waren die Franzosen eingerückt und waren ewig lange geblieben. Aber die Kinder hatten noch heute ihren französischen Tanzmeister von damals her, nur daß er jetzt auf ihrem Gute Hofschernitz bei den Kleinen geblieben war, und er hieß Monsieur Rousselet und stammte aus Nîmes in Südfrankreich, und er war ein Hugenott und deshalb hatten sie ihn behalten, und er sei ein sehr feiner Kerl. Ihre ganze Familie sei auch protestantisch, sagten sie.

Ihr Gut Hofschernitz liebten sie augenscheinlich mit treuem Eifer.

Karl fragte das Fräulein: „Was haben Sie eigentlich für einen wunderbaren Namen?“

„Ich? Wieso denn?“ Sie lachte und fragte verschmigt: „Wie heiß ich denn so wunderbar?“

Er antwortete und war schon verlegen: „Nun, ich habe es so verstanden: Frölandl.“

„O Gott, o Gott“, rief sie und tanzte an Karls Arm vor Lachen. Auch der Bruder konnte sich nicht beruhigen. „Ich heiße Frölandl, ich heiße Frölandl!“

„Ich möchte wissen, was dabei zum Lachen ist“, sagte Karl endlich streng.

„Ich heiße Frölandl!“ Ihr Bruder sagte: „Du darfst doch nicht immer bloß so albern sein.“ Sie klärte Karl auf. „Ich heiße Anna. Das ist doch nicht wunderbar. Meine Leute nennen mich aber, die guten, alten, Frölandl. Das heißt Fräulein Anna, und in unserer Sprache klingt das so.“

„Ja“, sagte Karl, „aufrichtig gesagt, verstehe ich hier noch nicht ein Drittel. Alles spricht wie Windmühlen im Sturm, und was für einen Dialekt.“

„Ach“, sagte Anna, „da sollten Sie erst einmal zu uns aufs Land kommen!“ Sie redete mit ihrem Bruder geschwind und gesprächig. „Verstehen Sie uns?“

„Keine Silbe“, gestand Karl. „Sie könnten ebenso gut chinesisch reden.“

„Doch nicht ganz“, entgegnete sie. „Passen Sie auf, in drei Wochen verstehen Sie jede Silbe. Aber wir können ja miteinander auch französisch sprechen.“

„Das fehlte noch gerade“, entgegnete er. „Sprechen Sie ordentlich und sprechen Sie langsamer und schönes, richtiges Deutsch.“

Sie wollten zum Schloß. Vielleicht zeige sich der König oder einer der jungen Prinzen. Anna beharrte: „Professor Steffens hat den Krieg erklärt.“ Sie unternahmen es, erst einmal bis zur Universität hindurchzudringen. Karl versuchte am Seiteneingang für Professor Steffens zu läuten, aber der Pförtner kam nur, um sofort gröblich die Tür zuzuschlagen: „Nicht zu sprechen.“

Unendliche Menschenmengen wühlten vor der Universität und dem Schloß durcheinander.

Aber Karl konnte hier nicht zu seinem Vergnügen spazieren gehen und vertraute die Geschwister dem treuen Pießker an. Durchs Gewühl vor der Meldestube stemmte er sich durch.

„Ich bin hier im Dienst. Ich will doch Ihre Namen für die Regimenter aufschreiben.“

Karl kehrte erst in später Nacht in seinen stolzen Palast zurück. Trotzdem warteten die Geschwister wieder auf ihn und schleppten ihn zur Mutter ein.

Er konnte ansagen: „Es ist mit dem Professor Steffens so gewesen, daß er allerdings nach seiner Vorlesung vor den Studenten den Aufruf vorgelesen und in flammender Rede den Krieg gegen Frankreich verkündet hat. Und der französische Gesandte, der Herr von Saint Marjan, ist zum Staatskanzler von Hardenberg gekommen: Wie? Hier der König und seine ganze Regierung behaupteten immer, im tiefsten Frieden und sogar noch im Bündnis mit dem französischen Kaiserreich und seinem Herrscher zu verharren, und nun wage es ein Herr Universitätsprofessor, unter den Augen des Königs und seiner angeblich so treuen Regierung selbst an Frankreich den Krieg zu erklären und seine Studenten zum Kriegsdienst aufzuheben?“

Hardenberg hatte beschwichtigt. Mit allen Kräften und aller Besonnenheit halte der König die Ruhe in der Staatslenkung aufrecht. Aber um Gotteswillen dürfe jetzt mit keinerlei aufreizenden Maßregeln gegen die ohnehin so erregte Bevölkerung vorgegangen werden. Gewiß stehe der Professor Steffens um seines persönlichen Uebergriffes willen dem Herrn Gesandten zur Verfügung. Das heißt, der Herr Gesandte solle jede billige Genugtuung erhalten. Nur, scheine es nicht am zweckmäßigsten, in solchen Zeiten die Ausschreitungen einzelner Gemüter einfach zu übersehen?

„Gott“, lachte die zarte Anna, „wie ist das alles schön, schön! Und daß wir dabei sind!“

Karl verschwieg hier, was er wußte: Daß Steffens noch am Nachmittag zu Scharnhorst gegangen war, der ihn in

seine Arme schloß: „Steffens, ich wünsche Ihnen Glück! Sie können doch nicht ermessen, was Sie für uns getan haben!“

Frau von Moisch fragte ängstlich: „Muß mein August wohl auch mit?“

„Mutter, ich will!“ schrie er.

„Ich will auch mit!“ rief Andl.

„Wie alt ist das gnädige Fräulein?“ fragte Karl.

„Achtzehn gewesen“, antwortete die Mutter. „Nicht wahr, sie müßte doch schon ganz anders vernünftig sein!“

Die Geschwister warteten nun immer auf Karl, wenn er nach Hause kam.

„Wissen Sie schon? Wissen Sie schon? Die Freiwilligen sind alle vors Schloß gezogen. Und der König hat gedacht, daß gar niemand auf den Aufruf kommen werde, und dann ist er mit dem Kronprinzen und mit dem Prinzen Wilhelm auf den Balkon getreten, und da ist ihm die Menge unten auf dem Platz entgegengestürzt, und die vielen Tausende von Freiwilligen waren alle dabei und hatten alle ihre Hüte bekränzt, und sie haben alle geschrien: Bivat der König! Und immer wieder, und haben ihre Mützen geschwenkt und ihre Taschentücher. Und da hat der König auch mit dem Taschentuch gewinkt, und die Tränen sind ihm nur so über die Backen gelaufen.“

„Heute abend gehen wir ins Theater! Alle Leute kommen hin und der König mit den beiden Prinzen und mit der Prinzessin Charlotte ist auch da. Und es ist schrecklich, daß die arme Königin diese Freudentage nicht mehr erleben durfte. Und Sie müssen auch mitkommen, Herr Leutnant, Sie müssen, müssen!“

„Wenn ich kann, wenn ich fertig werde, mit dem Dienst.“

An diesem Abend war das Theater bis zum letzten Platz besetzt. Der König trat mit seinen Kindern in die Mittellaube. Die Menschen drunten im Saal, in allen Rängen gerieten

außer sich, erhoben sich von den Sitzen, winkend, rufend. Immer wieder: „Es lebe unser König!“

In der Nebenlaube saß der Graf von Saint Marjan.

Ein Stück von Kogebue wurde gegeben, die deutsche Hausfrau. Trotz seines Namens war es ein verstecktes Spionenspiel, handelte von der Niedertracht deutscher Menschen zugunsten eines Feindes und von ihrer Überwindung durch andere, aufrechte. Jedes bedeutungsloseste Wort berauschte. Fortwährend wurde mitten ins Spiel hinein geklatscht oder geschrien, gejubelt und gedroht. Die Schauspieler mußten oft mitten im Spiel innehalten und standen zuletzt, sich an den Händen fassend, und die Tränen rannen ihnen.

Karl bemerkte die Moisches. Anna winkte vom Range aus; er saß unten im Saal. Er sah endlich auch den Baron von Moisch, einen älteren, fein und müde aussehenden Herrn, der viel mehr hoher Beamter als Gutsherr sein mochte. Karl ging im Zwischenakt, um sich ihm vorzustellen. Der Hausherr begrüßte ihn freundlich. Anna bemächtigte sich seiner: „Gott, und was sich nun nur der Herr von Saint Marjan denken kann!“

„Mein liebes Kind“, entgegnete der Herr von Moisch, „es wird immer noch sehr ernsthaft mit den Franzosen verhandelt. Es kann immer noch sehr anders kommen als Ihr alle es Euch denkt.“

„Es soll nicht, es soll nicht!“ rief sie.

„Aber wenn nun Napoleon vielleicht ohne Krieg nachgibt?“

„Tut er ja ganz gewiß nicht!“

„Ins Theater ist der König aber jedenfalls gekommen“, entschied sie, „und das ist schon sehr viel.“

Am neunten Februar wurde, vom König selbst unterzeichnet, das Gesetz veröffentlicht, das die gesamte waffenfähige männliche Bevölkerung zum Kriegsdienst aufrief.

Karl wartete auf seinen Stellungsbefehl. Er würde wieder als Infanterieleutnant eintreten, da auch dieses Heer an Reiteroffizieren den üppigsten Überfluß hatte.

Gneisenau war von England in seiner Stadt Kolberg gelandet, um sofort nach Schlesien durchzureisen. Er leitete nun die Aufstellung der schlesischen Landwehr.

Anna zeigte Karl unverhohlen ihr inniges Wohlgefallen. Sie wartete auf ihn. Sie erzählte ihm jeden Tag ihre Neuigkeiten und wollte seine hören. Sie lebte für die vaterländische Erregung und dafür, daß sie sie an Karl mitteilen konnte.

Tausende von Freiwilligen, alle schon bewaffnet aus eignen Kosten, seien nun aus Berlin eingetroffen und vor den König gezogen.

Allein in Berlin hätten sich neuntausend Freiwillige gemeldet.

Auf ihrem Gute Hoshernitz lasse der Vater alle jungen Männer einkleiden und ausrüsten.

Der Herr von Sandreßky auf seinem Gut Manze habe gestern noch einmal den König zu Gaste gehabt, um danach, am andern Tage, sein ganzes wundervolles Silbergeschirr in die Münze als Notopfer zu geben.

Sehr viele Beamten verzichteten auf ein Viertel ihres Gehalts.

Die königlichen Prinzessinnen opferten ihre Perlen und Diamanten und ihren Goldschmuck. Sie hätten den vaterländischen Frauenverein gegründet.

Als der General York das Bündnis mit den Russen bei Tauroggen abgeschlossen habe, seien nur geborne Preußen dabei gewesen, auch bei den Russen, und der russische General Diebitsch sei sogar auf Leipe bei Breslau geboren, und seine Tante erzähle es überall hier herum.

Anna hatte zur Opferstelle auch Schmuck gebracht und zwar sehr kostbaren, Halskette, Armband, Stirnschmuck aus schwerem Gold mit vielen Diamanten und Perlen.

Karl saß im Theater, und sie lächelte hold zu ihm herab, von der Höhe ihrer Laube, und winkte ihm, und immer, wenn er sich ihr zuwandte, ruhte ihr Blick auf ihm. Er hielt ihren Schleier in Händen, den er ihr hatte bringen sollen, und darüber hatte das Bühnenspiel begonnen, und er konnte nicht mehr bis zu ihr vordringen. Er drückte das zarte Gewebe zärtlich an seine Wangen. Er fühlte ihre Hand heiß in seiner, und wenn er ihr den Mantel umgab, so streifte er unmerklich leise ihr zartes Kinn, und sie sah versunken lächelnd zu ihm auf.

Aber im Saal unten weckte ihn der Kamerad neben ihm aus seinen Träumen und sagte: „Körper, wissen Sie denn auch, daß die Andl Moisch verlobt ist?“

Karl starrte ihn an.

„Nun ja, doch, gewiß. Mit dem Königswinter. Aber der steht jetzt beim Dorf. Graf Königswinter“, sagte der Kamerad.

„Es kann mir doch gleich sein“, antwortete er barsch und erblaßt.

Nach einer Weile fragte er: „Öffentlich verlobt?“

„O ja, gewiß, mit allen Vettern und Tanten und großem Verlobungsschmaus. Die Andl Moisch hat doch ihren Brautschmuck zu den Opfergaben getragen, und es hat großes Aufsehen erregt.“

Ja, so war alles. Hatte so sein müssen.

Karl ging noch vor dem Ende des Theaters. Ihm war betäubt und zerschmettert.

Ach, da war doch nur ein kostettes, kleines, schlesiſches Fräulein!

Er saß und horchte in seinem Zimmer, wann die Theatergesellschaft wohl nach Hause komme, machte seine Tür im Spältchen auf und hörte ihre süße, zwitschernde Stimme.

Er stahl sich am Morgen ganz zeitig fort. Untertags kam er nicht mehr heim. Ein andres Quartier konnte er nicht bekommen. Es lohnte auch nicht mehr. Jeden Tag mußte seine Einberufung eintreffen.

Aber Andl lauerte ihm im Morgengrauen auf. Als er noch beinahe in Dunkelheit zum Dienst mußte, traf er sie in der Treppenhalle. Das heißt, die Tür ihres Schlafzimmers tat sich auf und das Fräulein glitt heraus, mit der Hand das Licht beschattend. Sie war im weißen, losen Rämmentel und hatte die lockigen Haare im Häubchen lose eingeknüpft.

„Ich muß den Herrn Kriegsrat sprechen“, sagte sie entschlossen und stellte den Leuchter auf die Brüstung.

„O, das gnädige Fräulein und so morgentlich“, wollte er scherzen.

Sie sagte: „Warum kommen Sie nie mehr zu uns? Zu uns in die Stuben oder ins Theater?“

Er antwortete: „Ich habe doch meinen Dienst. Sehr viel Dienst. Sie sehen doch . . . Ich tue doch schon den vollständigen Dienst.“

„Ja“, sagte sie und sah ihn lächelnd von oben bis unten an, „die Uniform steht dem Herrn Leutnant gewiß wundergut.“

„Und nun ziehe ich bald fort“, sagte er beklommen.

„Ja“, erwiderte sie erregt, „und inzwischen haben Sie das erfahren, und nun wollen Sie, ich soll weggestoßen sein! So ist es; Sie dürfen gar nicht dawider reden; ich weiß, daß es nur so ist. Aber das leide ich nicht und dulde es niemals, und ich bin keine Dulderin. Und wenn Sie mich schon wegstoßen wollen, so vermeiden Sie mich doch nicht gänzlich und bitte, bitte, kommen Sie doch wieder zu uns in die Stuben. Versprechen Sie mir das. Daß ich Sie wenigstens noch manchmal sehen kann. Und ich will Ihnen nicht mehr lästig fallen.“

Sie hob beschwörend ihre gefalteten Hände zu ihm auf.

„Gnädiges Fräulein“, antwortete er schmerzlich, „der geliebte Bräutigam ist aber doch jedenfalls vorhanden und nicht wegzuleugnen. Und wenn er nun fürs Vaterland die Wacht halten hilft, so ist er um so heiliger!“

„Ach Gott“, sagte sie und mußte lachen, „und nun soll der Königswinter sogar auch noch heilig sein.“

„Aber ist er Ihnen denn nicht verlobt?“

Sie wiegte wortlos, nur lächelnd, das Haupt hin und her.

„Lieben Sie ihn denn nicht?“ fragte er verzweifelt streng.

Sie schlug die Augen auf und sah ihn groß, schmelzend, betörend an. „Wenn ich mit Ihnen bin, so ist mir alles ganz einerlei!“

„O Sie, Sie, Schlange!“ knirschte er und bezwang sich mit Gewalt.

„Aber Sie können hier nicht in der Kälte und in der Dunkelheit stehen bleiben und so allein mit mir, und in jedem Augenblick kann jemand kommen“, sagte er grimmig.

„O, die Mindel paßt schon auf“, sagte sie leichtthin. Mindel war ihre Kammerjungfer.

„Na“, erwiderte er, „da ist ja alles in schönster Ordnung. Und wir ziehen bald fort, das heißt, ich ziehe bald fort, in den Krieg. Alles ist aus.“

Sie stand immer, den Kopf gesenkt, mit still herabhängenden Armen, zart, jung, sehr entzückend. Sie war ein wunderbares Kind. Ihm wurde, als sollte sie nun zu ihm treten und ihm ihre warmen weichen Frauenarme entgegenstrecken, und sie legte sie um seinen Hals. Er packte seinen Säbel und hielt sich eisern an ihm fest. Er wandte sich von ihr, ließ sie stehen und ramnte die Treppenbrüstung entlang und die breite dämmrige Treppe abwärts. Sie stand, vergessen ins Licht starrend, aber sie lächelte. Karl sah sich nach ihr um,

sah sie stehen und lief weiter und dachte, er konnte dieser zarten Sphinx Rätsel nicht lösen.

Er aber mußte in seinen Dienst.

So kam er von ihr fort.

Die preußischen Herzen erlebten noch viel Schwanken und Zagen, und der König konnte sich immer und immer nicht entschließen, das Wort der Erlösung, gegen wen diese Rüstung ausgerichtet werde, klar anzufagen. Am fünfundzwanzigsten Februar kam der Freiherr vom Stein als der Abgesandte des Zaren, um, trotzdem er schon schwerkrank war, beim preußischen König das Bündnis durchzusetzen.

Anfangs März erhielt endlich der Herr von Saint Marjan seine höfliche Absage.

Vom König eingeholt, zog Kaiser Alexander von Rußland unter brausender stürmenden Begeisterung der Bevölkerung in Breslau ein. Am Abend erschienen beide Herrscher im Theater, und die Inbrunst der Menge stürzte ihnen entgegen in nie endenwollendem, immer neu sich darbringendem Jubel.

Schwerer Krieg

Über den preußischen Menschen, die im Frühjahr 1813 in Todesbereitschaft für die deutsche Nation eintraten, war immer die Zuversicht, daß sie diesmal siegen mußten, weil sie alles wagen wollten trotz Erkenntnis in vielen bitteren Jahren. Aber die Lage war schwer.

Karl trat abends zu Scharnhorst ein, bei dem er Alexander Wienburg fand, der aus Osterreich zurückgekehrt war, um wieder als Adjutant seines geliebten Generals zu dienen. Karl hatte tagsüber schärfsten Dienst und arbeitete abends noch immer im Generalquartier. Jedermann mußte jetzt überbürdet sein. An diesem Abend wagte Karl, auch an der aufrichtenden Gegenwart Alexanders, sein Herz über seine vaterländischen Sorgen an Scharnhorst aufzutun.

„Ich bilde nun meine Männer zu Soldaten aus, die von allen Orten und aus allen Lebenslagen zu uns gekommen sind. Da sind junge und auch sehr viele ältere. Landleute, die als Freie oder Knechte von ihrem Pflug und von ihren Tieren kamen. Oder Studenten aus dem Hörsaal und vom Schreibtisch oder Beamte und Kaufleute von ihrer ruhigen und saubern Arbeit. Exzellenz, ich habe doch erfahren, was Krieg ist. Nun sehe ich meinen Mannschaften in die Augen und blicke in ihre treuen Gesichter, und mein Herz ist von Mitleid bewegt. Ja, ich weiß, was wir tun, und will gewiß meine ganze Kraft an das Wagnis setzen, meine Männer recht in den Krieg zu führen. Sie haben nicht einmal Mäntel oder Tuchhosen, sondern nur Drillischzeug, und wenn die Gewaltmärsche angehen, denen wir uns unterziehen müssen,

so werden ihre Schuhe zerreißen, so daß sie barfuß laufen, ohne Ersatz für ihr Schuhzeug erhalten zu können.

„Sie werden in die Schlachten geführt werden, um darin umzukommen, und wen dieses Los trifft, der wird es noch gut und gelind haben. Aber Tausende werden hungrig und verächtlich mit entstellten Wunden, geborstnen Leibern und schon halb weghängenden Armen und Beinen auf dem Schlachtfeld immer noch lebend liegen, und hätten vielleicht gerettet werden können. Aber in diesem Kriege wird alles über unsere Kräfte gehen. Und so werden wir unsere Verwundeten in der großen Zahl umkommen lassen müssen. Sie werden verbluten, verdursten, vergehen, von Sturmesregengüssen in die klotzige Erde untergewühlt werden, um endlich namenlos, wo sie liegen, verscharrt und zusammengeschmissen in die Massengräber hinabgeworfen zu werden. So wird sehr vieler Los für ihre so großartige Begeisterung sein. Oder viele leben als arme geschändete und zum Eck gewordene Krüppel weiter, können alsdann Betteln gehen, und die Liebe, die sie fordern durften, verwandelt sich für sie in zurückschauendes Mitleid.

„Wir werden nun alle in den Kampf ziehen und auf Menschen schießen und sie mit Bajonetten zerfleischen und mit dem Kolben niederhauen. Immer wird durchaus nicht die Erkenntnis über unsern Soldaten sein, daß sie ihr fürchterliches Kämpferhandwerk ausüben müssen, weil sie ein jeder ein Volksteil sind, und weil das andere Volk mit seinen Männern sie feindlich überkommt, und daß sie nur kämpfend zu Ehre und Frieden zurückgelangen. Und daß sie den schrecklichsten Kampf ausfechten müssen, weil sie von dem Hohen und Herrlichen ihres Volkes leben und endlich seine Furcht und Schmach austilgen müssen. Mein, Exzellenz. Viele Menschen werden auch in diesem Kriege die Menschen, die sie bekämpfen und töten sollen, doch auch immer wieder

menschlich ansehen, gerade, weil unsere Männer Deutsche sind, und werden sehr oft empfinden, als belasteten sie ihr Gewissen mit Mord. Viele aber werden verrohen, und da wird keine Gräßlichkeit sein, die nicht einmal selbstverständlich wurde. Ich habe es doch erlebt, wie es in einem solchen Kriege bis auf die letzte Hefe eines Volkes geht.

„Erzellenz, alles dieses zu wissen und unsere Männer dennoch in den Krieg zu führen, wollen wir auf uns nehmen. Aber können wir siegen? Uns muß doch auch oft sehr bange sein. Heute ist uns allen zumute, als ob unser Volk heldisch geworden ist. Einmal, so ist es, kam in jedem Mann oder Weibe sein Ewiges und Wunderbares hoch, sein heiliges, tiefstes Blut. Und es soll nun alles um Siegen oder um Untergang gehen. Aber wenn Untergang nun wirklich da ist, so ist er doch entsetzlich. Denn er heißt immer Hinsiechen und Sterben der Seele in jeder Knechtseigenschaft. Wenn wir zugrunde gehen, so sterben wir ja nicht plötzlich alle auf einmal. Ein Volk stirbt so nicht. Sondern in unsern Kindern und Frauen werden, wenn wir ganz unterjocht sind, und sogar in unsern tapfern Kämpfern selbst, wer von ihnen den Kampf überlebt, in ihnen allen werden scheußliche Knechtseigenschaften hochwachsen. Neid und Begehrlichkeit, Unterwürfigkeit gegen den Feind, Faulheit, Verzweiflung und Haß gegen den eignen Volksgenossen, die Verleugnung der Ehre des ganzen Volkes und auch der eignen persönlichen. Vor allem immer der wütende, deutsche, widerwärtige Haß, der den Deutschen zerfrisst, weil er in seine Seele doch nur durch das Elend kommt. Führen wir unsere Männer dahin? Sollen sie für ihr Heldengefühl während eines kurzen Vierteljahres mit solcher Scheußlichkeit während eines langen Lebens bezahlen? Wir, Erzellenz, werden ja diese Entsetzlichkeit nicht zu überleben brauchen. Aber sollen unsere preußischen Männer und Frauen, unsere Kinder, dieses Los tragen, und

unsere Seelen vermöchten nur über sie hinzulagen und könnten keine Ruhe finden?“

Scharnhorst hörte ruhig zu, während er, die Hände auf dem Rücken ineinandergelegt, im Zimmer gelassen auf und nieder ging. Er hatte Alexander zugewinkt, Karl vollständig aussprechen zu lassen. Karl stand, das Antlitz Scharnhorst zugewandt, und hatte noch Schweres auf dem Herzen.

„Wir haben höchstens fünf Millionen Menschen in Preußen“, sagte er, „und diesen halben, zerstückten, so vielfach mutlos gewordenen Staat. Ich habe den König begreifen gelernt. Sein Gefühl vermag ihn niemals in die Mitte der entschlossenen Handelnden zu reißen. Wir brauchten Friedrich. Eitle Klage! Aber wer, wie der König nach seinem Amt und nach seiner ganzen Art tun muß, bis auf den Grund zu überlegen anfängt, in dem kann auch jedes Urtheil aufstehen. Napoleon hat in Frankreich, Italien und in den west- und süddeutschen Rheinbundstaaten fast hundert Millionen Menschen zum Ausschöpfen zur Verfügung. Er hat in Preußen unsere Festungen Stettin, Küstrin, Glogau und Spandau inne und an unsern Grenzen Danzig, Thorn, Modlin, Zamosk, Czenstochau, Magdeburg, Erfurt, und ich weiß nicht wie viele andere Festungen noch, alle mit starken Besatzungen. Wir haben nicht einmal das Königreich Sachsen als Verbündeten für diesen neuen Krieg gewinnen können. Sondern es wird gegen uns als Feind zu Felde ziehen. Der sächsische König ist Napoleon völlig hörig. Napoleon hat in Sachsen noch die Festungen Torgau und Lilienstein. Wir haben Napoleon alle Offiziere, alle Unteroffiziere, die nach Rußland bei uns durchschlichen, höchst unversehrt zurückkehren lassen. Sie sind nun das Gerüst für ein bestes und kriegserfahrenes Heer. Ohne sie wäre Napoleon nicht imstande, nun ein neues Heer aufzustellen. Wir selbst aber können im Ganzen höchstens hundertzwanzigtausend Mann aufbringen, und davon müssen

wir die Hälfte zur Einschließung unserer eigenen feindlich besetzten Festungen in unserm Lande und an unsern Grenzen verwenden. Wir haben viel zu wenig Waffen, viel zu wenig Munition, eine schlechte Ausrüstung und, bis auf die Heeresabteilung unter Dork, so gut wie keine Kriegserfahrung für einen jetzigen Krieg. Unser Land ist durch die Durchzüge und durch die ewige Besetzung an Lebensmitteln und an Pferden ausgeraubt worden. Da wir die Franzosen, die aus Rußland zurückkehrten, nicht totschiessen oder gefangen setzen, so wird wieder Deutschland der Kriegsschauplatz sein. Die Russen sind eine sehr unzuverlässige Hilfe. Jeder Eingeweihte weiß, daß sie nicht die Hälfte der Truppen haben, die sie versprochen. Der König soll, als er in Kalisch den Zaren besuchte, außer sich über die Verfassung des russischen Heeres gewesen sein. Kutusoff, der nun einmal russischer Oberbefehlshaber ist und den der Zar auch gar nicht beseitigen könnte, nun, da ihn das Volk als den Retter Rußlands vergöttert, von Gott ausersehen, will durchaus keinen Krieg außerhalb des russischen Bodens. Und wenn der Krieg mit einem verbündeten Heer geführt wird, so beansprucht Kutusoff unbedingt Oberbefehl über das Ganze. Kutusoff in Deutschland Oberbefehlshaber! Er, der von Krieg ohne russisches Klima und ohne russisches Land nicht die geringste Ahnung hat!

„Ist unser Krieg denn nicht Wahnsinn und nur zu entschuldigen als unentrinnbar und von Gott verhängt?“

Scharnhorst nickte, blieb vor dem Getreuen stehen und antwortete. „Es steht dennoch so“, sagte er, „daß nur wir das Zeichen zur Befreiung von Europa geben können. Wir vermögen sie nicht allein zu vollbringen. Aber es ist unmöglich, daß sich Europa Napoleon dauernd aufbürden läßt. So ist es nun an uns, wiederum den Versuch gegen ihn zu unternehmen. Fassen wir jetzt nicht das Glöckenseil, mit dem zur

Befreiung geläutet wird, so sind Rußlands Anstrengungen, Siege und Opfer doch für Europa bedeutungslos. Jetzt tragen wir das Feuer weiter, und ich bin gewiß, unsere Stunde ward reif.“

Scharnhorst nahm seinen Gang wieder auf. Er sagte: „Napoleon kann uns nur ganz junge Rekruten, die Jahrgänge 96 und 97, entgegensetzen. Andre hat er nicht mehr. Seine Offiziere, gerade seine besten, haben alle diesen ewigen Krieg furchtbar satt. Sie haben alle ihren Reichtum und ihre höchsten, erblichen Rangstellungen, sind jetzt über die Mitte des Lebens hinaus und stehen seit zwanzig Jahren im Feld. Sie wollen jetzt endlich ihre Schlösser und ihre Reichtümer, ihre schönen Frauen und ihr Ansehen einmal in Ruhe und daheim in Paris genießen. Napoleon selbst hat diesem Schwertadel das glänzendste Hofleben eingerichtet, nach dem sie nun trachten. Unter den Franzosen, auch unter den Generälen, nimmt die Empfindung reißend und höchst gefährdend zu, daß Napoleon kein Franzose ist. Die Franzosen erzählen sich schon lange voller Ingrimm, daß er Frankreich auch nicht im geringsten mehr liebe als irgendein anderes, beliebiges Land, und es vor der Hand nur, weil er dort hochgekommen sei, für sein gefügigstes Werkzeug halte.“

Scharnhorst setzte sich zu den jungen Männern an den Tisch. Er erzählte ihnen von der Sterbestunde des Marschall Lannes, der, ein alter Kriegskamerad noch aus den ersten Anfängen Napoleons, den Kaiser zu sich habe bitten lassen, als er nach der Schlacht bei Eßlingen todwund lag. Laut und mit Aufbietung allerletzter Kraft hatte er ihn feierlich beschworen, sein entsetzliches, nie ruhendes Kriegswesen endlich aufzugeben. Er müsse sich zugrunde richten, und Frankreich werde ihn unbedingt ausstoßen, ehe es sich von ihm in den Abgrund stürzen lasse.

„Ja, und zwischen Eßlingen und heute liegt der ganze russische Feldzug“, sagte Scharnhorst.

„Der Kampf geht um Süd- und um Westdeutschland, wir wissen es alle“, sagte er. „Es handelt sich nicht um einen preußischen Kampf, im Sinne, wie ihn Friedrich kämpfte. Es handelt sich um Preußens Kampf für Deutschland. Auf die süddeutschen Menschen kann sich Napoleon nicht mehr lange verlassen, sogar nicht siegend. Die Beherrscher dort müssen mit den Seelen rechnen. Aus Sachsen kamen unzählige Freiwillige zu uns.“

Karl ging in seinen Palast zurück, dessen hallende Weite ihm doch ganz von der Gegenwart des zarten kleinen Weibes erfüllt war, Klein-Annas, das er nun nicht mehr sah. Er hatte bis zur letzten Kraft zu tun. Sie würde ihn auch längst vergessen haben.

Er seufzte schmerzlich. Immer wieder überfiel ihn beim Heimkehren die Glut, daß er nur zitternd zu seiner Tür wanken und sie in bebender Aufregung aufreißen konnte: An diesem Abend mußte sie in seinem Zimmer sein! Sie war nicht darin, und alle Erwartung war frevelhafter Wahnsinn. Er konnte nicht begreifen, daß er sie damals zurückzuweisen vermocht hatte, und ohrfeigte sich. An Liebe dachten hier alle jungen Männer, wenn sie vorm Krieg und vor den Kriegsvorbereitungen nur einen kleinen Augenblick Zeit hatten. Liebe war Lohn und Zweck für alle Männerkriegsanstrengung. Jeder mußte lieben. Jeder mußte einen Gegenstand der Sehnsucht haben, ein Frauenwesen, das sich um sein Leben in aller großen Liebe und Zärtlichkeit bis zum Vergehen ängstigen würde, ging es nun an den Feind.

Im Königreich Preußen wurde, auch ehe die großen beiderseitigen Heere fertig waren, seit März 1813 vielfach gekämpft. Russische Truppen, an denen das beste die kühnen

Anführer wie General Tettenborn und Oberst von Dörnberg waren, auch der Oberst von Tschernischew, drangen gegen die unterjochten Städte Hamburg und Lübeck vor. Sie eroberten das seit der Kriegserklärung wieder von Franzosen besetzte Berlin. Aber diese Vorstoßkräfte waren gegen die in Preußen schon so gut wie beheimateten französischen Besatzungstruppen viel zu schwach. Die Festungen Spandau, Küstrin, Glogau, Thorn, und der Freistaat Danzig wurden belagernd vom russischen Heer eingeschlossen. Französische Macht verhängte aber noch immer harte und grausame Strafen gegen die auffällige Bevölkerung der preußischen Städte, die sie hielten.

Nun würden sich das französische Heer aus Frankreich und Südwestdeutschland und das preußisch-russische aus Schlesien gegeneinander aufwälzen. Wiederum mußte Preußen der Kriegsschauplatz sein.

General York lieferte das erste bedeutende Schlachtentreffen mit zehntausend Preußen gegen zwanzigtausend Franzosen unter Napoleons Stiefsohn Eugen Beauharnais beim magdeburgischen Möckern. Entschiedener preußischer Sieg!

Das Königreich Sachsen lag nun hilflos den verbündeten Preußen und Russen hingegeben.

Das große schlesische Heer aber konnte endlich auch um die Mitte April nach seinem Kriegstheater aufbrechen. Karl hatte zehn Wochen im Moischschen Palast gewohnt. Er ging zum Lebewohl zu der Familie. Frau von Moisch weinte sehr. „Gott beschütze Sie, lieber Herr Köper!“ Der Baron drückte ihm die Hand.

Anna sah ihn kalt an und reichte ihm eine leblose Rechte. Ihn schmerzte sein zerrissenes Herz.

Am frühen Morgen vor dem Ausmarsch stand er da im Dämmerchein noch an ihrer Türe still und hielt sich am Pfosten und wollte nach ihrer Klinke greifen. Er schlug sich

vor die Stirn: „Verrückter! Willst du dein Leben hier in einer Minute zugrunde richten? Es gehört nimmermehr dir! Willst du dein Gemüt für diesen heiligen Kampf vergiften?“

Er war überzeugt, daß sie wieder zu ihm gekommen wäre, hätte sie ihn wahrhaft geliebt. Ich habe sie doch nicht fortgeworfen! Ich hätte sie doch beim zweiten Male an mich genommen. Sie hat sich doch gar nichts aus dem Königswinter gemacht.

Er bereute seine Standhaftigkeit bis zur Vernichtung.

Draußen im scharfen Aprilmorgenlicht löste sich alles Quälen. Nun zog er als Überwinder in den Krieg. Er wandte sich, um noch einmal nach dem stolzen Hause zurückzugrüßen.

Er sah Anna nochmals bei der Einsegnung seiner Mannschaft in der Kirche. Sie stand, als er heraustrat, vornan unter der Menschenschar. Er ging dicht an ihr vorüber und grüßte, den Blick in ihrem Antlitz angeheftet. Sie sah ihn böse, funkelnd an und warf den Kopf auf. Er mußte lächeln: Kleine Anna, habe ich Dich so sehr gekränkt? und liebte sie.

Danach war ihm weh und verlassen.

Sie würde ihn sehr bald vergessen haben.

Am Abend des ersten Mai trafen sich die beiden feindlichen Heere in der Nähe von Leipzig, in dieser deutschen Schicksals-schlachtenebene, bei Lützen, nahe dem Gustav Adolf gefallen war, einst im dreißigjährigen Kriege. Der verbündete Stab mit den beiden Herrschern König Friedrich Wilhelm von Preußen und dem Zaren Alexander von Rußland wohnte in Großgörschen. Von da würden die Schlachtberichte datiert werden. Der russische General von Witgenstein hatte den Oberbefehl.

Karl suchte nach dem Freund Friedrich von Haxfelde, den er auch fand. Nun fehlte nur noch Otto von Lossar.

Aber sie wußten nicht, ob er noch im österreichischen Heere stand oder, wie er bei Berned gewollt hatte, wirklich zu den Russen gegangen war.

Friedrich sagte an: „Heute kam die Nachricht, Kutusjoff ist tot!“

Karl stand: „Nicht möglich!“

„O doch“, meinte Friedrich. „Er ist vor ein paar Tagen in Bunzlau gestorben und sogar ganz ordentlich an einer Krankheit und gar nicht umgebracht oder nachgeholfen.“

„So müßten alle Glocken in Preußen von selber läuten“, sagte Karl. „Denn mit diesem Tode widerfährt uns ein unerhörtes Glück. Diesen alten Russenfuchs hätten wir niemals wirklich für Preußen auf die Beine gebracht. Und er hatte das Ansehen, das für den Abgesandten Gottes galt. Und nun sagte Gott: Komm, alter Freund, komm nach Hause. Was Du solltest, hast Du getan. — Nun glaube beinahe auch ich, Gott hat uns endlich wieder lieb und will mit uns sein, und vielleicht siegen wir wirklich.“

Friedrich sagte bedrückt: „Es kann schon sein, morgen schieße ich Erich tot.“

Da mußte Karl lachen. „Verzeih. Aber Du warst nicht in Kassel und hast diese Wirtschaft nicht gesehen. Denen liegt tot-geschossen-werden-wollen wirklich ferner als im Mond. Der Jerome ist überhaupt nicht beim Heer drüben. In solchem Fall, wo es jetzt ums letzte Ende geht, duldet Napoleon diesen Bruder nicht. Und Erich hält in diesem Fall an seines Königs Seite aus, verlaß Dich darauf. Aber Alexander Nienburg könnte wirklich einen Bruder totschießen.“

Friedrich seufzte tief und teilte Karl errötend mit: „Ich möchte schon deshalb, daß wir siegen, gestehe ich offen, weil ich so fürchtbar gern in Kassel einzöge. Wenn wir morgen siegen, haben wir Westfalen. Ich möchte so gern Sophie Nienburg wiedersehen. Wünschen kann ich ja nichts für mich.“

Über wenn ich sie nur wiedersehen und ihre Goldseligkeit für ein paar Stunden genießen könnte!"

„Warum schwärmst Du immer nur so entsagend für reizende Weiberchen?“ fragte Karl. „Geh doch hin und lege ihr die große Entscheidung vor. Erobere sie Dir. Du bist aus dem besten Haus. Du bekommst einmal Hönze und wahrscheinlich liebt sie Dich auch.“

„Sophie Nienburg?“ fragte Friedrich. „Wie könnte es möglich sein? Was ihr Vater mir wohl antwortete, wenn mir einfiel, um sie zu werben? Oder was meinst Du? Du kennst die Familie doch besser als ich.“

„Wenn wir in Kassel einziehen, so verlasse Dich darauf, ich will mich erkundigen. Habe keine Angst. Ich richte kein Unheil an, sondern frage sehr zartfühlend und insgeheim.“

Karl selbst verspürte gar keine Lust auf eine Kasseler Begegnung. Nun, wie es kam.

Er wühlte sich, nachdem sie sich getrennt hatten, an seinem Lagerfeuer ein. Jemand neben ihm sagte: „Sterben müssen wir alle doch einmal. Jetzt lohnt es wenigstens.“

Mit diesem Wort im Sinne schlief Karl ein.

Am andern Morgen konnte er noch zu einer Zeugenschaft hochwichtiger Begegnung kommen. Zar Alexander von Rußland und König Friedrich Wilhelm von Preußen hatten sich mit großem Gefolge unter einer Pappel am Meilenstein aufgestellt, um ihre Heere vorbeiziehen zu sehen. Karl kam hier mit seiner Mannschaft für einige Minuten zu Halt, denn in diesem Augenblick traf der berühmte General von York auf die Herrscher, stieg ab und eilte, während er die Feldmühe abnahm und sein weißes Haar windzerwühlt um seinen großartigen hagern Kopf flog, auf die Fürsten zu. Er war ein kleiner Mann, aber in jeder Bewegung schärfster Kraft gewaltig. Für das Heer war er zur Sage und Verkörperung jedes Stahlwillens und jeder Schnellkraft geworden.

König Friedrich Wilhelm stand da, ein feiner, stolzer, abweisender und leicht mürrischer Mann, mißtrauisch gegen sich und daher gegen die ganze Welt, launenhaft im Bewußtsein seiner innern Unsicherheit und der schweren Aufgabe, die Gott ihm auflegte und die er nicht bändigen konnte. Alexander neben ihm strahlte vor Glück, daß er so schön war und, er, der Selbstherrscher eines ungeheuren Reiches und nun der Überwinder Napoleons, dennoch so liebenswürdig und wohlwollend, ein Engel des Lichts, wo er Dämon der Finsternis hätte sein können.

Kaiser Alexander ging dem heraneilenden General freudenvoll entgegen. „Da ist ja mein lieber Yorck!“

König Friedrich Wilhelm hielt sich steif zurück.

Yorck stand vor ihm. Der König sagte laut und verstimmt: „Habe Ihnen für Wäcker das Eiserne Kreuz verliehen‘ aber sehe nun, tragen es nicht!“

Yorck straffte sich sofort und erwiderte hell: „Ich kann das Kreuz nicht tragen, ehe es Euer Majestät Huld nicht auch allen denen gab, die ich für diese hohe Ehre vorzuschlagen mich unterfing. Euer Majestät, diese Offiziere, Unteroffiziere und gemeinen Soldaten haben durch ihren Heldenmut jedes Recht auf diese hohe Auszeichnung durch ihren König erworben.“

Der König antwortete übellaunig: „Haben ungefähr Ihre ganze Armee vorgeschlagen.“

Yorck: „Nicht einen Mann mehr als sich durch höchste Tapferkeit und Todesverachtung wahrhaftig solcher Auszeichnung würdig gemacht haben. Kann es für Euer Majestät denn anders als nur höchst angenehm sein zu hören, welche höchst tapfern Soldaten immerdar ihr Leben für Euer Majestät Thron, Ehre und Glück einsetzen wollen?“

Alexander legte sich ins Mittel und sagte liebenswürdig: „Ja, was es jetzt heißt, mit Preußen verbündet sein zu dürfen!

Mein lieber, lieber Dork! Auch meinen heißen Dank können nur die Ewigkeit und die Geschichte abstaten. Aber nun heißt es zu Pferde und an die Arbeit und diesen großen Tag versuchen.“

Alexander konnte um seiner deutschen Mutter und um seiner Großmutter, der großen Katharina willen, vorzüglich deutsch.

Am diesem zweiten Mai 1813 stürzten die beiden Heere, das preußisch-russische und das französisch-rheinbündlerische, zum erstenmal in diesem Feldzug ineinander. Das deutsche Volk gearbete sich in dieser Schlacht.

Napoleon hatte diese Schlacht heiß gewünscht in der Meinung, daß er sie brauche, um seinen alten Ruhm in spielender Überlegenheit wieder herzustellen. Lebhaft fühlte er sich betroffen, daß sich diese Schlacht auf dem alten Schauplatz der Lützener Schlacht von 1632 abrollen sollte. Er ritt zu der Stelle hin, an der Gustav Adolf gefallen war, und las die Inschrift auf dem Gedenkblock und ließ sie sich übersetzen.

Der Kampf wurde sehr schwer. Er ging hauptsächlich ums Dorf Raja, das beide Heere an sich rissen und beide immer wieder verloren. Als die Franzosen zum fünften Male aus Raja geworfen wurden, stürzte Napoleon. Er ließ sich die verhängnisvolle Meldung wiederholen, warf erblappend den funkelnden Blick ungewiß auf sein Gefolge, die Generale und Freunde, die sich gleichmütig unbeweglich hielten. Napoleons Gesicht verschattete sich. Konnte es so gründlich Verachteten dennoch beschieden sein, — war es möglich, und sie besiegten ihn vielleicht doch einmal? Er lächelte hohnvoll geheimnisreich. Noch nicht. Rußland war Fatum. Das schauerhaft Ungewohnte, die nackte Natur. Hier rannten wieder nur Menschen, Krieger, Soldaten gegen ihn an.

Und aller Krieger, die es auf der Welt gab, aller Soldaten Herr und Kaiser war nur er.

Er wußte, daß er noch ungeheure Anstrengung in Bereitschaft hielt. Er ließ alle Kanonen in die Mitte rücken und von da feuern, und die Umwerfung der ganzen Schlachtenlinie mitten im wütenden, verbissnen Kampf glückte. So war dieses Heer auf einen Geist geschult.

Raja mußte behauptet werden. Von Raja kam sonst der Feind in den Rücken.

Gegen Abend winkte Napoleon einem polnischen Hauptmann: „Reiten Sie nach Krakau mit der Meldung, daß ich die Schlacht gewann.“

Preußen und Russen konnten nur kämpfen. O ja, das konnten sie endlich wohl. Aber sie hatten zu viele Befehlshaber in der Schlacht.

Wie sie kämpften. Jeder. Die Luft ward Wesen und schrie Kanonengebrüll. Mit ihren Entsetzensschlägen peitschte sie auf die Erde, die zitterte. Jede sanfte Menschlichkeit zerbrach sofort im Kämpfenden. Die Preußen barsten vor Wut brüllend auf den Feind ein. Feinde der Urwelt. Sie hatten zu viele wilde Blöcke der Verzweiflung aus den Seelen herauszustürmen. In diesen Augenblicken wußten sie nichts anderes denn nur Totschlägen und danach Sterbenwollen. In diesem Kriege waren alle Schlachten auf deutschem Boden Rache- und Wutschlächten und darum entsetzlich. Immer Nahkampf. Die Rache wut dampfte. Kolbensschläge schmetterten. Bajonette zerfeßten die Leiber.

Darum hatte sich dieser Kessel voll brodelnder Wut so vollgekocht, bis er sich nun endlich auseinanderschmetterte, weil durch alle diese Kriege auf französischer Seite so viele Deutsche, in dieser Schlacht vor allem viele Württemberger und Sachsen, gegen die preußisch geführten Deutschen

kämpften, im allersthwersten Ringen auf Leben und Tod, um Deutschland.

Über Karls Stirn troffen Ruß und Schweiß. Das Dorf, um das sie gegeneinander würgten, brannte vollständig. In den Wohnungen, aus denen von den schon Abziehenden doch noch geschossen wurde, stürzten die flammenden Balken. Die Straßen und Plätze dieser Flammenkanonenschlacht wurden zu Höllenwänden, in denen die Kanonen gellten. Karls Uniform, Haut und Fleisch hingen halbzerfetzt. Er merkte um seine Verletzungen erst nach der Schlacht. Hinein in die Glutgärten, in die verbrennenden Rachen der Straßen; nichts galt, nur den Rest jenes Mauerwalls doch noch zu erklimmen, alles hing an ihm, das Geschick der ganzen Schlacht, Deutschlands! Hinwuchten, zurück! Karl brauchte nicht mehr zu befehlen, konnte auch nicht. Es war nur, der Offizier war da, nur daß er mittat, als Führer, als erster zuerst an der grimmigsten Gefahr, — nur: Mir nach, wir müssen es zwingen, — nur darauf kam alles an. Jeder ward mitgerissen, in letzter Willensfaser. Jeder wußte auch von selbst, was zu tun. So kämpfte das zur Verzweiflung gebrachte Volk.

Sonne hüllte sich. Schwarzer Rauch qualmte Straßen herauf, da war Ersticken, aber was half alles. Leiber lagen im Wege, was waren sie noch, im Augenblick nur zum Fassen, zum Aufeinandertürmen, so hatten es die toten Kameraden auch gewollt, um nun zur Mauer aufzureden, oder um Deckung zu haben, doch für sichern Schuß, der saß, der einen Feind fällte, ins Herz traf oder das Haupt zerschmetterte. Wer fiel, würde zertreten werden oder verbrannte. Wem kam es darauf an. So lebten sie letzte Lebensmacht einmal doch. Nur Qual und Schande austoben und die entsetzliche Demütigung dieser vielen Jahre rächen.

Die Kämpfer beider Heere aber trafen sich am Ziehbrunnen am umtosten Marktplatz und hier war ein einziger

nicht brennender Fleck. Jeder wollte nur trinken und hob gierig den Eimer, und daneben lechzte schon ein anderer. Der Eimer flog rasselnd hinab. Hier bei diesem Brunnentief wurde nicht geschossen. Einer streifte den andern flüchtig, mit dem Körper oder mit dem Blick, erkannte: Feind! und stürzte schon wieder weg, an die Arbeit, um auf den Feind vorn zu schießen. Der Brunnen wurde auch von denen, die aus den Häusern zielten, verschont.

Die Kämpfer warfen sich um Kühlung zur Erde. Aber auch sie stieß zurück in trockenem Verbrennen, wenn auch noch nicht in lodernder Flamme.

An Essen dachte niemand. Gott! Nur totschlagen, einmal die Franzmänner totschlagen und die deutschen Verräterbrüder!

Wir wollen unser Vaterland. Warum habt Ihr unser Vaterland nicht in Frieden gelassen!

Aber Abend sank auch über diesem Tag. Kaja brannte sich aus. In seinen Trümmern sahen heute Abend die Franzosen. Morgen würde der Kampf weiter toben. Dann hatte sich das Geschick geklärt. Morgen wußten die Preußen und Russen besser, wo im ganzen anpacken und angreifen.

Wagen voll jammernder, stöhnender, blutiger, bleicher Verwundeter fuhren schwerfällig vom Schlachtfeld ab. Die verbündeten Preußen und Russen konnten ihre Verwundeten ziemlich vollständig bergen.

Aber die Russen hatten keine Munition mehr. Ihre Munitionswagen waren nicht nachgekommen. Die Russen hatten auch viel zu spät in die Schlacht eingegriffen.

So hatte Kaiser Napoleon mit seiner Siegesmeldung nach Arafau doch recht gehabt?

Zar Alexander begab sich in der Nacht zu König Friedrich Wilhelm. Sie müßten von hier fortziehen.

König Friedrich Wilhelm wurde, weil an diesem Tage so übermenschlich gekämpft worden und doch nichts erreicht war, hoffnungslos verbissen und verzweifelt in seinem Gemüt.

Niemand übernahm einheitlichen Befehl. Er wurde niemandem bestellt. So wurde der Rückzug Wirrwarr.

König Friedrich Wilhelm sagte grimmig: „Das ist wie nach Auerstedt!“

Karl lag auf eine Stunde mitten unter seiner Mannschaft, was davon noch übrig war, auf erschöpfter Beiwacht, die nun ratlos geworden war. Er fuhr empor, weil General Blücher plötzlich riesenhaft auf einem sehr hohen Pferde neben ihm hielt. Das Pferd tanzte unruhig. Blücher sagte: „Alte, steh, wirst du wohl stehen!“ Der Gaul machte einen Satz. Karl sprang auf. Blücher lachte: „Laß, mein Sohn, wir zertrampeln Dich schon nicht.“

Karl, kaum aus Halbtotschlaf aufgestört, sah verwirrt auf den Mann, der wie Zaubererscheinung in die Nacht ragte, alter und junger Mann zugleich, mager, sehnig, weiß und feurig.

Blücher sagte beim Abreiten zum Offizier neben ihm: „Sollen sich die Herren Russen hier bei uns nichts einbilden. Preußen greifen an.“

Er wollte Nachtangriff reiten. Aber das französische Heer merkte die Absicht und der Überfall mißlang. Blücher wußte nicht, zwang er im ersten Anritt seinen Angriff, wie sehr gut möglich war, nur noch um zweihundert Schritt vor, so nahm er Napoleon mit seinem ganzen Stabe gefangen.

Nach diesem Abenteuer der Nacht mußten die Franzosen im Biereck stehen bleiben.

Die Preußen zogen vom Schlachtfeld. Blücher sagte: „Kinder. Wir suchen uns eine bessere Lauer. Verlaßt Euch auf mich. Ich weiß es, diesmal endet es anders für uns.“

Kennen gelernt haben sie uns. Diesmal siegen zuletzt wir. Und darauf kommt es an.“

Karl traf Blücher auf diesem Rückzug noch einmal. Sie hielten im Frühdämmern am Brunnen. Blücher kam mit seinem Stabe die Dorfstraße herabgeritten. Leutnant Banse, Karls Kamerad, sprang herzu, als der General am Brunnen hielt, und bot sein Blechgefäß voll Wasser an. Blücher nahm, trank und sagte: „Mein Sohn, Dich muß ich doch kennen?“

Banse nannte Namen und Regiment. „Ich war 1806 bei Lübeck und bei Altenzaun mit dabei. Aber ich bin immer nur Leutnant geblieben. Ich habe bei Heilsberg und bei Eylau und Friedland mitgekämpft und bin dreimal verwundet gewesen und bin immer Leutnant geblieben. Ich bin immer übergangen worden. Und ich habe immer meine Schuldigkeit getan, aber ich habe immer nur Pech gehabt.“

Er war in seiner Leidenschaft allzu dringlich. Blücher antwortete unwirsch und scharf: „Bester Sohn, einen Offizier, der immer nur Pech hat, kann der König nicht gebrauchen.“

Banse lächelte verklärt übers ganze Gesicht. „Erzellenz, von dieser Stunde an habe ich kein Pech mehr!“

Da lachte Blücher laut auf und antwortete: „Gut, mein Sohn. Du hast Deinem alten General ein Vergnügen gemacht. Mein Sohn, dafür werde ich an Dich denken, und daß es nach dieser verfluchten Schlacht war.“

Ja, Banse hatte hinfort kein Pech mehr. Er wurde bald Hauptmann und später ein berühmter General.

In dieser Schlacht, nach dem Hauptquartier und seinen Depeschen Großgörschen genannt, verloren Preußen und Russen keine Gefangenen. Die Franzosen büßten fünf Kanonen ein.

Napoleon konnte nicht verfolgen lassen. Er hatte keine Reiterei. Die Pferde lagen in Rußland.

Karl traf unterm Rückzug auch auf Alexander Nienburg. Er hatte ihn bis zuletzt in Breslau sehr oft gesehen. Nun traf er ihn wieder und erschrak fast über die Veränderung. Alexander war ein ernsthafter, hagerer Mann geworden, bleich und fahl und wie zeitlos entrückt. Es war, als ob ihm immerdar leise der Tod winke. Nach dieser Schlacht sah er aus wie Schicksalsverkündung.

Karl fragte: „Was wird?“ Alexander mußte als Scharnhorsts Adjutant die letzte Absicht kennen.

Alexander erwiderte: „Wir geben Sachsen auf.“

Eine Hand schlug Karl aufs Herz. „Das ganze Königreich?“

Alexander erwiderte: „Ja.“

„So ist alles wieder zu Ende?“ fragte Karl in Verzweiflung. „Und das ganze furchtbare Kämpfen war umsonst?“

Alexander erwiderte: „Doch hoffentlich nicht. Aber wir müssen jetzt fürs erste nach Schlesien zurück.“

Er teilte seine große Bekümmernis mit, daß Scharnhorst in dieser Schlacht verwundet worden war.

„Zar Alexander ist fortwährend durch das ganze Schlachtfeld hindurchgeritten, immer von einem Dorf zum andern. Wo nur der Kampf zugriff. Vielleicht brauchen seine Russen so etwas, besonders, wenn sie nicht in Rußland sind. Gewiß, er ist mutig und wollte beweisen, er schont sich nicht. Aber das ganze Hauptquartier mußte immer hinter ihm her sein, und hauptsächlich wollte er immer Scharnhorst um sich behalten, damit er ihm immerzu erklären könne, wie stehe nun die Schlacht. Natürlich zog diese riesige, glänzende Gesellschaft auf den prachtvollen Pferden mit all den Federbüschen alle Aufmerksamkeit an und wurde fortwährend beschossen. Und endlich hat ein Granatsplitter Scharnhorst am Knie verletzt. Nichts Gefährliches, aber höchst unnötig und unbequem.“

„Scharnhorst ist in trübster Laune“, sagte Alexander noch. „So gehe es nicht. Der Zar winkt und befiehlt in der Schlacht, hierher müsse Zuzug, und der König, da drüben werde Verstärkung gebraucht. Blücher und Wittgenstein haben nichts mehr zu sagen. Dabei hat der König doch kein Vertrauen, auch zu sich selbst nicht, und murt immer und sieht immer nur den unvermeidlichen Untergang. Der Zar aber sagt jetzt zu einer Darstellung ja und sieht alles ein und gibt sich in der nächsten halben Stunde ans Gegenteil hin. Wir können diese furchtbare Zwiespältigkeit in unserm Befehl höchstens durch unsern Soldatengeist und durch Masse gut machen. Aber dann müßten wir die Überzahl haben. Deshalb will Scharnhorst, weil er im Feld doch nicht an den Oberbefehl kommt, nun nach Wien reisen und die Oesterreicher zu überreden suchen.“

„Aber mit den Oesterreichern würde der Wirrwarr doch nur noch viel größer sein!“ rief Karl.

„Es hilft aber nichts“, sagte Alexander. „Wenn Oesterreich kommt, so fallen vielleicht auch die Rheinbündler ab. Wir bißchen Preußen können es nicht schaffen, mit den wenigen Russen, die wirklich da sind. Wir haben es gegen die Franzosen, gegen die West- und Süddeutschen, gegen Italien und gegen Polen zu tun.“

Zur gleichen Zeit, da diese Schlacht gekämpft wurde, hatte General Bülow Halle erobert. Damit hätte wirklich das westfälische Königreich offen gelegen. Nun mußte sich Bülow auf Berlin zurückziehen. Der Kronprinz von Schweden, Karl Johann Bernadotte, der ein Feldmarschall Kaiser Napoleons gewesen war, wollte den Verbündeten mit schwedischer Macht zu Hilfe kommen.

Das verbündete Heer setzte sich zum erstenmal in der Stadt Dresden fest, zog aber, als Napoleon nachrückte, kampflös weg. Die Heere gerieten sehr nahe aneinander,

und die Verbündeten zogen durch die Neustadt hinaus, während die Franzosen von der Altstadt her schon zur Elbe rückten. Beide Teile dachten hier nicht an Kämpfen.

Karl kam mit einer Meldung zur Nachhut oberhalb der Augustusbrücke. Artillerie deckte noch den Weiterzug hier vor dem großen Brückenloch. Marschall Davoust hatte, als er, im Frühjahr von den Verbündeten gedrängt, Dresden aufgeben mußte, die Mittelpfeiler der hochberühmten Augustusbrücke weggesprengt.

Ein russischer Artilleriehauptmann, an dem Karl nun vorüberkam, beobachtete durch sein aufgepflanztes Fernrohr das andere Ufer sehr genau. Drüben gingen jetzt zwei einzelne Männer, Offiziere, allein und fahl über die breiten Uferwiesen zur Böschung hinab, wohl, um die Trümmer der von den Kosaken verbrannten hölzernen, noch rauchenden Schiffsbrücke anzusehen. Aus einer Kanone diesseits wurden zwei Schüsse auf die beiden Männer abgegeben, die sie nicht trafen und ihnen keinen Eindruck machten, denn sie gingen ohne Eile ruhig weiter und nur wie nach erledigter Absicht wieder zurück. Da waren sie zur Straße am hohen Elbufer entlang aufgestiegen und nun entschwinden. Der Artilleriehauptmann schob sein Fernrohr zusammen, richtete sich auf und teilte Karl gelassen mit: „Der da drüben, der rechts ging, das war der Napoleon. Den andern kannte ich nicht.“ Der Hauptmann sprach das Deutsch der Moskauer deutschen Kolonie.

„Ausgeschossen!“ rief Karl.

„Ganz gewiß“, antwortete der Mann. „Den werde ich wohl kennen. Bei dem habe ich 1807 in Tilsit Wache gehabt; der sieht immer genau so aus wie seine Bilder.“

„Mensch“, schrie Karl händeringend, „und das sagen Sie jetzt erst? Und Sie ließen nicht alle Schlünde auf diesen Mann spielen? Wissen Sie nicht, daß Sie mindestens eine

Million bekommen hätten, Rubel, was sage ich, viel, viel mehr, ein ganz großes Fürstentum, trafen Sie. Sie wurden für ewig der Freund des Zaren! Guter Gott im Himmel, niemals konnte Ihr Name aus der Geschichte schwinden!“

Der russisch-deutsche Hauptmann blieb gänzlich unbewegt. „Den schießt keiner tot. Hinter dem sind immerfort tausend Hunde her, und wer hat den nicht schon alles totschiessen und totschießen und vergiften wollen. Aber den hebt sich Gott als den ganz besonderen Höllenbraten und für die Erfüllung seiner eignen Rache auf. Er geht durch den dicksten Kugelregen nur ganz verächtlich hindurch, und wenn er vom Platz, an dem er für eine Stunde gehalten hat, nur eben weg ist, so fallen die Kugeln und Granaten auf den Fleck wie mit der Gießkanne, aber ihn hatte keine auch nur angerührt. Die Leute um ihn und dicht an seinem Ellbogen werden sehr oft totgeschossen, und jedermann weiß, daß seine Nachbarschaft in der Schlacht eine höchst kitzliche Ehre ist. Aber ihn trifft keiner; da kann sich jeder auch die allernächste Kugel sparen.“

„Doch!“ schrie Karl leidenschaftlich. „Doch! Einmal. Wenn die Zeit reif ist. Warum haben Sie nicht probiert?“

Der Russe klemmte sein Fernrohr unter den Arm und ging einfach fort.

Karl war noch immer außer sich. Er hätte getötet werden können!

Er könnte jetzt tot sein! Über eine halbe Stunde war er Zielscheibe eines ganzen Kanonenfranzes gewesen und ein Mensch von hier drüben hatte darum gewußt!

Karl bildete sich ein, diesmal wäre es geglückt. Diesmal hatte ihn Schicksal dargeboten. O ja, er herrschte über diese Welt, weil sie dumm war, stumpf und gemein.

Weiter im Marsch. Nach Schlessien zurück. Das Heer flutete zurück als eine ungeheure Welle, die vorgeschwappt

ist und wieder zurückprallt, aber sie wird wieder nach vorn stürzen.

Noch einmal über Bauzen ward Schlacht versucht. Ob nicht Sachsen doch noch zu halten war. Diese Schlacht wurde am zwanzigsten und einundzwanzigsten Mai auf den Bauzener Höhen ausgefochten.

Ihre Linie dehnte sich in weitester Sehne. Karl kam diesmal nicht in Kampfdrängen. Er erlebte, daß er die Schlacht von seiner Kuppe deutlich weit übersehen konnte wie ein Kampfpanorama. Und das Schauspiel war so nicht grauenhaft, sondern nur ungeheuer spannend. Er sah die einzelnen Heeresteile sich auf meilenweites Gelände verteilen, sah Borrücken mit gedrungener weiter Front oder in dünner glitzernder Schlange, wo noch keine Gefahr war; Dörfer wurden eingeklammert, in Machtbereich und Todesgefahr einbezogen. Karl wußte, was das galt, aber von hier oben war es nicht viel. Im Gehölz, am Bach setzten sich Kanonen, hinter den Böschungen. Sie richteten ihre Rohre auf, die Mäuler öffneten sich, spien Flammen und schrien heiser gleichgültig mit Ungeheuers Brüllen. Wolken von weißem Geschüßrauch ballten sich schwebend übers Gelände hin. Brand, der in den Dörfern hier und da aufkam, sah sich von hier oben auch als nichtsbedeutend an.

Sah Gottheit alles Leben, auch das schrecklich zusammengewürfelte, aufeinander getürmte von Schlacht und Krieg nur so? Ach, nur noch viel erhabner verächtlich. Von den Höhen her war leicht hin und her zu leiten. Aber vielleicht ging es nur so. Gewißlich.

Immer bedrängte Geheimnis des Seins.

Karl traf, während er mit seinem Zuge Platz wechseln mußte, auf den ihm bekannten Hauptmann von Strinißki, wie er im Krampf zusammengebückt hinter einem Strauch kauerte. Karl rief ihn an: „Guter Gott, Strinißki, was tun

Sie hier? Sind Sie kampfunfähig?“ Er ging zu ihm, um ihm zu helfen. Der Mann kroch immer noch dichter in sich zusammen. Er sah zu Karl als ein Wahnsinniger auf. „Hier kommen überall immer die Kugeln hin, und das Schlimme ist, einer kann machen, was er will, sie kommen doch, und wenn einer sich auch noch so lang hinschmeißt und ganz klein machen will, sie treffen ihn doch, und hinter solchen Strauch können sie auch heran.“

„Aber Mensch, Sie sind wohl wirklich verrückt“, sagte Karl. „Was soll so etwas heißen?“

„Wissen Sie, wie weh solch eine Kugel tut?“ fragte der Mann entsetzt.

„Gar nicht“, antwortete Karl, „und Sie wissen es ebenso gut wie ich. Wenn einer getroffen wird, merkt er es gar nicht.“

„Ich will nicht!“ schrie der Hauptmann.

„Mann!“ brüllte ihn Karl an. „Striniski! Dort drüben steht der Feind! Dort Ihre Leute! Vorwärts!“

Aufheulend warf sich der Mensch auf die Erde. „Ich will lieber sterben! Ich habe doch mein Weib und meine Kinderchen!“

Karl mußte weiter. Einem Unteroffizier neben ihm wurde das Bein zerschmettert. „Der Herr Leutnant soll sich ja nicht belästigen und vor allem niemanden aus dem Gefecht nehmen“, sagte der Mann. „Ich helfe mir schon selbst.“

Noch am Nachmittag sah Karl den Hauptmann von Striniski brüllend, barhaupt mit gesträubtem Haar an der Spitze seiner Kompanie vorwärtsstürmen. Er wurde an diesem Tage nicht verwundet. Karl traf ihn später noch oft, ließ sich aber vermeiden. Der Hauptmann, früher gutmütig und lebenswürdig, war jetzt rechthaberisch, schreiend und unangenehm. Er fiel an der Raibach.

Am Nachmittag des zweiten Schlachttages offenbarte sich Entscheidung, daß das ausführliche und deutliche

Schlachtenbild trog, und daß Napoleon nur Scheinangriffe hatte machen lassen. Unterdessen war die verbündete Hauptstellung umgangen worden. Sie mußte geräumt werden.

Aber Napoleon schrieb seine ihm meldenden Offiziere an: „Wie viele Gefangne?“

„Keine, Sire.“

„Das ist nicht wahr! Keine Gefangnen! Wie viele Fahnen?“

„Keine.“

Napoleon konnte auch nach dieser Schlacht nicht verfolgen.

Das verbündete Heer schleppte sich über die schlesische Grenze und kroch nach festem Lager hin. Pülzen bei Schweidnitz sollte wie einstmals Bunzelwitz unter Friedrich durch Monate schützen. Nach acht Tagen war es von den Franzosen überflügelt.

Jetzt wollten die Russen nach Hause.

Aber Napoleon hatte keine Reiterei. Die sächsischen und schlesischen Bauern jagten ihre Pferde lieber in die Wälder oder brachten sie verstohlen den Preußen, als daß sie sie den Franzmeiern überließen. Ein französisches Reiterregiment stänke schon immer auf Stunden nach den durchgedrückten Rücken der Köhler.

Im Lager der Verbündeten aber warf jeder jedem alles vor. Blücher und York gingen als erbitterte Gegner gegeneinander an. Das heißt, nur York war bitter; Blücher gab nur nicht nach.

Die Preußen bezichtigten die Russen. Diese wollten immer nur fort.

Karl ritt zu Alexander Nienburg, der ihm trübe mitteilte, Scharnhorst sei von der österreichischen Regierung nicht einmal bis nach Wien gelassen worden. Nun liege er an seiner Wunde von Großgörschen her krank in Prag.

„Diesen Schimpf wagen sie unserm größten General, von seinen Verdiensten, anzutun!“ stöhnte Karl.

„Wäre Scharnhorst nur nicht so krank!“ ängstigte sich Alexander.

„Natürlich stirbt er“, murrte Karl düster.

Napoleon schickte zum Zaren Alexander Botschaft mit Verhandlungsvorschlägen. Alexander wies sie ab. Nur gemeinschaftlich mit dem Verbündeten könne er verhandeln.

Da bot Napoleon einen befristeten Waffenstillstand an. Die Verbündeten nahmen ihn an.

Am vierten Juni 1813 trat er in Kraft. Alle europäischen Staaten und auf Wunsch Napoleons auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die sich vor noch nicht langen Jahrzehnten gänzlich von englischer Herrschaft frei gemacht hatten, sollten sich zu großem Kongreß in der schlesischen Stadt Reichenbach versammeln.

Nur ein Tag

Nachricht vom Waffenstillstand! Alle preußischen Herzen erstarrten in Schrecken. Waffenstillstand mit Napoleon! Wieder würde alles aus sein. War Preußen von Gott verflucht? Hörte er die Inbrunst der Gebete, die jede Demut, jeden Opfermut anboten, niemals mehr? Was konnte Waffenstillstand mit Napoleon jemals anders sein denn nur der Anfang von Schmachunterwerfung?

Das Lager ward durchgezählt. Da hatte es an Fußvolk noch vierzehntausendfünfhundert Mann. Reiterei, Artillerie? War noch eine Kriegsmacht vorhanden?

Aber das französische Heer sollte noch viel schlimmer weggeschmolzen sein. Wie hätte sonst jemals Napoleon von sich aus einen Waffenstillstand begehrt? Er hatte sogar Breslau wieder geräumt, als die Verbündeten die Freiheit der Stadt verlangten, in die sieben seine Truppen wieder eingezogen waren.

König Friedrich Wilhelm redete in Verkündung zu seinem Volk.

Der Feind hat einen Waffenstillstand angeboten. Ich habe ihn mit meinen Verbündeten angenommen. Dies ist geschehen, damit die Nationalkraft, die mein Volk jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich völlig entwickeln könne. Kastlose Tätigkeit und ununterbrochne Anstrengung werden uns dahin führen.

Bis jetzt war uns der Feind an Zahl überlegen und wir konnten nur den alten Waffenruhm wiedergewinnen; wir müssen jetzt die kurze Zeit benutzen, um so stark zu werden, daß wir auch unsere Unabhängigkeit erkämpfen.

Beharrt in Eurem festen Willen, vertraut Eurem König, wickt rastlos fort und wir werden auch diesen heiligen Zweck erringen.

Friedrich Wilhelm.

Preußische Herzen, freuet Euch, England glaubt an Euren Sieg. England bietet große Hilfe an notwendigem Geld an.

Sein General Wellington dringt siegreich in Spanien ein.

Aber Preußen hatte es mit Rußland zu tun. Die Russen wollen keinen Krieg in Deutschland führen, nicht für Preußen. Was geht sie Preußen an? Der Napoleon kommt sicher nie wieder zu ihnen.

Österreich will auch durchaus Preußen nicht siegen lassen. Der österreichische Kaiser ist der Schwiegervater Napoleons. Er will seine Tochter weiter als französische Kaiserin sehen, sein Enkel soll nach seinem Vater Napoleon den französischen Kaiserthron besteigen. So bietet er nichts anderes denn immer nur seine Vermittlung an.

Die Gesandten auf dem Kongreß in Reichensbach richten gar nichts aus. Die französischen Kaiserlichen narren sie nur. Napoleon kann diesen Waffenstillstand nur gefordert haben, um Zeit zu seiner Erholung zu gewinnen. Für die Durchführung besonders teuflischer Pläne.

Karl ritt aus seinem Quartierdorf Nimptschen nach Teorgen, zu Alexander Nienburg. Vor allem war es ihm um Nachrichten von Scharnhorst zu tun, der immer kränker in Prag lag.

Er traf den Freund im Gespräch mit General Gneisenau unter Lindenbäumen neben der Kirche. Die beiden Männer gingen auf und ab, während Gneisenaus Pferd in der nahen Schmiede frisch beschlagen wurde. Karl erblickte freudenvoll

das schöne verehrte Haupt, die herrliche Gestalt des geliebten Führers. Er trat zu ihm in Inbrunst um ein erlösendes Götterwort. Gneisenau gab freundlich Auskunft. Nichts stehe zur Beunruhigung. Im Gegenteil. Sie dürften hoffen, nach dem Waffenstillstand mit zweihunderttausend Mann in den Krieg zurückzutreten.

Karl sagte: „Jeder fürchtet immer, daß es doch nicht wieder zum Kampf kommt, sondern daß der Teufel wieder zum bitterbösesten Frieden überlistet.“

Gneisenau antwortete: „Diesmal doch nicht uns mit zweihunderttausend Mann.“ Karl erwiderte: „Und Napoleon behauptet, daß er, nun er Preußen wieder bis in den letzten Winkel des Königreichs zusammengekehrt habe, gar keinen andern als einen bloßen Unterwerfungsfrieden schließen könne. Sonst sei sein eigener Thron hin.“

Gneisenau nickte. „Er hat ganz recht. Diesmal geht es ums Ganze. Er oder wir.“

Er setzte sich mit den Freunden auf eine Steinbank unter der Linde. Sie hörten das helle Hämmern von der Schmiede her.

Gneisenau sagte: „Aber wie nun, selbst nach einem Siege, Europa nach diesen zwanzig Jahren immer nur furchtbaren Kriegs aussehen wird!“

„O“, meinte Karl lebhaft, „der Freiherr vom Stein.“ Er war aller Deutschen Sehnsuchtshort und die starke Seele dieses Kriegstatenwillens.

Aber Gneisenau war nicht so gewiß. „Mit Ränken kann Stein nicht fertig werden. Und die Verhandlungen dereinst mit allen Mächten! Es wird, so fürchte ich oft mit großer Bangigkeit, auch nach einem Siege in Deutschland nicht viel anders werden wie nach dem Dreißigjährigen Krieg.“

Karl drängte leidenschaftlich: „Nur erst siegen, siegen!“

Der Schmied führte dem General das Pferd zu. Er stieg auf und ritt mit freundlichem Winken fort, und über seinem Weg schwebte zart und dünn die Mondsichel. Alexander forderte Karl auf, mit ihm im Wirtshaus zu Abend zu essen.

Am großen Tisch saßen viele Offiziere. Karl und Alexander blieben für sich in einem Eckchen. Aber sie mußten das Gespräch am Mittelstisch Wort für Wort hören, das kein Gespräch war. Ein langer weißblonder Offizier redete ganz allein. Alexander kannte ihn. „Einsiedel.“ Sächsischer Major. Aber er war sofort zu Beginn des Feldzuges 1813 ins preußische Heer übergetreten. Nicht allein. General Thielmann kam und brachte ihn und andere Offiziere mit ihrer Truppe. Thielmann, der Gegner der schwarzen Totenkopfmänner von 1809. Aber nun, der endlosen französischen Bedrückung der Heimat müde, wollte er es wagen, gleich York seinen Staat, das sächsische Königreich, mitzureißen. Aber er konnte die Hörigkeit seines Königs unter Napoleons Zauberkraft nicht brechen. Er konnte auch nicht die Festungen Lilienstein und Torgau liefern, so leidenschaftlich er trachtete.

An diesem Abend erzählte Major von Einsiedel von Napoleon selbst, bei dem er einige Zeit hindurch Flügeladjutantendienste getan hatte.

„Reiten kann er nicht. Das heißt, er hängt auf dem Gaul, hält aber aus. Ein Stallmeister muß immer dicht vor ihm herreiten. Leute sind für ihn immer zu Dutzenden nahe bei der Hand. Wenn er Befehle ausgibt, so fegt sofort der eine dahin und der andere nach drüben, Pagen und Offiziere oder Unteroffiziere, was da ist, alles ist immer nur eingespannt. Sein Großmarschall Calaincourt, der jetzt Herzog von Vincenza heißt, schläft immer im selben Haus mit ihm oder auf dem Feldzug im Nebenzelt. Vor seinem Zelt stehen immer zwei Schildwachen, und sein Mameluck Rustan, der wirklich einer aus Agypten ist, schläft auf der Schwelle, auch im Zelt,

das deshalb immer in zwei Hälften eingeteilt ist. Offiziere unter Befehl Calaincourts müssen die ganze Nacht in jedem Augenblick bereit sein. Ist in einem Haus, in dem der Bonaparte schläft, kein Platz mehr, so sitzen sie auf der Treppe, bis vielleicht einer an die Reihe kommt. Oder sie können in einem Verschlag im Stroh schlafen, auch die Generale, bis sie aufgerufen werden. Bonaparte hat immer zwei Betten für sich, weil er in der Nacht aufsteht, um zu arbeiten, Nachrichten anzunehmen, Befehle zu diktieren. Nachher legt er sich ins andre frische Bett. In diesem Feldzug jetzt ist er wieder fast ausschließlich auf dem Gaul, während er sich zuletzt schon ganz an die Kuttsche gewöhnt hatte. Neben dem Wagen reiten immer die Ordonnanzen her, und er wirft seine Befehlszettel aus dem Wagen hinaus. Calaincourt, der rechts neben dem Wagen reitet, reicht sofort die ankommenden Meldungen hinein. Alles geht immer weiter im Galopp ohne Aufenthalt, Nachrichten mögen ankommen, wie viele wollen. Der Wagen hält niemals für einen Augenblick still. Früher saß fast immer Duroc im Wagen bei Bonaparte, aber der ist bei Baußen gefallen. Er fiel ungefähr neben Bonaparte selbst, und unser General Kirchbach wurde auch von derselben Granate genommen.

„Bonaparte muß immer alle Karten von den Gegenden, die er durchraßt, bei der Hand haben. Die Taschen im Wagen sind mit allen einschlägigen Karten, die nur zu bekommen sind, vollgestopft. Im Zelt ist immer das erste Werk, die Karten auszubreiten. Bonaparte kann sicherlich kein Wort deutsch, sondern nur italienisch und französisch. Es ist ein Blödsinn, wenn gesagt wird, er versteht deutsch. Nein, kein Wort. Wenn er einmal ganz guter Laune ist, aber das ist er selten, trällert er vor sich hin. Er kann aber nur zwei Melodien, den *Marlborough* und *Andiam, andiam a cavallo*, was aber nur eine italienische Übersetzung von

unserm ‚Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, auf das Pferd‘ ist. Im Notfall dürfen ihm seine Offiziere auch höchst erregt widersprechen und er hört ruhig zu. Selbstverständlich wird er meistens saumäßig grob. Als Zeichen bester Laune gilt, wenn er jemanden am Ohrläppchen zieht.“

Der Major von Einsiedel lehnte sich zurück und sagte: „Ich habe ihn, als ich mit ihm zusammen war, ganz gut leiden mögen. Aber ich finde es unpassend, daß ein solcher Mensch aus nur so ganz kleinem korsikanischen Adel nun bei uns in Sachsen mit unsern uralten sächsischen Familien befehlen will.“

Karl ritt unter der Nacht in sein Quartier zurück. Da lag auf dem Tisch ein Brief.

Karl klopfte, den offenen Brief in der Hand, seinen Burschen, der schon schlief, aus seiner Kammer. „Wer hat diesen Brief gebracht?“ O, ein Bauernjunge hatte den Brief abgegeben. Weiter wußte der Bursche nichts. Er hatte auch nicht gefragt. An dem Brief war ihm nichts Besonderes aufgefallen.

Der Brief war von Andl von Moisch und lautete:

Lieber Herr Leutnant und Kriegsrat Herr Karl Röper, wir haben niemals wieder von Ihnen ein Zeilchen oder ein Wort gehört. Bitte, so reise ich nun in das unbefetzte schlesische Zwischenland und weder Franzosen noch auch unser Heer belästigen uns dort, und es läßt sich ganz gut wagen, dorthin eine Reise zu unternehmen, auch allein und nur mit meiner Mündel und Kutscher Heinrich, und wir könnten die Zusammenkunft in Wischelsbach haben. Sie müßten in Wischelsbach nur nach der Pürsch-Marie fragen, was des Pürsch Gustav Ehefrau ist, und Dienstag vor dem Mittag will ich pünktlich ankommen. Die Pürsch-Marie ist unsere frühere Köchin gewesen. Wir sind wohl

aus Breslau heraus, als es aufkam, daß die Franzosen es doch wieder besetzen würden, aber nun sind wir in Hofsbornitz erst recht mitten in die französische Einquartierung hineingeraten. Und es ist ein Elend und das haben wir davon gehabt, in der Angst Breslau aufzugeben, und es geht schon schlimm genug bei uns zu. Aber nun kann niemand hinein, auch die Eigentümer nicht, aber Vater ist dort geblieben, und Breslau ist jetzt von den Franzosen freigekommen. Aber ich bitte Sie sehr, wenn Sie mich doch nicht umsonst im Stiche lassen. Wir waren wohl vielleicht des Gedenkens ein Zeilchen wert. Aber ich habe diese Reise sowieso antreten müssen zu meiner Tante, die keine Franzmeier hat und ich soll durchaus kommen.

Es wartet auf Sie in jeder Stunde sehnsüchtig

Ihre Ihnen immerdar unwandelhaft treu ergebene Dienerin

Anna von Moisch,

ja, das Frölandl.

Karl konnte noch in der Nacht eine Verkleidung als Landmann aufstreifen. Solche Verkleidungen dienten immer für diese Wanderungen ins Zwischenland zwischen den feindlichen Heeren, auf denen hohe Strafen standen und die beinahe täglich unternommen wurden. Karl sagte seinem Burschen, daß er wegbefohlen sei, und richtete es mit seinem Dienst so ein, daß er vielleicht unentdeckt wiederkommen konnte. Er wanderte schnell, um nur bald aus dem preußischen Militärgelände herauszukommen, und schlief gegen Morgen, da er Zeit genug hatte, in einem Heuschaber. Gegen Mittag trat er ins Dorf Wischelsbach ein und bedachte nun sein Aussehen als verwildert und armselig, sehr wenig geeignet zum Wiedersehen mit einer entzückenden Frau. Er sprang zum Brunnen tief neben der Straße unter Bäumen, um sich wenigstens zu erfrischen und zurechtzumachen, und dachte:

Sie hat mich doch so gewollt. Daß ich als ein stolzer Leutnant auf hohem Roß einreite, wird auch sie nicht erwarten.

Er schritt durch das lange Dorf, dessen Ruhe ihm himmlisch deuchte, denn es lag ganz unbeseht in tiefem Frieden. Das stattliche Haus des Gustav Porsch war leicht zu erfragen. Als er leise an der Haustür klopfte und klinkte, kam aus der Küche die Bauernfrau und zugleich liefen auch schon seine flinke Füße die Treppe vom ersten Stockwerk herab. Andl rief: „Daß Sie da sind, daß Sie doch gekommen sind! O Gott, war es denn so gefährlich? Ich habe Sie doch schon von oben gesehen, schon die ganze Straße her, und konnte nur immer hinter dem Fenster stehen, aber ich hätte so gern gerufen!“ Sie schlug die Hände zusammen: „Wie Sie nun sind! Schön, schön, ach, so hübsch. Es steht Ihnen alles so wundergut.“

„Bitte“, sagte Karl, verlegen nach der Küche deutend, in der die Hausfrau wieder verschwunden war.

„Ach, die Miefel tut uns nichts. Das ist alles ganz einerlei. Die Miefel kocht uns Essen und ihr Mann steht im Feld.“

Sie zog ihn die Treppe hinauf in eine nette ländliche Pußstube. Ihr Mantel, ihr Schleier, ihr Hut und ihre Reise= sachen lagen auf der Bank. Sie hatte ein kirschfarbnes Woll= kleidchen an und um den Hals ein weiches weißes Spitzen= tüchlein. Sie stand wieder vor ihm: „O, daß Sie endlich doch gekommen sind!“

Er dachte, daß hier nichts weiter war, als daß er sie in die Arme nahm und küßte. Aber in ihm wob noch die Beklommen= heit. Andl setzte sich an den Tisch, stützte ihr Gesicht auf ihre linke Faust, knüllte ihr Taschentuch und sah ihn gespannt und sehnsüchtig, fast ängstlich an.

Sie seufzte und fragte endlich: „Was haben Sie nur gedacht, als da so unversehens mein Brief in Ihre Stube schneite? Ich wüßte es so sterbensgern. Es war sehr un= verschämt, daß ich schrieb.“

„Ich bin doch sofort gekommen“, sagte er lachend.

„Wann haben Sie meinen Brief bekommen? Ich hab so Angst gehabt, es könnte etwas damit passieren. Aber Sie sind noch nicht einmal zu Hause gewesen, als mein Briefel kam.“

„Nun, auf solch ein liebes Briefel konnte ich doch mein Lebtag nicht warten“, sagte er. „Daß solch ein Briefel für mich unterwegs war, wer hätte es denken dürfen?“

Sie fragte lächelnd: „So haben Sie sich denn gefreut?“

Er beugte sich zu ihr und küßte sie auf das Haar. „Ich habe mich übermenschlich gefreut.“

Sie hielt ihn noch zurück, griff leidenschaftlich nach seiner Hand, die Tränen stiegen ihr.

„Nie, nie durften Sie wieder in den Krieg ziehen, ich meine nach dem Waffenstillstand, und ich hatte Sie nicht noch einmal gesehen. O, wie sind Sie grundböse; Sie haben ein böses Herz. Ich kann es nicht ertragen. Ich hatte Ihnen damals nicht wirklich Lebewohl gesagt, und in jedem Augenblick konnten Sie erschossen und schwer verwundet auf dem Schlachtfeld liegen, und in diesem Augenblick verhauchten Sie vielleicht Ihren letzten Seufzer oder die Sonne verbrannte Ihre Wunden. Ich wurde unsinnig an all der Qual. Ich habe acht grimmige Wochen zugebracht.“

Er kniete neben ihr. Sie löste ihr heißes tränenfeuchtes Gesicht von ihm ab. „Daß Du gekommen bist! Hast Du Dich denn nicht gesehnt? Es ist furchtbar, daß Krieg ist, aber sonst hätte ich Dich vielleicht nicht gefunden.“

Sie bat: „Knie nicht; wir können nebeneinander auf der Bank sitzen“, und lächelte und versicherte: „Ach, Du Lieber, das will ich doch lieber noch gleich sagen: Ob der Königswinter die Liesel Hobrecht oder die Hannel Schaffgotsch oder mich heiratet, das ist ihm, weiß Gott, herzlich einerlei. Er hat mich schon so lieb, daß er auch eine andre nimmt, wenn ich ihn

darum bitte, wenn er denkt, daß er mir damit einen Gefallen tun kann. Aber ich erwähne es überhaupt nur, weil es mir um Dich geht und weil Du das zarte Gewissen hast. Aber in diesem Fall ist es unnötig, eins zu haben; ich bin nicht so verblendet, daß ich mir einbilde, der Königswinter könne nicht bei einer andern weit glücklicher aufgehoben sein. Und ich mache mir nichts aus ihm.“

„Aber ich bin bürgerlich und habe überhaupt keinen Beruf“, rief Karl aufgeregt. „Dagegen ist er ein reicher Graf.“

Sie ließ sich küssen und sagte ihm: „Was Du Dir einbildest, Du bist doch nicht unansehnlich von Stand und arm. Du bist der schönste Mann und gefällst mir ganz, und kein anderer gefällt mir außer Dir, und ich liebe Dich mit allem rundum und stelle mir in jedem Augenblick immer alles vor. Manchmal liebe ich Deine eigensinnige Nase mehr, und ich weiß, wie Du sie als ein kleiner Junge kraus gezogen hast, und ach, Du bist ja noch immer auch ein lieber kleiner Junge. Manchmal funkeln Deine Augen vor mir, zum Fürchten, wenn Du den großen Grimm hattest und ungeduldig wirst, aber mir warst Du schon immer sehr gut. Und Deine Stirn ist fest und klar wie die der schönsten Statue, und Dein dickes Haar wächst in der feinsten Spitze in sie hinein und dadurch sieht Dein ganzes Gesicht so geschickt aus und so ganz großartig durchgeformt. Und dann lachst Du so zutraulich und alles, was Du jemals an Hübschem erlebt hast, wachst in Deinem Lachen auf, und ich möchte mich bei Dir einkuscheln, und nun brauche ich nie mehr etwas Fremdes zu denken, denn wir haben immer alles mit dem gleichen Anfang in unserm Herzen aufgehoben. Du lieber, lieber Geliebter, tausend Jahre will ich mit Dir leben, bis in alle Ewigkeit. Und wir wurden immer für einander geschaffen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Du einer nicht gefallen sollst, ich meine einer Frau, und leider muß sich jede in Dich verlieben, aber Du

mußt mir schwören, wenn Du einer gefällst, so soll es Dir doch ganz einerlei sein. Schwöre mir, Du sollst gar nicht nach einer andern hinsehen. Du hast mir vom ersten Augenblick an das Herz aufgerissen, als Du da kamst, und ich konnte nicht begreifen, Du warst auf der Welt und kamst nun erst, und so wie ich wird Dich niemals eine andere lieben. Ich habe vom Anfang an immer nur gewußt, daß Du mein Eigentum bist; aber ich dachte, vielleicht müsse der Krieg erst aus sein, und der Königswinter konnte fallen und dann wurden uns alle Umstände erspart. Nachher merkte ich nur, daß es mit der Angst im Kriege eine sehr furchtbare Sache ist, und jeden Tag konnte Dich auch eine andre begehren und Du warst dumm und wußtest von unserer Liebe nichts und gingst hin und machtest Dich für Dein ganzes Leben unglücklich. Ich ängstige mich vielleicht nicht mehr so namenlos, wenn Du mich auch geliebt hast, das heißt, wenn ich es weiß, und Du hast mir die Treue zugeschworen. Du kennst so viele angesehne Leute und bist mit ihnen befreundet und sie wissen, was für ein herrlicher Mensch Du bist und sie verehren Dich. Der König muß Dich sehr schätzen, schon, weil Du sogar in Spanien warst. Ich habe es Dir nicht übel genommen oder doch nur für ein kleines Weilchen, daß Du mich verstoßen wolltest. Männer können sich nicht so schnell zu einer richtigen Liebe entschließen, und sie wissen über Liebe nicht ein Viertel so gut Bescheid wie wir, weil wir müssen. Uns bleibt nichts andres übrig. Wir müssen uns schon auf die Liebe einrichten. Wir haben nur sie.“

Sie habe ihm ein Bild von sich mitgebracht. „Willst Du es?“ Sie holte aus ihrer Tasche ein dünnes Pergamentblättchen, auf dem ihr Kopf mit feinem Pinsel ausführlich und reizend gemalt war. Das Blatt war augenscheinlich zurechtgeschnitten.

Er fragte sofort: „Was war hier noch daran?“

„Nun“, antwortete sie, „schon der Königswinter. Ich habe ihn abgeschnitten und in den Ofen gesteckt. Es tut mir leid, daß ich ihn verbrannt habe, denn er hätte sich vielleicht auch noch brauchen können. Aber seine Schulter war durchschnitten und schön war er nicht, auf dem Bilde nicht schöner als in Wirklichkeit. Er kann sich ja wieder malen lassen, wenn er sich wieder einmal braucht.“

„Um Gotteswillen, Andl“, sagte Karl, „und nun soll ich Zutrauen haben!“

„O ja“, sagte sie, „Du schon, ganz gewiß.“ Sie legte die Arme um seinen Hals. „Liebst Du mich? Ich liebe Dich unergründlich.“

„Hat Dich der Königswinter nicht lieb gehabt?“

Sie küßte ihn. „Nun quälst Du mich. Ich kann nichts dafür. Er war damals da. Die Tanten richteten alles ein. Er hat auch damals ganz gut zu uns gepaßt. Ich hätte ihn damals ganz gern geheiratet.“

„Miefel ruft“, sagte sie. „Wir sollen zum Essen in den Garten kommen.“

Sie saßen unter einer dicken Buche in diesem Sommergarten. Miefel hatte ein Fest vorbereitet.

Karl fragte Anna, wie sie von Hause fortgekommen sei.

„O, das war das wenigste. Ich bin jetzt zur Tante Wendel Helmrich unterwegs. Wir sind aus Breslau geflüchtet, weil es überall hieß, der Napoleon wolle in Wut über unsere Erhebung jedes einzige Haus in Breslau anstecken und plündern lassen. Er hat es nachher doch nicht getan. Trotzdem waren wir vorher schnellstens nach Hofschnitz. Aber das konnten wir alles nicht wissen; denn manchmal sind ganze Städte zur Strafe angesteckt und geplündert worden. Aber nun in Hofschnitz sitzen die Franzosen erst recht bis übers Dach bei uns, und es ist eine furchtbare Wirtschaft und heillos schlimm. Aber wir dürfen jetzt unter keinen Umständen

nach Breslau hinein, so sehr es Vater versucht hat. Aber um Breslau ist der Ring der Armee und niemand darf ihn durchbrechen. Tante Wendel Helmrich fürchtet sich allein auf ihrem Gut, und sie hat keine Franzmeier, und Mutter hat mich hingeschickt, und ich soll von den Franzosen bei uns in Hoshernitz wegkommen, und ich habe ihr zugesetzt, daß sie es wollen soll. Ich bin nun zur Tante Wendel unterwegs und kein Mensch kann nur im geringsten merken, wie lange ich hier war, wenn ich nachher bei meiner Tante ankomme. Ich habe die Miesel hier schon oft besucht. Sie ist sehr lange unsere Wirtschafterin gewesen in Hoshernitz, und Heinrich, der mich gefahren hat, und die Mindel sagen kein Sterbenswort.“

Sie sagte ihm: „Ich würde mich sofort, wenn Du willst, mit Dir trauen lassen.“

Er war wehmütig der Meinung: „Du hast Dir Deinen Entschluß, mich heiraten zu wollen, doch nicht überlegt.“

„O ja“, sagte sie. „Ich denke es mir sehr hübsch später bei uns. Auf dem Lande lebe ich durchaus nicht immer gern; im Winter zum Beispiel gar nicht. Da ist es entsetzlich langweilig und so sehr viel Schmutz. Wir werden es hübsch bei uns haben. Du kennst so sehr viele Leute und bist Offizier und Kriegsrat, und Kriegsrat könnte der Königswinter niemals werden, dazu ist er viel zu dumm. Er ist auch gänzlich ungebildet. Wenn Du willst, kannst Du Dich vielleicht später adeln lassen; aber mir kommt es nicht darauf an.“

„Gräfin Königswinter oder Frau Andl Röper, und eines Tages wirst Du wissen, was Du Dir weggabst.“

Sie sah ihn beinahe erschrocken an, und das Blut schoß ihr dunkelrot in ihr zartes Gesichtchen. „Gott! Deine Frau wäre ich und hätte Deinen Namen, und wir wären für alle Zeiten nie anderes als eins!“

Um die Zustimmung ihrer Eltern war ihr das Herz sehr wenig schwer. „Vater tut mir zuletzt immer den Willen.

Und über Dich wird er sich nur freuen.“ Die Mutter kam als Gegenstand eines Bedenkens überhaupt nicht in Frage.

Es ging Karl durch den Kopf: Ich will wirklich zum Pfarrer gehen in diesem Dorf und will ihn bitten, so lange, bis er uns einsegnet. Aber sie waren beide verlorne Kinder in der Welt, und Andl konnte ohne die Zustimmung ihrer Eltern nimmermehr fortgegeben werden.

„Kennt Dich jemand hier?“ fragte er.

„Nein“, antwortete sie, „außer der Miefel niemand.“

Sie gingen in den Sommertag tief hinein, zwischen den Feldern und in den stillen Wald, saßen am Faden des Baches über Steinen, über die er sich hinspann, und er raunte und plauderte zu ihren Füßen. Vögel hüpfen ihnen, die sich ganz still hielten, fast bis in den Schoß.

Wo war an diesem Tage Krieg? Sie waren selig entrückt.

Karl trennte sich erst am späten Abend von der Geliebten. Sie warf sich in seine Arme und küßte ihn: „Ich seh Dich noch einmal wieder, ehe Du wieder fortgehst! Ich muß Dich noch einmal sehen. Mein, mein, nur mein bist Du. Geht der Krieg wieder an? Wir bekommen vielleicht doch den Frieden. Aber das wollen wir auch nicht. Mein treuer Liebster. Ich habe nur Dich. Vergiß es nie. Bleib mir treu. Ich denke immer an Dich, in jedem Atemzug und in jedem Augenblick. Mit jedem Seufzer ist eine Brücke von Dir zu mir, und so gehen immer die seligen Fäden hin und her und über das ganze Land und vor und zurück, aber Du mußt auch an mich denken. Ich denke Dein immerdar. Du hast nie eine andre Liebe? Ich will Dich, nur Dich, und Du mußt noch einmal kommen, einmal zum mindesten, ehe Du wieder fortziehst. Ich gebe Dir Nachricht, bald, von der Tante aus. Du darfst nicht noch einmal ohne Abschied ausziehen. Du mußt noch einmal kommen. Ich schreibe bald wieder an Dich.

„Einmal bleiben wir dann ganz und für immer beisammen“, sagte sie, „kannst Du es fassen? Nach dem Krieg.“

Sie ging weit mit ihm, als er Abschied nehmen mußte, bis er sagte, auch, weil die Trennung übergewaltig an ihm riß: „Du mußt zurückgehen; es ist sonst zu weit und ich ängstige mich um Dich.“

Er stand auf einer Anhöhe, um sie zurücklaufen zu sehen, und sie wandte sich und winkte ihm noch. Sie kamen nochmals zueinander, und sie lag weinend und schluchzend an seiner Brust.

„Ich kann nicht von Dir fort, und ich kann nicht ohne Dich leben, bleib bei mir! Mir zerbricht das Herz!“

Er sagte erblaßt: „Wir müssen doch scheiden“, und geleitete sie bis ans Dorf zurück. „Du mußt gleich zur Miefel gehen. Wann fährst Du ab?“

„Morgen früh, um acht.“

„Dann bin ich längst im Dienst. Denke daran. Und ich schreibe Dir.“

Sie verabredeten, wohin sie Briefe schicken könnten.

Er rannte fast, als sie um die Ecke der Dorfstraße gebogen war. Er durfte sie nicht noch einmal sehen. Er mußte zurück!

Er kam ungefährdet in seinem Quartier an. Seine Abwesenheit war nicht entdeckt worden.

Der größte Schmerz

Karl schrieb Briefe an Andl, bekam aber keine Antwort. Darüber verwunderte er sich. Doch alles Postwesen war zerrüttet.

Alexander reiste nach Berlin, kam wieder und sagte, er habe sich in Berlin mit Lisma trauen lassen.

Karl empfand sich zu seiner Überraschung peinlich berührt und in Versuchung zu sagen: „Das kommt davon, wenn jemand wie Sie fast nur mit Bürgerlichen verkehrt! Er sagte wirklich: „Durchlaucht! Auf welchen außerordentlichen Vorzug wollen Sie verzichten! Auf welche Pflichten als Landesherr, zu denen Sie bestimmt sind!“ und redete in diesem Sinne weiter. Gerührt war er gar nicht, und seine Gedanken streiften mit Herzklopfen und auch mit Gewissensbissen an seine Verbindung mit Anna. Aber lag da nicht alles anders? Vor allem aber ärgerte er sich grimmig, wenn er dachte, daß nun die Nachkommenschaft der dummen, aufgeblasenen jetzigen Fürstin die ganze große Nienburgische Pracht und Herrlichkeit erben sollte.

Er sagte: „Es ist die Zeit, die zu solchen Entschlüssen veranlaßt.“ Er hatte sagen wollen: Verzweifelten Entschlüssen. „Aber der Feuerzwang dieser Zeit verlodert, und danach sind die Entschlüsse, die in ihrem heißen Licht lebendig glühten, ausgebrannt, aber nun sind sie unwider-ruflich.“

Alexander antwortete ohne Empfindlichkeit: „Ich weiß, daß wir sehr anderes erleben werden, auch wenn wir siegen, als wir erwarten. Ja, vielleicht gerade dann. So will ich mein Leben für mich haben. Ich liebe meine Frau und will

mein Leben mit ihr in die ermatteten Zeiten hinüberretten.“ Er lächelte: „Ich denke, Sie erhalten uns trotzdem Ihre Freundschaft.“

„In Berlin war mir sehr bedrückt zu Mute“, sagte er noch. „Nur im Beisammensein mit meiner Frau wurde mir wohl. Wir wissen wahrhaftig nicht, ob wir nicht nach diesen unerhörten Opfern und dem wunderbarsten Aufschwung des ganzen Volkes doch nur den kümmerlichsten Frieden schließen. Scharnhorst stirbt. Der Freiherr vom Stein ist dem König widerwärtig geworden und wird in Preußen keinen Einfluß mehr erhalten. Jetzt sind die Friedensfreunde um jeden Preis an der Arbeit. Der König hört ihnen zu, weil sie von ihm nicht mehr verlangen als er leisten kann. Viel weniger. Hunderttausendmal empfindet er Bonaparte als den Feind der Menschheit an sich, und alles in ihm steht auf in Empörung, daß er sich diesem Plebejer, denn das ist er für ihn stets, beugen soll. Aber dieser Zwang hat sich als so außer jeder Widerstandsmöglichkeit verhängt erwiesen, daß er als gottgewollt anerkannt werden muß. Prüfung oder auch Strafe, vielleicht sogar für Friedrich von einst und sein königlich preußisch revolutionäres Wollen. Das gewaltige Kriegspreußen von heute nur mit Willensglut und sehr wenig tatsächlicher Macht ist dem König entsetzlich und gilt ihm vielleicht wirklich auch nur als plebejisch. Nach seinem Begriff, den er nicht aufgeben kann, hat Gott nur ihn als Darstellung von Preußen eingesetzt. Jeder absolute Herrscher denkt, muß denken, er ist der Staat. Der Satz steht ja nicht im mindesten im Gegensatz zum andern, dem Satze Friedrichs, daß er der erste Diener seines Staates sei. Maßstab aller Dinge in seinem Staat war für Friedrich auch niemals jemand anders denn nur er selbst. Wer soll den König nun aus seiner Verklammerung reißen, ihn in der vollständigen Einsamkeit seiner Stellung ohne Freundschaft? Nur die Königin hätte das

Recht gehabt, größeres Geseß als in ihm verhaftet ist, vor ihn hinzustellen. Sie durfte um ihrer Kinder willen so zu ihm sprechen und war allein ihm gleich gestellt. Sie hatte die große und weite Natur. Sie liebte ihn. Sie hatte mit ihm die vielen Kinder. So hätte sie ihm helfen können. Aber sie ist tot und keine Klage macht sie wieder lebendig.

„Alle, die keinen Frieden wieder um jeden Preis wollen, uns, die täglich beschimpfte Kriegspartei, hält nur noch der Zar. Sein Aussharren ist eine großartige Leistung. Niemand weiß natürlich besser als er, daß bei ihm daheim und im Heer die Partei der echten Russen diesen Krieg für Europa um keinen Preis will. Und daß sie immer damit spielen, ihn einfach abzuwürgen, wenn er denn allzu widerspenstig ist. Aber er hält aus, wider jede Stunde jeden Tags. Osterreich! Ob es kommt, weiß kein Mensch. Und wenn, dann haben wir nur den Zanß und Zwiespalt um den Oberbefehl doppelt und dreifach. Inzwischen teufelt Napoleon auf jede Art und versteht sich auf jede.“

Alexander gab Karl Flugblätter und Zeitungen, in denen Napoleon die deutschen Völker und Fürsten anredete.

Die Tataren, die Moskau anzündeten, sind nach Deutschland gekommen und mit ihnen alles, was Deutschland, Frankreich und Italien an schoflem Gesindel und Überläufern hat, um Empörung, Geseßlosigkeit, Bürgerkrieg und Mord zu predigen. Als Apostel aller Verbrecher wollten Stein und der Tugendbund eine moralische Feuersbrunst zwischen Weichsel und Rhein entzünden, um nach dem Brauche barbarischer Völker Wüsten zwischen uns und sich zu sehen.

Oder:

Der berühmte Stein ist der Gegenstand der Berachtung aller anständigen Leute. Er wollte den Böbel

gegen die Eigentümer aufwiegeln. Man kann sich nicht von dem Erstaunen erholen, wie Souveräne gleich dem König von Preußen und besonders dem Kaiser von Rußland, den die Natur mit so vielen schönen Eigenschaften ausgerüstet hat, ihre Namen zur Stütze ebenso verbrecherischer wie gräßlicher Umtriebe hergeben.

Alexander sagte: „Sie können sich nicht vorstellen, mit welcher Inbrunst solche Wünsche von unsern Fürsten und Kabinetten in die Bäume geschlungen werden.

„Unser König kommt nach Berlin, hält im Lustgarten Parade ab, und alle erwarten ein herzliches Wort von ihm, in dem er die Soldaten und Offiziere ermuntert und an sich heranzieht und mit sich als eins in diesem schweren Kampfe erklärt. Er aber ist sehr schlechter Laune, tadelt alles, ruft zuletzt die Offiziere zusammen und sagt zu ihnen: ‚Habe das Armeekorps mit wahrhafter Trauer gesehen. Haben den Waffenstillstand überhaupt nicht bemerkt. Habe keine Ahnung, wie ich mit solchen Truppen wieder schlagen soll. Weiß sehr genau, woran alles liegt. Meine Herren, da bekümmern Sie sich um Politik, anstatt um Ihre Bataillons. Tadelten sehr, daß dieser Waffenstillstand zuwege kam. Bitte sehr, meine Herren, bleibe jeder bei seinem Leisten. Tun Sie Ihre Schuldigkeit und lassen mich ganz in Frieden. Ich werde schon wissen, was ich zu tun und verantworten habe.“

„Warum werden Sie, Durchlaucht, nicht Minister oder lassen sich sonst in die Regierung berufen?“ fragte Karl.

Da mußte Alexander wie ein Schuljunge lachen. „Bester Freund, und so wenig kennen Sie immer noch die Welt? Mich sollte irgendeiner von diesen Leuten jetzt an die Spitze berufen? Ich will Ihnen erzählen, wie es Schleiermacher geht.

„Er hat in seinem Blatt, dem preußischen Korrespondenten, geschrieben, daß sich doch um Gotteswillen niemand einbilden solle, aus diesem Waffenstillstand allein könne ein im geringsten ordentlicher Frieden erwachsen. Sondern es werde noch ungeheurer Anstrengungen und großer, entscheidender Ereignisse bedürfen.

„Wer denkt so nicht? Die öffentliche Weisheit jeder Stunde lautet so. Aber Schleiermacher erkühnte sich auch zu schreiben, daß Deutschland ja wohl im Dreißigjährigen Kriege erfahren habe, was es sich von einem Diplomatenfrieden versprechen könne, der Deutschland nur zerstörte, indem er es zerbildete. Aber diese Meinung sei heutzutage doch schon zu allgemein verbreitet, um nicht bei den Friedensverhandlungen ins Gewicht zu fallen.

„Auf diese einfach wahren und ganz gewiß höchst harmlosen Äußerungen nun ist Anklage wegen Hochverrats gegen Schleiermacher erhoben worden, und der König hat selbst befohlen, daß Schleiermacher binnen vierundzwanzig Stunden sein Amt und den preußischen Staat zu verlassen hat! Schleiermacher, der geborene Preuße, und ihm allein verdankt der König die patriotische Gesinnung ungefähr der ganzen Berliner Bevölkerung, was an ihr patriotisch ist. Der Staatskanzler konnte nur mit Mühe und Not den schimpflichen Abschub Schleiermachers abwenden. Aber er mußte den schärfsten Verweis mit der Drohung aussprechen, was Schleiermacher erleben würde, schwiege er nun nicht gänzlich still. Unser einziges Glück ist, daß Napoleon selbst keine Verhandlung sondern nur Unterwerfung will, und das heißt denn doch nur wieder Krieg. So habe er ihn denn.“

Alexander war im Aufbruch, da er am andern Morgen zu Scharnhorst nach Prag zu reisen beabsichtigte. „Er darf nicht so krank sein, wie nun die Nachrichten immer wollen. Ich kann es nicht ertragen, daß er uns stirbt. Ich will zu ihm.

Ich muß ihn selbst sehen. Ich will ihn sprechen und seine teure Hand küssen. Ich kann nicht leben, wenn er uns entrisen wird.“

Alexander reiste ab. Karl war an seiner Ferne, die jede Möglichkeit einer Gegenwart aufhob, wie ein abgetrenntes Blatt.

Am späten Abend klopfte ein älterer Landmann bei ihm an. Der Bursche kam, um den Besucher einzuführen. Ein fremder, verstorber Mensch trat links ein, und Karl wußte sofort, er kam um Annas willen, Bote von ihr oder um ihr Schicksal wissend, und schlimmstes Schrecknis hatte sich aufgewälzt. Aber was er hörte, erwartete er sich dennoch nicht, und er prallte zurück und sank betäubt auf einen Stuhl. Der Landmann sagte ihm, das gnädige Fräulein sei heute morgen ganz in der Frühe auf ihrem Gute Hofschernitz bei ihrer Mutter gestorben, und zwar ganz plötzlich an der Franzosenpest, weil sie die Franzosen im Dorf und auf dem Schloß hätten, und viele Leute stürben immerfort an der Franzosenpest. Aber Frölandl sei gestern noch ganz frisch und gesund gewesen, und in der Nacht auch noch, aber gegen Morgen wurde sie für eine Stunde krank, und dann sollte sie gestorben sein. Es sei aber nicht wahr, sondern sie sei nicht tot, aber lebendig begraben worden, doch nicht in der Erde, und sie habe sofort in den Sarg gelegt und in die Gruft geschafft werden müssen, weil die Franzosen keinen Toten auch nur für eine Stunde über der Erde duldeten. Dabei hätten nur sie allein die Franzosenpest aus Rußland mitgebracht. Aber Frölandl habe noch vollständig ihre roten Backen gehabt und sei nicht tot gewesen, sondern, sowie sie nur ihren letzten Seufzer getan hatte, sei sie schon weggeschleppt worden. In der Frühe sei sie gestorben nach nur einer Stunde Gesund- und Kranksein und vor dem Frühstück schon weggeschafft worden. Aber nun müsse sie aus der Gruft wieder heraus-

geholt werden, denn sie sei nicht tot. Aber Karl solle kommen und sie aus der Gruft herausholen helfen.

„Sie war doch gar nicht in Hofsbornitz, sondern bei ihrer Tante“, stammelte Karl entsetzt.

„Ja“, sagte der Mann, „aber die gnädige Frau Tante war schon unterwegs zu uns nach Hofsbornitz, weil ihr auf ihrem Gute so sehr Angst war, und sie hat gedacht, bei uns ist der Herr Baron. Aber der muß in Breslau bei der Regierung sein, und Frölandl ist gleich von der Frau Tante umgekehrt, weil überhaupt niemand da war.“

Karl sagte: „Ich komme sofort mit.“ Er stuzte: „Aber wer schickt Euch denn nur nach mir?“

„Die Mindel“, sagte der Mann. Annas Kammerjungfer.

Karl hatte die Verkleidung noch und lief um Änderung seines Dienstes zu einem Kameraden.

Er ging mit dem Mann, August Kemper, den langen Weg. Es regnete fein. Kemper erzählte unaufhörlich. Vom Übermut der französischen Einquartierungen, die, um Feuer anzuzünden, überhaupt immer nur Zäune zerhieben und Stühle und Schränke zerbrachen und die Türen herausrissen, und wenn sie nach Feuerholz auch nur über die Straße brauchten. Und wo sie auf dem Felde ihre Freilager errichteten, da hausten sie am schlimmsten, wohnten in wahren Sommerhütten, verschonten nichts, hoben die Fenster aus den Häusern und deckten die Dächer ab und hackten nur zur Ausschmückung ihrer Hütten mit grünem Birken- und Lindenlaub alle jungen Bäume um. Vieh sei gar nirgends mehr in allen Ställen ringsherum.

Kemper vertraute endlich Karl das große vaterländische Geheimnis an, das allen Menschen gänzlich bewußt war, und die Königin war gar nicht tot. Sondern sie hatte sich, so wußte es Kemper ganz genau, nur den Nachstellungen des Kaisers Bonaparte entziehen müssen, und da gab es kein

andres Mittel, sondern sie mußte sich für tot ausgeben und sonst hätte sie vor ihm keine Ruhe gehabt. Aber in Wahrheit war eine Wachspuppe für sie in den Sarg gelegt worden, und sie selbst wurde nach Rußland in Sicherheit gebracht. Deshalb zögen auch jetzt die Russen für sie in den Krieg. Aber wenn Deutschland erst von dem Kaiser Bonaparte befreit sei, so käme sie wieder in ihr Königreich. Sie war aber damals, als sie bei ihrem Vater gestorben sein wollte, nur ausdrücklich aus Berlin fort, weil sie in ihrer Heimat besser zum Schein sterben konnte. Denn in Berlin konnte keiner ein solches Wagestück unternehmen, weil dort die Franzosen hausten, und kein Mensch hatte sie jemals tot in ihrem Sarge liegen sehen.

Karl hörte die wunderbare Sage und hörte sie auch nicht. Er ließ den Mann reden und seine Gedanken kreisten entsezt um die Nachricht, die er begreifen sollte.

Sie kamen aus dem unbesezten Zwischenland heraus, um nun heimlich immer auf Nebenpfaden dahinzuschleichen, und immer war die große Gefahr. Sie stiegen manchmal über Zäune und zwängten sich durch Hecken hindurch und schlüpfen zwischen Gehöften und engen Hecken den schmalen Gang. Manchmal hörten sie den Tritt ferner oder näher Schildwachen, und Kirchturmuhren hoben aus und schlugen gelassen. Alles Land duftete schwer. Der Regen hatte aufgehört. Himmelsgewölbe stand ruhig bedeckt. Blühende Hollunder leuchteten durch die weiße Nacht. Manchmal schlugen in ihrer Nähe Hunde an. Die Häuser schliefen. Nur in manchen Wirtshäusern war noch Lärm, weil dort Soldaten zechten. Überall ragten die zerstörten und halbverbrannten Häuser, jämmerliche und geheimnisvolle Drohung ansagend, in die Nacht, Trümmer von Scheuern und Ställen und nackte Hausruinen. Sie hielten oft an und schlichen leise, auch in Angst, daß sie die Hunde verbellten. Nie fiel

Karl trostloser aufs Herz, daß der Feind wiederum in dieser letzten, östlichen preußischen Provinz stand. Und aus dieser kleinen, verlorenen Ecke des unglücklichen Preußenlandes sollte doch die Kraft wieder hervorbrechen, um diese Weltmacht niederzuringen. Wie würde es in Deutschland übers Jahr stehen?

Sie kamen zum Park, den das Herrenhaus überragte mit einem hohen Dachreiter. Da sei nun Hofhernik, sagte Kemper. Karls Herz begann furchtbar zu schlagen, aber unbewußt in der Vorstellung, dieses Haus war das der Geliebten, und er war ihr nun nahe. Wußte sie um seine Ankunft? Doch der Mann neben ihm riß ihn aus dem Traum und sagte, das Fräulein liege unter dem Kirchenaltar in der herrschaftlichen Gruft, hier zur linken Hand hinter der Hecke, der Kirchhofsumhegung.

Kemper brachte Karl in sein Haus am Kirchhof, in dessen Flur die Frau und das Mädchen Mindel warteten. Sie empfingen die Männer bange. Aber bis jetzt habe sich nichts in der Gruft geregelt, und manchmal seien sie bis zu den Fenstern vorgelaufen. Im Dorf sei aber unterdessen die Töckel Marie gestorben und sofort eingescharrt worden, fest ins Grab. Aber sie habe auch keine roten Backen mehr gehabt.

Kemper brachte eine Brechstange und eine Laterne. Sie mühten durch den Kirchhof zur Gruft. Born an der Kirche stehe ein französischer Posten. Sie redeten von der Sakristei, deren Hintertür neben der Gruft aufgebrochen werden müsse. Karl stand im Schatten der Kirchhofhecke, blickte zur Kirche hinüber. Alles war nur klein und eng beieinander, und wieder war nur das Gefühl da, alles war Umgebung der Geliebten; hier wob ihre Welt, hier war sie Kind gewesen und aufgewachsen. Hier hatte sie jeden Fleck gekannt.

Ringsum die Stille einsamer Sommernacht. Die Wolken hingen dick unterm Himmel. Eine Nachtigall begann wunderbar zu flöten, und Karl wußte immer nur, daß sie ein Brautlied sang. Er rannte nun schnell und leise bis zur Sakristei vor; Kemper folgte. Karl versuchte die neue und feste Sakristeitür aufzurütteln. Es ging doch nicht. Er wandte sich fort, um die Fenster der Gruft zu versuchen, die sich niedrig kaum über die Erde erhoben, zerrte an mehreren vergebens und fand endlich eins, halb in Efeu verstrickt, das vermorscht nachgab. Hier herunter zur Gruft sei es aber tief, gab Kemper zu bedenken. Eine Leiter getraue er sich nicht heranzubringen. Wenn die Franzosen etwas merkten, so würden sie unfehlbar das Dorf und das Gutshaus anstecken. Karl entschied, er würde doch lieber durchs Fenster eindringen, und Kemper solle es morgen wieder zurechtmachen.

„Tut es doch durch die Sakristei“, riet Kemper. „Wie wollt Ihr sie hier herausbringen?“

„Kann ich hier springen?“ fragte Karl.

O ja. So tief sei es hier doch nicht, nur ungefähr Mannshöhe. Ob er ein Tuch habe? fragte Karl. Er solle ein Tuch holen, zum Herauswuchten. Der Mann wollte nicht wieder über den Kirchhof zurück. Da sei auch das Leichentuch. Karl drückte sich am aufgebrochenen Gitter vorbei durchs Fenster, ließ sich hinab, mußte springen, erschraß an unerwarteter Tiefe, erschraß noch mehr, um Gotteswillen, er war auf einen Sarg gesprungen. Aber es war nichts; er stand auf seinen Füßen. Der Mann oben reichte die Laterne hinab und haßte sich eng in die Fensterbrüstung ein. Karl schlug das Herz nach dem Sprunge, auch in Grauen; er beruhigte sich aber. Er hatte bisher immer doch beinahe angenommen, daß Anna noch leben müsse. Er hatte die Botschaft so bekommen und hatte immer nur an Hineilen, an Zu-ihr-eilen und an das Wagestück gedacht. Er hob die Laterne hoch.

Die Gruft war groß, als müsse sie unter der ganzen Kirche hindurchgehen, und stand voller Särge, auf denen da und dort breite trockne Kränze lagen. Die Luft war dumpfig, aber das Mauerwerk reinlich und ganz gut erhalten. Er ging zwischen den Sargreihen hin und bedachte auch, daß darinnen überall Gerippe und Knochen und Halb- oder Ganzverwestes je nach dem Alter der Särge lag. Er hob die Laterne zum Leuchten so hoch er konnte und erkannte den neuen Sarg an der Tür vorn, und er war nur so hingestellt, wie zufällig in keiner Reihe. Er wußte von Kemper, daß der Deckel nicht zugeschraubt worden war, sondern nur lose lag. Er nahm den Deckel ab und beleuchtete die tote Geliebte mit dem Schein seines Laternenlichts. Sie lag weiß und mit langem dichtem Spitzenschleier vollkommen zugedeckt. Und heute morgen hatte sie noch gelebt und gestern abend war sie noch ganz gesund gewesen und hatte an ihn gedacht und ihn am Faden ihres Liebesinnes zu sich gezogen. Nun sollte sie tot sein.

Er überwand Entsetzen und schlug den Schleier zurück. Sie lag, die Hände gefaltet, friedlich und für ihn wunderschön. Karl sah fassungslos zu ihr hinab, dachte, ja, du bist tot, du auch, aber ich habe noch etwas auszuführen, und lächelte.

Der Mann oben im Fenster rief leise in Angst: „Herr, und bringt Ihr das gnädige Frölandl?“

Karl, über sie gebeugt, fühlte sich von ihrer Todeskälte angehaucht, wollte sie küssen und vermochte es nicht. Sie war nicht im mindesten entstellt, sondern noch ganz blütenart. Sie konnte doch nur scheinbar tot sein. Aber er glaubte jetzt nicht mehr daran. Sollte er sie aus dieses Schlafes Stille herausreißen? Wenn ich sterbe und sie vorher noch erschiese, so haben wir es beide recht, dachte er und lockerte an seiner Pistole, die er in seiner Tasche bei sich trug.

„Herr, es wird ja hell“, raunte der Mann.

Karl bedachte sich und ging zum Fenster. „Lebt das Frölandl?“ fragte Kemper.

„Ich weiß nicht“, sagte Karl, „Ihr müßt noch warten. Oder, wenn das nicht angeht, so laßt mich hier und geht fort. Es wäre mir so am liebsten. Ich helfe mir schon.“

„Aber Ihr sollt doch das Frölandl bringen“, beharrte der Mann.

„Nicht sofort. Wartet oder geht.“

Karl wandte sich zurück.

Kemper hing noch eine Weile im Fenster eingekauert, stahl sich dann wirklich fort. Karl bemerkte nichts. Er kniete am Sarge der toten Geliebten, hob die Pistole in seiner Hand, ließ sie wieder sinken. Er durfte hier nicht schießen, welchen Frevel hatte er vor; er würde durch das Getöse des Schusses namenloses Elend über alle Menschen hier bringen. Er versuchte Anna, was noch von ihr war, aufzurichten. Sie war tot; hier lag nur noch ihre Hülle und war toter Leichnam. Er konnte ihr sein Messer ins Herz stoßen. Er vermochte nichts. Die Stirn auf die Kante des Sarges eingedrückt, kniete er. War ihre Seele neben ihm? Webte sie um ihn? Ihre Liebe konnte nicht dahin, gestorben sein.

Vater im Himmel, das ist mein Anteil an Glück!

Er wußte, nichts Hohes, Wirkliches an Gefühl konnte mehr kommen. Sie hatte ihm gehört und er ihr. Zwei Hälften waren sie gewesen, hatten zueinander gefunden, hatten aufeinander zu durch die Welt gewollt. Jahre, Jahrzehnte, ihr Leben, hätten sie eng aneinandergeschmiegt, an Leib und Seele eins sein können, immer in Leib und Seele, Denken und Fühlen Ergänzung eines im andern. Nun waren sie voneinander gerissen, nachdem sie sich eins im andern verfürzt hatten, und keiner war mehr wirklich, keiner Gestalt, nur jeder Schattenverwesende Hälfte. Eins ging von dannen

und zog das andere nach, und bis dahin torfelte das andere durch ein leeres Leben.

Er staunte. Seltsam. Er zog in den Krieg und über ihm war Los des Verfallenseins ausgeworfen und er wußte, so war ruhige Entscheidung. Was wäre aus ihr geworden, starb er auf dem Feld vor ihr? Aber sie hatte keine Probe zu bestehen vor Gott; er rief sie zuerst. Leicht war nun Sterben; sie winkte.

Dann kam doch der graufige Schmerz. Totenwache hier und einst bei Christian! Aber Christian hatte immer gewußt, daß der Preis seines Kämpfendürfens, alles Wagens und aller Macht im Kampf über eignes und anderer Leben und Tod nur die immerwährende Todbereitschaft war. Den Soldaten im Kampf traf Sterben immer als selbstverständlich. Aber an Andl war Raub des Lebens vollzogen worden. Was sollte sie mit Sterben anfangen? Sie war ganz Leben, holdestes, süße Bereitschaft an seliges Glück; kein Todesrufen hatte sie gelockt. „Mein Kind, meine Braut, mein Kleinod, Du mein, mein!“

Luftzug hob raschelnd Blätter der trocknen Kränze auf. Karl hob sich mühsam taumelig hoch. „Sie ist tot. Sie wäre erwacht, sie hätte sich mir geneigt; sie hätte die Hand erhoben und mich angerührt und hätte sich über mir aufgerichtet und hätte mir zugelächelt, und wenn nur noch einer Seele Hauch in ihr gewohnt hätte.

„Steh auf und höre mich!“ schrie er über den Sarg hin.

Widerhall. Schreden. Danach das Schweigen der Abwehr. Kein Laut. Seufzen des Morgenwindes vom Fenster her.

Alle Seelen der Toten hier schlangen lautlosen Reigen um, keinen furchtbaren, sondern liebevollen. Sie waren ihre Ahnen, nun verklärt, Andls Ahnen, und ihre Holdseligkeit lächelte ihm führend in dieser Schar. Sie lehrte den Reigen,

wies ihm, daß alle ihn lieben mußten als ihren Sohn; er gehörte liebend zu ihnen.

„Ich komme!“ sagte er hallend laut. Er wußte nun fortan, daß ihm Heimat im Überirdischen bereitet war.

Zögernd, langsam die Füße schleifend, ging er aus der Gruft. Draußen flüsterte das Geheimnis des morgendlichen Tages zwischen den Gräbern und dem Buschwerk. Karl schwang sich im Fenster hoch, zwängte sich frei, stand aufatmend für einen Augenblick; eilig huschte er über den kleinen Friedhof. Nichts an Laut oder Erscheinung ward verstörend merkbar. Der Posten vorn würde gewiß niemals in diesen Friedhof hineinlugen.

Er fand die treuen Menschen, das Ehepaar Kemper und Mindel zusammengeschreckt im kleinen Haus. Angstvoll umdrängten sie ihn: „Ihr bringt sie nicht?“

„Sie ist ganz tot. Keine Liebe macht sie je wieder lebendig. Sie ist tot. Wir müssen sie ruhen lassen.“

Zusammengesunken saß er in einer Ecke.

Die Frau brachte heiße Labung. Er versuchte einen Bissen Brot abzubrockeln, einen Schluck zu trinken, schob alles beiseite.

„Ich habe den Sarg offen gelassen; ich muß noch einmal hinab, ich muß noch Abschied nehmen“, sagte er. Seine Wirte redeten ängstlich ab. Jetzt unter Tage könne er nicht wieder in die Gruft hinabklettern. Kemper hatte schon das Fenster wieder in den Efeu eingedrückt.

Karl saß stumpf in seiner Ecke. Die Frau bat ihn, sich niederzulegen. Er lehnte schweigend ab.

Hatte er dennoch geschlafen oder war er nur dumpf ins Nichtbewußtsein weggesunken? Ein älterer, vergrämt aussehender Mann in bürgerlicher Kleidung stand vor ihm. Kemper hatte ihn geholt, wußte nun nicht, wie ward seine Kühnheit aufgenommen?

„Ich bin der Pfarrer hier, der Geistliche“, sagte der Mann.
„Gott im Himmel, Herr, was habt Ihr gewagt!“

„Ich muß nochmals hinab, um den Sarg zu schließen“,
sagte Karl.

„Ich öffne die Sakristei. Ich werde den Sarg schließen.
Oder wenn Ihr nochmals mit uns gehen wollt . . .“

Karl schüttelte den Kopf. „Was mir von ihr gehört . . .
alles ist mein . . . Nein, ich will nicht nochmals mit Euch zu
ihr gehen . . .“

Er konnte nicht mehr. Nein, nochmals sehen, was sie
noch war, und ihr Lebendiges war ganz entrückt, und dann
würden die andern auch um ihren armen, kleinen Sarg
stehen! Nein.

Der Geistliche ging mit Kemper. Sogar die Frau schloß
sich an. Auch Mindel kam mit den andern aus der Sakristei
zurück. Sie weinten alle, und Frau Kemper sagte schluchzend:
„Gott, die schöne Leiche.“

„Aber rote Baden hat sie nun auch nicht mehr“, entschied
Kemper befriedigt.

Der Pfarrer wollte auf Karl einsprechen, er müsse jetzt
unverweilt fort. „Sie sind gewiß müde. Aber hier sind nur
Frauen und Kinder im Schloß und auch im Dorf nur wenige
Männer. Und was würde geschehen, entdeckte man Sie
hier, und man verfährt grausamst, und diese Franzosen
sind in diesem letzten Zustand ihres Eroberungskrieges
beinahe wahnsinnig . . .“

Karl sagte: „Ich gehe schon. Aber wie kann ich vor Abend-
dämmerung fort?“

Der Pfarrer war doch nur zurückhaltend freundlich.
Karl bat ihn sich aufraffend: „Bewahren Sie das Geheimnis
meines Kommens auch über alle Gefahrenzeit hinaus.
Es möchte die Eltern nur schmerzen, daß ich kam. Ich nehme

mein Schweigen sehr unwiderruflich mit.“ Der andere nickte still.

Karl blieb in der dunklen Hinterstube, saß in der Ofenecke auf der Bank. An Andl dachte er nicht mehr mit geformten Sinnen. Sie war nun in ihn aufgenommen. Alles, was er hinfort fühlte und dachte, war sie hinfort auch. Ihm fielen, während er bewegungslos vor sich hinbrütete, immerzu auch im Bann, daß er hier nicht sein durfte und Menschen gefährdete, Totengeschichten ein, die man ihm vom russischen Feldzug und seinem graufigen Sterben erzählt hatte. Dort waren die Leichen wie Müll aufgelesen und zusammengetragen und irgendwo weggeschmissen und verscharrt worden. Jemand hatte ihm erzählt, als einst in der Nacht im Quartier in Russisch-Polen sein Fenster im Erdgeschoß rastlos klapperte, sei er aus dem Bett aufgestanden, um sich beim Quartierwirt zu beschweren, und der habe das Klappern auch abgestellt. Aber am Morgen war da ein toter Franzose als Fensterklemme eingedrückt, und den hatte der Quartierwirt genommen als gerade zur Hand liegend.

Karl raffte sich mit dem Abend hoch. Von Kemper ließ er sich nur so weit zurückführen, wie er selbst keinesfalls durch die französische Postenkette gefunden hätte. Der Mann war ganz befriedigt. Nun sei das Frölandl wirklich tot, und die roten Bäckern seien weg, und nun werde sie auch nicht wiederkommen und jemanden nachholen.

„Was meint Ihr damit? fragte Karl.

„Wenn eins stirbt und hat noch die vollen roten Bäckern, so hat es keine Ruhe im Grabe und muß alle holen, die zu ihm gehört haben. Darum muß einer das Grab aufmachen und muß dem Toten das Herz durchstechen oder ihm das Haupt abschlagen, und dann hat eins vor ihm Ruhe. Aber unser gnädiges Frölandl ist nun ganz tot, und wir brauchen nichts mehr zu tun.“

Karl schwieg stöhnend und ganz erschöpft. Er taumelte, endlich allein gelassen, halb bewußtlos seinen Weg hin. Einmal ward er wacher, als ihm im Walde ein Mann begegnete, den er auf den ersten Blick für einen verkleideten Soldaten, für einen Rheinbündler hielt, also für Feind, und sie maßten einander stumm und eilten aneinander vorbei, und Karl zwang sich, sich nicht umzusehen. Schießt er mich tot, von hinten, gut, so erschießt er mich.

Morgens war Karl in seinem Quartier und seine Abwesenheit war von keinem Vorgesetzten entdeckt worden. Er warf seine Kleider ab, die ihn glühend umengten. Alles Leben bedrängte ihn und alles war aus und nur noch sinnloses Geschleppe. Aber er versank, als er sich aufs Bett warf, sofort in tiefsten Schlaf.

Gegen Abend fuhr er auf. Er wollte fort, fort. Er ließ sein Pferd satteln, um zu Alexander Nienburg zu reiten. Vielleicht war er aus Prag zurück.

Karl traf auf dem Wege schon einen Kameraden, der wußte: ja, Alexander war zurück. Scharnhorst war tot.

Nach langer Qual war er elend an seiner Wunde von Großgörschen gestorben. Prinz Nienburg hatte die Nachricht von Prag mitgebracht.

„So, so“, sagte Karl, und ihm war immer, als habe er in der Nacht Preußens Opfer begraben. Er stieg am Quartier Alexanders vom Pferde, neben der kleinen Kirche unter den Lindenbäumen, unter denen er mit Alexander und Gneisenau gefessen hatte. Er sah die Kirchentür angelehnt stehen und trat in die Kirche ein. Drinnen spielte jemand leise, verhalten auf der Orgel. Danach brausten die Klänge, daß das Kirchlein zu zittern schien, und es war die Weltenanlage vor dem jüngsten Gericht, daß Gott die Menschen nicht gut geschaffen hat. Nachher spielten wieder die rankenden, süßen Melodien. Karl saß im Gestühl ins Dunkle gedrückt; nur droben auf der

Orgel brannte verloren ein mattes Licht. Er konnte sich nicht bändigen; er weinte im schweren Krampf. Ihm kamen durch Tränenausbrüche nie Erleichterungen, sondern nur nachher das tödliche Gefühl, als habe er sich Jahrzehnte fortgeweint. Er rang um Fassung; er steckte einen Zipfel seines Taschentuchs geballt in den Mund, um nicht zu schreien, kniete hin und wand sich und zerrieb seine Stirn an dem Gestühlholz und dachte trostlos, auch hier konnte er nicht in solcher Verfassung gelitten werden. Er raffte sich auf und schlich sich aus der Kirche hinaus auf den dunklen Friedhof.

Ihm graute überall und er begab sich doch noch zu Alexander. Der Prinz saß in seinem Zimmer am Schreibtisch, mit Briefen beschäftigt. Karl trat zu ihm und drückte seine Hand. Nun sah gewiß nicht nur der Freund so zerhärtet und zergrübelt aus.

„Störe ich, Durchlaucht?“

„O nein. Aber etwas muß ich doch tun. Ich bin am Nachmittag zu Blücher und Gneisenau hinübergeritten.“

„Wie starb er?“

„Ich habe ihn nicht mehr bei Bewußtsein angetroffen. Ich kam zu seinem letzten Tage. Er hat zuletzt furchtbar leiden müssen; sie haben schrecklich an ihm herumgeschnitten. Wenn er nur hoffnungsfroher gewesen wäre!“

„O“, sagte Karl, „so geht er als unser Bote zu Gottes Angesicht, um ihm unsere Sache vorzutragen. Gott hatte ihn zu uns geschickt und muß ihn nun hören.“

„Österreich soll von Napoleon verlangt haben, Preußen bis zur Elbe wiederherzustellen und sofort freizugeben“, sagte Alexander.

„So wird es werden?“ fragte Karl angstvoll erbleichend.

„Ach, ich weiß nicht. Aber Napoleon wäre ja wahnsinnig, ginge er nicht darauf ein.“

„Napoleon müßte sterben“, sagte Karl. „Nachfolger könnten dieses Reich jetzt niemals halten.“

„Haben Sie anderes erwartet, als daß Oesterreich Preußen schwach haben will?“ fragte Alexander.

Er theilte Karl den Inhalt eines Briefes mit, den Scharnhorst sieben Tage vor seinem Tode an seine Tochter, die Gräfin Julie Dohna, geschrieben hatte. Die Tochter hatte Alexander eine Abschrift zugeschickt. Der Brief lautete:

Prag, den 21. Juni 1813.

Ich will nichts von der ganzen Welt; was mir wert ist, gibt sie mir ohnehin nicht. Könnte ich das Ganze kommandieren, so wäre mir viel daran gelegen; ich halte mich in aller Vergleichung ganz dazu fähig. Da ich es aber nicht haben kann, so ist mir alles gleich; in der Schlacht finde ich ohnehin bald einen Plaß. An Distinktionen ist mir nichts gelegen; da ich die nicht erhalte, welche ich verdiene, so ist mir jede andere eine Beleidigung, und ich würde mich verachten, wenn ich anders dächte. Alle sieben Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines einzigen Tages.

Alexander und Karl saßen und weinten miteinander.

Gneisenau veröffentlichte für die Berliner und Breslauer Zeitungen den Nachruf:

Am 28. Juni starb zu Prag an den Folgen seiner in der Schlacht bei Großgörschen erhaltenen Wunde der Königlich Preussische Generalleutnant von Scharnhorst.

Er war einer der ausgezeichnetsten Männer unserer Zeit. Das rastlose, stetige, planvolle Wirken nach einem Ziel, die Klarheit, Festigkeit des Verstandes, die umfassende Größe der Ansichten, die Freiheit von Vorurteilen des Herkommens, die stolze Gleichgültigkeit gegen äußerliche

Auszeichnungen, der Mut, in den unscheinbarsten Verhältnissen mit den schlechtesten Mitteln durch die bloße Stärke des Geistes den größten Zwecken nachzustreben, jugendlicher Unternehmungsggeist, die höchste Besonnenheit, Mut und Ausdauer in der Gefahr, endlich die umfassende Kenntniss des Kriegswesens, machen ihn zu einem der merkwürdigsten Staatsmänner und Soldaten, auf welche Deutschland je stolz sein durfte.

Billig und gerecht im Urtheil, sanft und ruhig in allen Verhältnissen mit andern, herzlich im ganzen Lebensumgange, zart und edel in der Empfindungsweise, war er einer der liebenswürdigsten Menschen, die den Kreis des geselligen Lebens zieren. Was er dem Staate gewesen ist und dem Volke und der ganzen deutschen Nation, mögen wenige oder viele erkennen. Aber es wäre unwürdig, wenn einer davon gleichgültig bliebe bei dem traurigen Todesfall. Es müßte keine Wahrheit und keine Tiefe mehr in der menschlichen Natur sein, wenn dieser Mann je von denen vergessen werden könnte, die ihm nahe standen, die ihn verehrt und geliebt haben.

Die Zensur machte Gneisenau Schwierigkeiten mit diesem Nachruf, als stehe darin, Scharnhorst sei nicht genügend anerkannt worden.

Aber Gneisenau setzte seinen Willen durch.

Jenseits des Weltgeschicks

Mitte Juli unterm Waffenstillstand sollte Karl einen Lebensmittelzug aus Nordböhmen in das preußische besetzte Gebiet einführen. Er hatte sich um diesen Befehl bemüht.

Als sich der Zug des Morgens nahe der sächsischen Grenze zur Rückkehr wandte, mußte die Mannschaft ihren Führer vermissen. Seine Quartierwirte hatten den Leutnant abends noch fortgehen sehen, in die Hügel hinterm Dorf; in einiger Entfernung waren bald danach Schüsse gefallen. Franzosen konnten leicht von der nahen Grenze her herübergewechselt sein. Die Mannschaft suchte unter der Leitung ihres Unteroffiziers, der nun den Befehl übernehmen mußte, sogleich eilig die Gegend ab. Aber der Wagenzug mußte fort, schneller nur um der augenscheinlichen Gefahr willen. Der Leutnant konnte nur seinem Schicksal überlassen bleiben. So wurde angeschirrt, aufgepaßt. Sie rasselten davon.

Karl wanderte um diese Stunde schon tief im sächsisch-böhmischen Grenzwaldbirge, als Handwerker und zwar als Bürstenbinder verkleidet. Er war die ganze Nacht unterwegs gewesen. Die abendlichen Schüsse hatte er zur Irreleitung selbst im Gehölz abgefeuert. Seine Uniform und seine Waffen warf er in die schwarze Tiefe eines verlassenen Bergwerks, an dem er vorbeikam. Für seine Verkleidung hatte er diesmal sorgfältige Vorbereitungen getroffen, hatte sich Paß, Handwerkszeichen und Wanderbuch besorgt und die gebräuchlichen Formeln des Willkommensgrußes in den Herbergen von Leuten seines Zuges, die sie wissen mußten, gelernt. Bürstenbinder war er geworden, weil ihn schon

Christian seinerzeit allerlei Griffe gelehrt und von den Hauptsachen unterrichtet hatte.

Er schritt schnell und ohne Bangen, freudig wie seit langen Wochen nicht, aufgeschlossen, solche Wanderung im Sommerwald zu genießen, durch alle Wiesen und Bergfelder. Jetzt hatte er keine Sorge mehr wegen einer Unsicherheit seines Auftretens oder einer Unbekanntschaft mit den Ablichkeiten seines vorgebliehen Standes. Er wanderte auch stundenlang ohne körperliche Beschweris durch diese Täler und über die Berge hin, ohne Lust oder Bedürfnis nach Essen oder Ausruhen, in der Art eines sichern Sendlings von irgendwoher aus Jenseits über den Sternen, ohne Zugehör, aber auch ohne die Behinderung aus dieser Welt. Er hatte sich selbst fortgeworfen und besaß keine Scheu und keine Aufdringlichkeit mehr, sondern über ihm war nur noch große abgelöste Ruhe.

Er kam durchs Erzgebirge über Altenberg, Glashütte, Pirna. Er schritt stracks auf Dresden zu und erinnerte sich freundlich daran, wie 1809 der Zug des schwarzen Herzogs auf gleichem Wege in Sachsen eingedrungen war. Welche Zeiten! Welche Gemütsverirrungen. Immer Krieg! Er wanderte in Dresden ein, das er nun zum zweiten Male erlebte, gedachte immer Christians, mit dem er sich hier überall ergangen hatte. Aber nun hatte er das Mittel aufgefunden, um der zerfressenden Trauer um den Freund Herr zu werden. Er war heiter und dachte, er würde bald bei ihm sein und das Rätsel, warum Christian und die übrigen trefflichen Menschen immer so schrecklich aufgeopfert würden, enthüllte sich ihm. Er verbrachte mehrere Tage damit, in den Dresdener Straßen die Stätten seines Aufenthaltes als ein Totenkopfmann abzuwandeln, auch aus dem Grunde, weil er die gute bürgerliche Kleidung, die er sich nun neu gekauft hatte — hier in der Stadt wollte er nicht mehr ein Handwerksgejelle sein — erst ins Unauffällige abtragen wollte.

Danach wartete er jeden Tag an Stellen, die er wechselte, um den Marcolinischen Garten, in dessen Tiefe, von Bäumen dicht umrauscht, fast in Abgeschlossenheit, Napoleon während dieses Waffenstillstandes wohnte. Täglich putzte er in seinem Quartier seine Pistole, deren er ebenso sicher wie seiner allgemeinen Schießkunst zu sein glaubte.

Er wollte nun seiner Meinung nachgeben, daß Napoleon jetzt getötet werden müsse, und daß die Weltenordnung für eine solche Wendung reif geworden sei. Wenn sich jetzt niemand für einen solchen Zweck opferte, so möchte der Himmel mit einem endgültigen Niederfall Preußens strafen, und damit würde sich Schmutz und Grausen zum ewigen Grabe über die ganze Mitte Europas schließen. Ob er selbst nach einer solchen Tat entkam, wie als kaum wahrscheinlich einzusetzen war, oder ob er gefangen wurde oder sich selbst tötete, beschäftigte ihn nicht sehr. Er neigte zum Selbstmord sofort nach der Tat.

Er wußte von vornherein um die Schwierigkeiten, an Napoleon heranzukommen, und merkte mit jedem Tage mehr um die Sicherheit seiner Abschließung. Trotzdem konnte er sich nicht genug wundern, daß dieser Mann nicht doch schon längst ermordet worden war, sein einzelnes Leben ausgetilgt gegen das von Millionen. Die Franzmeier-Herrschaft zerbrach mit diesem einen Mann. Hatte menschliches Leben wirklich Wert, war nicht alles nur bloßes Maden- und Läusegewirr im Erdpelze dieses sonderbaren Gestirns, so sollte der eine für die Millionen fallen.

Er wartete, ging und kam, durch mehrere Tage. Er dachte die sorgfältigsten Pläne aus, die vor allem dahin zielten, daß er auf Napoleon von einer erhöhten und möglichst verborgenen Stelle aus kleiner Entfernung schießen wollte, sogar mit zwei Pistolen, bereit gelegt und sofort hinter-

einander abgefeuert, ob die erste nun getroffen zu haben schien oder nicht.

Nur ließ sich niemals das geringste im voraus ermitteln, welche Wege Napoleon fahren würde — zu Pferde stieg er kaum noch — und sogar die nächste kaiserliche Umgebung, so hieß es, wisse nichts davon.

Zuletzt traf Karl Napoleons Kutsche mit ihm und einigen Begleitern und Nachreitern unvermutet auf der Waldstraße zum Weißen Hirsch hinauf. Der Wagen kam ihm entgegen und fuhr um der Bergsteile willen sogar langsam.

Karl machte nun alles anders als er sich vorgenommen hatte, sprang sofort an den Wagen heran und schwang sich am Schläge hoch. Im Laufen hatte er seine Pistole herausgeholt und, während er sich am Wagenschläge mit der einen Hand hielt und Napoleon fest ins Gesicht sah, feuerte er schnell. Die Pferde sprangen aber vor dem anstürmenden Mann und schleuderten ihn. Außerdem sah Karl in Napoleons Gesicht und hatte sich vorgenommen, ihn ins Herz zu treffen. Er verfehlte ihn gänzlich und war im Augenblick von den Männern im Wagen neben Napoleon überwältigt, herabgeworfen und von den begleitenden Reitern, die sofort aus dem Sattel waren, zusammengeschlagen, gefesselt und beiseitegeschleppt.

Er wurde in einen Schuppen hingeschleudert, der am Wege stand. Sich glühend umwendend, sah er noch, wie der Wagen mit Napoleon durchaus nicht nach der Stadt zurückkehrte sondern gemächlich den Weg in die Heide fortsetzte. Nun lag er, mit Uniformschnüren eng in eine schlimme und beängstigende Lage gebunden oder vielmehr in eine unmögliche Stellung an einer Bank hingeworfen. Er hatte kein Gefühl mehr, daß er noch lebe, lag zuerst betäubt, wie lange, wußte er nicht, und hörte dann auf einmal die sonderbar gewordenen, an und für sich ganz einfachen Laute und Ge-

räusche auf der Straße draußen, Sandknirschen oder die Tritte von Menschen, wenn jemand am Schuppen vorbeiging, auch Stimmen. Und die Welt ging gemütlich und ganz heiter ihren Gang.

Er lag wie ein zusammengebundenes Stück Vieh und fühlte sich auch so und hätte sich nicht gewundert und sich auch nichts daraus gemacht, wenn ihn die beiden bewachenden Soldaten, schöne Leute in kostbaren Uniformen, Unteroffiziere, mit Schimpfworten und Kolbenstößen überhäuft und sogar totgeschlagen hätten. Sie verhielten sich aber vollständig still und schweigend, auch untereinander, und sahen ihn nur mit äußerstem Ingrimm an. Wie zwei gut abgerichtete, böse und hoffärtige Bulldoggen, dachte er.

Allmählich ward ihm wacher. Aber er blieb gleichgültig, und stellte kühle Erwägungen über Hasen an. Natürlich, diesen Leuten hatte er den Abgott töten wollen. Diese Leute waren allerdings ohne jede Einschränkung nur durch Napoleon groß gemacht worden und zu den wahren Herren der Welt. Sie mußten ihn lieben.

Aber alles blieb so still und draußen regte sich nichts von einer sich ansammelnden Menge, und keiner war hingerannt und hatte geschrien: Kaiser Napoleon sollte ermordet werden! Mordanschlag auf Kaiser Napoleon! und darauf kam die Bevölkerung scharenweis aus den Häusern gestürmt, und die gewalttätige Flut wälzte sich brüllend bis zu dieser Stelle. Dann würde diese kleine Bretterbude wenig halten können. Aber die Wachen bändigten diese Masse wohl dennoch.

Draußen wurde es nur immer stiller, auch Bäume= rauschen und Vogelgezwitscher schiefen ein. Karl dachte, daß er im letzten Augenblick bei der Durchsetzung seiner Entschlüsse die Geduld verloren hatte. Schießen mußte er gewiß bei dieser Begegnung durch Himmelsgeschick, aber nicht hinrennen und sich am Wagenschlag hochklammern,

und vor allem nicht Napoleon ansehen. Nein. Er mußte die Straße voraus oder noch besser quer durch den Wald rennen, die Fahrtkrümmung abschneiden; es war so leicht. Er hatte sich gerade diese Möglichkeit ausgedacht, als der Wagen so überraschend wirklich kam. Jede Straße, jedes Haus sah er immer nur auf die Möglichkeit an, wie dienten sie einem Zweck, wenn nun Napoleon kam. Und da kam Napoleon wie durchs Wunder geschickt, nein, durch sein wütendes Wünschen herbeigezwungen, und er ließ alles vorbeigehen; er versagte. Er nutzte diese Erfüllung seines eignen Heranzwingers nicht aus. Wie ein Bahnsinniger hatte er gehandelt. O nein, viel zu erhabener Ausdruck. Einfach dumm, dumm, dumm. Er stöhnte laut. Er hätte sich prügeln mögen, erbärmlich, den Kopf gegen Ecken rennen, daß er barst, o, nur weh tun sollte es. Er wollte sich mit seinen Händen erwürgen, als Abschäum von Dummheit und Nichtswertigkeit. Warum konnte er nicht diese Schnüre nehmen, sie waren fest genug, und nun erdroffelte er sich! Scham fiel ihn als Feuer an, als stehe er nackt auf Scheiterhaufen.

Dann wechselte die Wut. Er sank zurück. Die Wanderung des Ausdenkens im Hirn fing an, als sei die Tat noch nicht geschehen oder könne wiederholt werden, morgen, heute noch, und alles war nur ungenügende Probe gewesen, zum Lernen, aber nun kam das Eigentliche. Durch die ausgebohrten Höhlungen seiner unausgesetzten Planung alle diese Tage, nein, alle diese Wochen hindurch zwängte sich Denken immer den gleichen Weg. Vorwärts, immer denken, vorwärts, immer ausdenken, wie es geschehen konnte, jetzt erst besser, jetzt erst das Eigentliche. War das Hölle? Dieses Hineingezwängtsein in die stickende Finsternis der Röhrenenge dieses Plans, und alles war hinfort immer ohne Ausweg? Immer mußte er nur durch diese schwarze Enge verwester Planung kriechen?

Wie doch aller Ablauf um diesen Menschen arbeitete. Er konnte höchstens mit einem halben Wort Befehle erteilt haben, bei diesem Abenteuer. Oder war man in seiner Umgebung auf Mordanschläge auf diesen Kaiser schon eingeschult? Nun würden sich alle Franzmeiermaßnahmen mit ihm selbst nur noch darum drehen, daß er nach Verschwörungen und Mitschuldigen abgefragt und abgepeinigt werden sollte. Nun, Mitschuldige hatte er nicht. Wenn er gefoltert würde? Ob es möglich war, dennoch standhaft zu bleiben? Heute noch, nachdem Foltern aus der Mode gekommen war und nicht mehr als selbstverständlich galt und von allen, auch vom Gefolterten, so hingenommen wurde? Früher hatten doch immer eine ganze Anzahl von Leuten Folter durchgemacht, ohne zum Geständnis gebracht zu werden, sogar alte schwache Weiber. Konnte es sein, daß er einer Schwäche erlag? Er hatte das schlimme Beispiel dieser Stunde.

Vor allem durfte er unter keiner Bedingung jemals laut werden lassen, daß er preußischer Offizier war.

Eigensinn ging endlich in seinem Kopf herum und brachte ihm große Ruhe: Scharnhorst ist tot und hat gerächt werden müssen, und es war nicht möglich, daß sein Tod nur einfach so hinging.

Was war denn weiter schlimm, daß dieser Versuch mißglückte? Jedenfalls hatte er unternommen werden müssen.

Wenn nun aber das ganze preußische Heer zur Rache für Scharnhorst bestimmt war? Doch noch wirksamer. Ach, daß nur heute der Erfolg der Racheausübung durch das preußische Heer noch so ganz unsicher war!

Ich habe es doch getan aus der Verzweiflung, daß wir wieder den Schmachfrieden bekommen können. Wie sollten wir denn bestehen, wenn wieder nur Untergang bereitet wurde! Unser Volk kann nicht spanisch handeln, es ist un-

möglich. Es ließ alle russischen Elendsflüchtlinge unangetastet nach Hause ziehen. Es bemitleidete sie sogar. Wer hat jemals mit unserm Gram, mit unserm Untergang Mitleid gehabt? Ein Deutscher mußte die Rachepflicht für sein Volk auf sich nehmen.

Tut mein ganz persönlicher Versuch der preußischen Rachepflicht des ganzen Heeres den geringsten Abbruch? Nun ist er mißglückt. Glücke er, so stand jetzt das ganze Heer auf und segte diese Tragerscharen weg. Wie sie in Rußland mit dem Besen zusammengekehrt wurden.

Karl erschraf fast, daß sein Versuch hätte glücken können, erschraf über die Größe der Folgen. Er schaute auf seine Wächter. „Gewiß, schöne Leute. Aber er brauchte sie nur anzusehen, sie in ihrem gleichmütigen Übermut, und er wußte seinen ganzen Ingrimms gegen dieses ganze hohnvolle Volk. Aber mit dem Tode des Abgotts zerbrach dieses Ruhmes Gewalt.

Leider lebte dieser Abgott nur immer noch.

Die Welt war stümperhaft. Er hatte sich in seinem Wähnen über sie erhoben. Er war auch nichts anderes als sie, immer nur stümperhaft. Mittelmäßig. Wie hatte sein Unternehmen glücken können!

Vorsehung? Dieses höhnische Gebilde? Es schien, es liebte den Napoleon. Jedenfalls warf es den Massen die Massenverschwendung ihrer eignen menschlichen Art in die Zähne. Warum? War wirklich nur Tod der Sinn alles Geborenwerdens?

Karl stöhnte laut, weil ihn die Bindungen entsetzlich schnürten. Die Unteroffiziere rückten sich sofort an ihren Gewehren griffbereit zurecht. Er warf sich, auch um sie zu ärgern, hin und her, bis er ganz auf der Erde lag, wälzte sich. Der eine Wächter setzte ihm mit Fußtritten, der andre

mit Stößen seines Gewehrkolbens zu. Ihm war alles Starke recht, auch jeder Schmerz.

Am späten Abend tat sich die Schuppentür auf. Ein Soldat leuchtete mit einer Laterne einem großen älteren Offizier, einem Obersten. Verächtlich betrachtete er Karl, der den Blick aushielt, befahl: „Losbinden.“ Karl wurde auf seine Füße gestellt, schwankte, atmete tief, schloß die Augen. Der Soldat stieß ihn in die Rippen und wollte schimpfen. Karl fuhr wütend herum. Der Oberst hob nur die Hand. Karl taumelte, hielt sich, konnte angelehnt an einem Pfosten stehen. Er wurde rasch sicherer auf seinen Füßen.

Der Offizier fragte auf französisch: „Sie sind Offizier? Gebildet? Sie verstehen Französisch?“

Für Karl war die Mühsal, sich etwa noch eines Dolmetschers bedienen zu sollen, in diesem Augenblick undenkbar. Er gab sich preis und murmelte: „Ich kann Französisch.“

„Sie sind Offizier?“

Nun antwortete er: „Nein.“

„Was ist Ihr Beruf?“

Karl schwieg. Die Unteroffiziere hoben wieder ihre Kolben. Der Oberst zuckte mit den Achseln, winkte verächtlich und Karl wurde abgeführt.

Draußen wartete eine Kutsche. Die Straße war ganz leer. Der Wagen nahm sofort Richtung auf die Stadt. Beide Fenster waren dicht verhängt, aber Karl rechnete im Geist nach, wie sich die Landstraße aus dem Walde wand und wie sich die Stadt vor ihnen zur linken Seite aufstürmte, in großartiger Lieblichkeit unterm Sternenschein.

Sie fuhren durch die Neustadt und über ihre weiten Plätze und über die Augustusbrücke, deren Holzbohlen, mit denen das Loch in der Mitte ausgebessert war, hohl und weich widerhallten. Da fiel Karl der merkwürdige

deutschrussische Artilleriehauptmann ein, der Napoleon todschießen lassen konnte und es nicht tat, weil er meinte, Gott hob ihn für ein anderes Beispiel auf. Und wahrscheinlich war er weiser als er selbst gewesen. Aber wenn seine Tat geglückt wäre, so hätte Gott sie gewollt. Karl senkte tief sein Haupt. Verspielt, aus. Zu Ende, und er hatte seine Kraft doch nicht an eine große Tat gesetzt.

Karl hatte hinter der Brücke, die er noch spüren konnte, die Sicherheit seines Ortsbewußtseins verloren. Der Wagen fuhr zuletzt durch ein hallendes Torgewölbe in einen Hof ein. Der Offizier und erst der eine Wachsoldat und dann Karl und zuletzt der zweite stiegen aus. Karl wurde über mehrere Treppen und durch kahle Gänge eines Gefängnisses in eine Zelle geführt. Durch nichts konnte er sich die Stadtgegend, in der dieses Gefängnis stand, bestimmen.

Das eine sehr kleine Fenster seiner Zelle war überhoch dicht unter der Decke und bot nur ein kleines Stück Himmel an.

Ein Schließer in bürgerlicher Kleidung riegelte die Tür ab. Draußen ging die Schildwache schmetternd hin und her, in ganz engen Umföhren; man machte viel Umstände mit dieser Verwahrung.

Karl saß, von seinen Fesseln losgebunden, auf einer Britsche mit einer Decke und einem Strohsack.

So war alles nicht weiter schlimm, nur recht kläglich. Er hatte auch Hunger. Nun, die Tage vorher waren auch immer nur jammervoll gewesen. Er warf sich auf den alten, unreinlichen, glatt zusammengewalzten Strohsack voller Ungeziefer, wie er bald merken mußte, stand wieder auf, stand unterm Fensterloch, das er nicht zu erreichen vermochte. Konnte er nur durchsetzen, seine Persönlichkeit zu verbergen, so wollte er schon himmelhoch zufrieden sein. Und nur schnelle Erledigung!

Nicht zu gestehen, daß er den gebildeten Ständen angehörte, erschien ihm auch jetzt noch als nicht zu ertragende Belästigung.

Nach einer halben Stunde kamen zwei Offiziere, Hauptleute, mit zwei Soldaten, die Laternen trugen, und einem Schreiber. Karl, der vor ihnen stehen mußte, wurde vollständig nackt ausgezogen. Er hatte seine Papiere, die Fälschungen waren, und sonst nur einiges übliches Taschenggerät, allerdings auch ziemlich viel Geld bei sich. Der Hauptmann, der die Untersuchung führte, las den Paß, zuckte mit den Achseln: „Wertlos“, zeigte die Papiere, an Karl hinfragend: „Gefälscht?“ Karl antwortete nicht und verzog keine Miene. Der Hauptmann steckte die Papiere ein. Karl blieb immer nackt stehen und seine Kleider lagen nach der Durchsicht dahin und dorthin geworfen. Einer der Soldaten raffte sie zusammen und behielt sie als Paßen unterm Arm. Karl dachte, daß er den Franzmeiern diese schmutzige Wäsche und allen abgeschmackten Kleiderkram, den sie jetzt untersuchten, gönne. Aber ihn fror trotz des Sommers; allerdings regnete es jetzt draußen hörbar. Der bürgerliche Schließer brachte einen schmutzigen Leinenanzug.

„Sie erhalten reine Wäsche und anständige Kleidung, wenn Sie zugeben, Offizier zu sein“, sagte der eine Hauptmann.

Karl antwortete nicht.

Der Hauptmann fragte nach Wohnort, Heimat und Abstammung, aber nur obenhin als Pflicht, die zu keinem Ergebnis führen konnte. Karl antwortete niemals, weil es ihm nicht lohnte; er verachtete diese Untersuchung nur. Er verglich fortwährend und fand alles Verfahren schlampig und obenhin, und diese Angelegenheit wurde geführt, als ob eine mittelmäßige Sache ohne weiteres rasch abzutun war. Vielleicht waren im Heer und im Arbeitsgebiet dieses Mannes

Napoleon auch die bedeutendsten Staatsdinge nur mittel-
mäÙig wichtig, wenn sogar ein Mordanfall auf ihn selbst
so behandelt wurde.

Die beiden Offiziere drehten ihm jetzt den Rücken, während
sie sein Taschenbuch untersuchten, und lachten, die Köpfe zu-
sammensteckend, über irgend etwas, und Karl, soviel er sich
ärgerlich den Kopf zerbrach, konnte sich nicht vorstellen,
was diese infame Heiterkeit erregte. Er hatte sein Taschenbuch
von allem Persönlichen und Verdächtigen sorgfältigst ge-
säubert. Diese Halunken lachten; aber mit welchem Ernst,
mit welchem Abscheu, mit welchen Entrüstungsausbrüchen
wäre ein Mordanschlag auf den preußischen König von allen
Gerichtspersönlichkeiten bis hinab zum niedersten Gefängnis-
heizer behandelt worden!

Alle fünf Männer gingen fort und ließen Karl mit seinem
Haufen schmutziger Gefangenenumkleidung allein. Da er nicht
immer nackt stehen bleiben konnte, zog er sie an und setzte
sich auf die Britsche und vergaß sogar manchmal seinen Ekel
vor seiner Kleidung, wenn er nicht bei Bewegungen
besonders durch sie beunruhigt wurde.

Er wollte ganz still liegen und schlafen. Aber die Auf-
regung fiel ihn bald wieder an wie ein Wolf, und er sprang
auf, um hin und her zu gehen. Die ekelhafte lächerliche
Kleidung, dieses scheußliche schmutzige Lager brachten ihn
zur Verzweiflung.

Ihm lag alles daran, die Örtlichkeit zu erkunden. Jetzt
trachtete alles in ihm nur danach, zu entfliehen. Das Fenster-
brett war aber auch mit ausgestrecktem Arm oder im Sprunge
nicht zu erreichen, und die Britsche, das einzige Möbelstück
in der Zelle, war angeschraubt.

In dieser Zelle, mit diesen gräßlichen Sachen mußte er
doch rasend werden! Er fuhr herum, als es an seiner Tür

raffelte. Ein Soldat brachte einen vollen Eßnapf, stellte ihn auf die Erde und ging. Karl, den gehungert hatte, sah doch mit äußerstem Widerwillen auf dieses Essen herab, ohne es anzurühren. Nachher bückte er sich, um es an sich heranzuziehen, hob den Löffel, schmeckte, fand die vorgesezte Suppe ganz gut.

Sie werden kein Interesse haben, mich zur Verzweiflung zu bringen, sagte er zu sich. Dann hänge ich mich einfach auf und das wollen sie sicherlich nicht, um eines Geständnisses willen.

Das Essen hatte ihm zulezt fast Spaß gemacht. Er streckte sich auf seiner Pritsche aus, dachte, Flöhe und Wanzen hin, her, was hat man im Quartier aushalten müssen. Ihm ward halb müde und er hing Erwägungen nach, was für grobe Verbrecher wahrscheinlich in seinen Kleidern gesteckt hatten, die man seitdem nicht gewaschen hatte — ob man sie ausdrücklich als eine Art Folter aufhob? Doch nur für empfindliche Leute, und die mußten hier selten sein. Aber allen andern waren schmutzige oder reine Sachen wahrscheinlich recht einerlei. Vielleicht hatte ein Mörder dieses Zeug angehabt oder ein Dieb, ein Betrüger, ein Falschmünzer. Oder auch ein Deserteur. Vielleicht wurde er durch diese Dünste auch ein wenig ein roher, gefühlloser und gleichgültiger Kerl. Deserteur war er schon.

Er dachte über das Schicksal seines Wagenzuges in Böhmen nach; nun, der würde sich heimgefunden haben. Sein Unteroffizier war, wenn auch sehr grob, gescheit und umsichtig.

Plötzlich war alles wieder da, die entsetzliche Schmach über sein vergebliches Unterfangen. Wie wollte er weiter leben? Aber er würde ja morgen oder übermorgen oder in diesen Tagen erschossen werden. Vielleicht sogar gerädert oder geköpft? Nein, die Franzmeier guillotinierten bloß

noch, aber in solchen Fällen war unter Napoleon wohl immer erschossen worden. Das heißt, während des Feldzuges und bei einem Offizier; aber wenn er nicht zugab, Offizier zu sein, so mußte er sich auch gefallen lassen, als gemeiner Verbrecher angesehen und behandelt zu werden.

Napoleon wurde doch sehr viel besser bewacht, als von ungefähr angenommen werden konnte, da man ihn gar nicht von vielen Wachen umgeben erblickte.

An die sächsische Gerichtsbarkeit, die noch räderte und zwar öffentlich, würde er trotz seines sächsischen Passes nicht ausgeliefert werden, schon, weil jetzt nur alles in der Stille zugedeckt werden sollte. Ja, so war es, an öffentliche Schande wurde er nicht mehr ausgeliefert. Er seufzte erleichtert. Der Himmel sei gepriesen, wenigstens soviel konnte er den Eltern ersparen.

Gar zu viel außer dem Leben wagte ein Übeltäter auf Napoleons Leben nicht mehr, mit solch einem Anschlag auf einen fremden Herrscher in längst unsicher gewordenem, halbfeindlichen Land.

Wenn nur eine Verbindung zwischen den abertausend gut deutsch gesinnten Dresdner Einwohnern anzuknüpfen gewesen wäre! Sie wußten nichts von ihm, niemand von ihnen; er hatte jedermann schonen wollen und war zu niemandem gegangen. Er war auch den Franzmeiern und ihren Absichten und Fürchten mit seinem Versuch an ganz einsamer Stelle nur entgegengekommen.

Alle Erwägungen, alles Denken mündeten immer in der Qual, alles hatte er falsch gemacht!

Er schlief ein und schlief sogar lange, die Nacht hindurch bis zum Morgen. Morgens erhielt er zu essen und bekam auch seine eignen Kleider wieder, die inzwischen genau unter-

sucht sein mochten. Aber sie waren ja auch nur Maskenball. Ja, denen hätte wohl daran gelegen, ihn in seiner richtigen Aufmachung zu haben.

Aber seine preussische Offiziersuniform kam ihm entrückt vor wie irgendwo in einer andern Welt auf einem ganz fernem Stern.

Er wurde sehr bald zu einem Verhör geführt und machte sogar Angaben, von der Sachlichkeit und Bestimmtheit der festen Formen aller Gerichtsbarkeit hingerissen. Er würde nicht ausagen, woher er gebürtig sei. Aber er sei fünfunddreißig Jahre alt — in Wirklichkeit stand er vierzehn Tage vor seinem dreiunddreißigsten Geburtstag —, geborner Preuße — soviel gab er zu, es war falsch —, Kaufmannsangestellter von Beruf. Er habe gar keine Mitschuldigen. Man bedrängte ihn die Kreuz und Quer. Woher er gekommen sei? Von Berlin, durch die Absperrungskette aus der Mark. So, also von Berlin. Ja, antwortete er, von irgendwoher mußte er doch gekommen sein. Wo er hier gewohnt habe? Noch nirgends. Er sei erst am Morgen in Dresden eingewandert. Wo habe er gestern genächtigt? Er sagte auf gut Glück, in Meissen, und wußte nicht genau, ob Dresden in so kurzer Zeit von Meissen aus zu erreichen sei. Bei wem habe er dort gewohnt? In irgendeiner Schenke vor dem Eintritt in die Stadt, er glaube, sie heiße zum goldnen Regel. Wo früher, an den andern Tagen seiner Wanderschaft? Fast immer im Freien, jetzt zu dieser Sommerszeit. Kenne er in Berlin den General von Bülow? Nein. Oder den General Blücher? Sie sprachen Blüschee aus. Nein, der sei auch nicht in Berlin. Aha. Wo denn? Das wisse er nicht. Aber in Berlin sei er nicht, soviel wisse dort jedes Kind. Oder habe er Verbindungen mit dem General Schanjos oder dem General Gniso oder zu dem Baron von Stein gehabt? Sie gingen der Reihe nach die Hauptfeinde Napoleons

durch. Er sei Mitglied des Tugendbundes? Er wisse nicht, was ein Tugendbund sei.

Karl fand es schwierig, im stundenlangen Verhör, denn jede Frage wurde ausführlichst umrankt und umredet, damit doch ein unvorsichtiges Wörtchen einschlüpfen könne, — stehend, noch entkräftet, wie er jetzt genau fühlte, nicht die Wahrheit zu sagen, einfach, weil das wahre Abenteuer zu erzählen lohnte und weil sachgemäß gefragt wurde. Hätte er die Wahrheit sagen können, so wäre ja die Schererei, immer so anstrengend behutsam antworten zu müssen, fortgefallen, und jeder hätte klar eingesehen, daß von Mitschuldigen keine Rede sein konnte. Er sagte fast unbewußt heute nur immer: „Nein. Nein.“ Spaß machten ihm seine Ablehnungen und Erfindungen, wenn er welche ausdenken mußte, nicht. Er fürchtete sich immer davor, einmal schlapp zu werden und alles zu sagen. Ungemein schwierig war, immer genau gegenwärtig zu haben, was er schon ausgesagt hatte. Er nahm sich vor, fortan alle freie Zeit damit zu verbringen, daß er sich die Linien seiner Aussagen, die er schon vorgebracht hatte, in den Kopf ramnte, um ausschließlich diesem erdachten Dasein zu leben, bis es für ihn mehr im Vordergrund stand als sein leibhaftiges Sein. Solche Beschäftigung würde auch viel heilsamer sein als das entnervende Grübeln über die mißglückte Tat.

Er behielt sich vor, sich umzubringen. Noch hatte er in seiner Zelle keinen Haken entdeckt, an dem er sich mit Kleidungsstücken oder einem Feszen, wenn es sein mußte, aus dem Strohsackzeug gerissen, aufhängen konnte. Doch dafür würde sich Rat finden. Eine andre Todesart kam nicht in Frage. Waffen besaß er nicht mehr. Beides, dauernd zu verhehlen wie sich zu töten, war schon unzähligen Gefangnen und Beschuldigten geglückt; solches Unternehmen mußte menschenmöglich sein.

Ihm fiel wieder der Mangel an Entrüstung seitens aller Untersuchenden auf. Wäre nur erst diese ganze Umständlichkeit zu Ende und er tot. Mit Schrecken dachte er, sein Bekenntnisverweigern könne vielleicht Wochen oder Monate einer Untersuchung nach sich ziehen.

Er, längst wieder in seiner Zelle, lachte. Wochen und Monate! In Monaten war Napoleon Sieger oder erledigt. Für beide Fälle konnte sein Prozeß nicht hingeschleppt werden. Napoleon hatte keine Zeit. Diese Sache wurde rasch beendet.

War ihm das starre, wachsgelbe Gesicht Napoleons zuwider gewesen? Als er es sah und darauf zulief, und weil es ihn interessierte, deshalb hatte seine Pistole getaumelt? Welchen Ausdruck hatte es gezeigt? Napoleon war zurückgefahren, aber mehr wütend überrascht als ängstlich. Wie hatte er zuerst geblickt, ehe er den Anfall gegen ihn wahrnahm? Ohne Ausdruck? Abgeschmackt. Dieses Mannes Antlitz! Aufmerksam? Im Gespanntsein auf Zweckmäßigkeiten einer Beobachtung? Oder einmal entspannt während solcher Spazierfahrt? Entspannt konnte er sich Napoleon niemals denken. War dieser Mann unglücklich? Wie konnte er ein Leben nur voller Zweckmäßigkeiten ertragen ohne jede Erholung? Ohne jedes Hintaumeln an die unbegreifliche Schwärmerei des Tages und der Stunden von Zufall und Schickung. Friedrich hatte seine Flöten, seine französische Literatur und seine Windspiele. Dieser Mann hatte nichts außer Kriegs- und Staatsarbeit.

Karl staunte über seinen eignen Tag. So viel Zeit zu haben, um immer die Dunkelheit und den Schmerz und die unauflöslche Frage alles Lebens genießen zu können, war herzerreißend schön. Ihn fiel der grimmige und grausame Schmerz um seine Toten an. Um alle, um die Frauen Käthchen und Anna insbesondere. Sie waren mitten in Jugendblüte

um ihre Tage schmachvoll betrogen worden. Er haßte Napoleon, weil er diese getötet hatte.

„Andl, Andl, wo bist Du? Wie konntest Du von mir gehen?“ Sein Eigentum, seines Lebens Inhalt und Sinn. Sie schlief nun in ihrem schmalen Sargbettchen. Gott sei gepriesen, daß er sie noch einmal hatte ansehen dürfen. Nun ruhte sie neben den andern in jenen Särgen, inmitten ihres Stammes.

Ihm fiel ein, daß er in seinem Gram und in seiner Benommenheit den treuen Menschen, die ihn geholt hatten, nichts gegeben hatte.

„Andl, ich habe Dich nicht abringen können. Du warst zu stark; Du gingst vor mir im Tode hin.“

Er schluchzte tief. Er fühlte Jahrzehnte von Leben in sich, und daß er sie allein gehen mußte.

Er ward den ganzen Tag allein gelassen, trieb es so hin, schlief und sann, schlief wieder, unruhig auch in der Nacht. Sehr spät abends wurden ihm seine Kleider wieder weggenommen.

„Wohin geht Ihr damit?“ richtete er sich auf dem Lager auf. Stumm mürrisch ging der Soldat, der sie holte, zur Tür. Karl übermannte zerreißende Wut. Naß wie er war, der großen Hitze in der Zelle wegen, sprang er auf, hielt sich nur im letzten Augenblick mit furchtbarer Gewalt zurück, daß er sich nicht auf den Menschen stürzte und ihn erwürgte. „Kerl“, schrie er ihn auf französisch an, „Du gehorchst! Wohin gehst Du damit!“ Der Mann, den Ellbogen gegen den Schlag hochgehoben, zitterte vor Grimm. „Ich weiß nicht.“ Er flüchtete, die Tür hinter sich zuschlagend.

Karl suchte fieberhaft nach Pfosten oder Haken oder Mauervorprung, um sich aufzuhängen. Noch war nichts da. Er würde ja nicht immer hier bleiben. Geduld. Nur noch zwei Tage. Er meinte Geduld mit diesem Leben.

Am Morgen legte der Schließer die Kleider wieder auf das Pritschenende. Sie waren sorgfältig gereinigt. „Welche Aufmerksamkeit“, bemerkte Karl ironisch. „Aha, er sollte zur Aburteilung vor dem Gericht würdig erscheinen.“

Er fragte den Schließer nach der Stadtgegend, in der das Gefängnis lag. Der Mensch erwiderte, er dürfe kein Wörtchen sagen, kein einziges Silbchen. Gebe ich mir Mühe, so sagt er alles, dachte Karl geärgert, und gerade weil er wahrscheinlich sehr gegen seinen Vorteil den Menschen verstimmt, ward ihm jedes Drängen widerwärtig. Wie dumm, bereute er nachher, sich mit diesem Knecht nicht gut zu stellen. Sächsische Menschen waren natürliche Verbündete.

Wachen kamen durch die Thür, standen. Der Oberst des ersten Tages, der auch die Voruntersuchung vor Gericht geleitet hatte, ging zwischen ihnen hindurch. „Bitte.“ Er war eifrig höflich. Er übersah Karls Kleidung rasch prüfend, dennoch genau, auf und ab.

„Sie würden in Ihrer Uniform ganz anders aussehen“, sagte er. Karl erwiderte aus Pflicht, zu der er sich zwingen mußte: „Ich trug nie eine Uniform.“

Er wurde über die Gefängnistreppen und Gänge wieder in den Hof geführt und in den verschlossenen Wagen gebracht. Es war die ganz hübsche und ziemlich saubere Kutsche vom ersten Tag. Sie fuhren ziemlich lange, über Pflaster und zuletzt, langsam anrollend, über Kies. Der Wagen hielt. Karl erbleichte, als er den Ort erkannte, wachsweiß.

„Seine Majestät wünscht Sie zu sehen“, sagte der Oberst und Karl nickte. Die Knie wankten ihm. Er fühlte sich verjagen.

Ich will diesen Menschen nicht sehen. Ich will nicht als ein Gefangener vor ihn geführt werden. Er hat kein Recht, über mich als einen Sklaven zu verfügen. Ich habe diesen Mann auch einst fanatisch geliebt. Ich habe ihn in meiner

ersten Jugend, als auch er jung war, angebetet. Ich will nicht mit ihm sprechen. Den ich töten wollte, war ein anderer.

Es war immer, als solle er vor den Napoleon seiner Jugendphantasie hingeführt werden.

Ich will nicht von diesem Menschen angesehen werden.

Der, den er töten wollte, dem er ins Gesicht sah, während er schoß, war ihm ein gleichgültiger und verhaßter Mensch.

Er ging aber immer nur schweigend, gesenkten Hauptes, vorgebeugt, hastig mit. Er sah von seiner Umgebung nichts, keine Treppen, keine Gänge oder Zimmer, keine Menschen. Vor einer verschlossenen Tür hielten sie an. Der Oberst sagte: „Warten“, ging, klopfte, öffnete einen Spalt und sah hinein. Karl richtete sich auf. Blut strömte ihm zu Herzen; er rang furchtbar um sich selbst. Vielleicht, wenn er nun in dieses Zimmer eintreten sollte, konnte er doch gehen, sogar haltungsvoll. Warum hatte er nicht seine schöne, knappe Uniform an, die er so sehr liebte!

Im Vorzimmer, in dem er wartete, saßen ein halbes Duzend Offiziere, die ihn alle gespannt und völlig feindselig musterten, verächtlich von oben bis unten. Sie wußten also. Bis zur vollständigen Heimlichhaltung wurde dieses Abenteuer also doch nicht gehandhabt. Warum steht keiner dieser Feinde auf und knallt mich ab? Aus Entrüstung, denn sonst bin ich ja unschädlich. Aber ihr Kaiser könnte mich am Ende begnadigen, und das dürften sie doch nicht wollen.

Sein Führer war wiedergekommen und stand vor der verschlossenen Tür. Sie tat sich nach einigen Minuten wieder auf.

„Kommen Sie.“

Napoleon ging in dem nicht sehr großen Raum auf und ab. Am Schreibtisch seitwärts arbeitete ein kurzer dicker Mann. Im Fenster stand ein größerer, schlanker. Beide in Oberstenuniform. Der Führer blieb hinter Karl stehen.

Napoleon war keine ganz straffe Erscheinung mehr, sondern bei kleiner Höhe beleibt. Von schnellen Bewegungen. Er trug weiße Hosen, seinen grünen, französischen Soldatenfrack und darunter eine weiße Weste. Seine Augen waren dunkelbraun mit bläulichem Schleier. Er hatte weiße, kleine, bewegliche, ziemlich runde Hände.

Er sagte, sein Diktat beendend, noch rasch einige Worte zum Mann am Schreibtisch, kam, blieb vor Karl stehen und sagte: „Sie sind Offizier?“

„Nein, Sire.“

Napoleon machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Preuße?“

„Allerdings, Sire.“

„Wie kann ein Mensch von Ihrem Beruf mich meuchelmorden wollen?“ fragte Napoleon.

Karl schwieg.

„Es ist Unsinn, mich töten zu wollen“, sagte Napoleon lebhaft, die rechte Hand bewegend, ganz freundlich. „Mich, die Notwendigkeit des europäischen Geschicks.“

Er blickte Karl flüchtig an, ließ ihn stehen, ging wieder auf und ab und redete. „Antworten Sie mir. Haben Sie mir eine einzige Tat vorzuwerfen, die nicht darauf hinzielte, Europa, ganz Europa, die Welt, Sie, von Ihren Duzenden und Aberduzenden von schlechten, grundslechten, feilen, erbärmlichen, in Dummheit und Hochmut verfaulenden Herrschern und kleinen Winkeldespoten zu befreien? Und unter vernünftige Gesetze zu stellen? Überall stößt mein reines und vernünftiges Wohlwollen auf den Aberglauben und die vollständige Verblendung dieser Völker. Ist ein einziger Mann in Europa herrscherwürdiger als ich? Gibt es einen einzigen, der mir an Verstand, Einsicht in die Gesetzmäßigkeiten des Weltalls oder auch an Arbeitswillen und Kraft gleichkommt, geschweige denn mich übertrifft? Nennen Sie

ihn mir, er offenbare sich, und ich will die Herrschaft gern mit ihm teilen oder, ist er wahrhaft überlegen, so will ich gern vor ihm zurücktreten. Ihr Versuch ist noch viel schlimmer als was Brutus und Cassius taten, und auch sie lehnten sich nur gegen die Vernünftigkeit der Vorsehung auf und ermordeten den einzigen Menschen, den die Weltordnung dringendst brauchte. Ich bin niemals rachsüchtig gewesen, schon, weil ich keine Zeit dazu habe, anderes als höchstens ein Bedauern an meine Feinde zu verschwenden, die unschädlich zu machen mich die Vorsehung zwingt. Können die Völker der Erde, Europas, nicht soviel Vernünftigkeit ertragen und soviel Geduld aufbringen, bis sie, binnen kurzer Zeit, ihre Nationen in Blüte hochwachsen sehen? In einem geeinten und gereinigten Europa? Warum lassen sich die Völker verblenden und in der völligen Verwirrung und Verkennung ihrer eigensten Interessen immer wieder auf die Schlachtbank für die engen, selbstsüchtigen, dynastischen Interessen ihrer bössartigen und verderbten Duzendtyrannen führen? Um sich für dieses Gelichter aufzuopfern und ihr Blut hinzuspritzen? Glauben Sie, mein Herz blutet nicht, wenn ich die Häuser und Städte verbrannt, zerstört und verwüstet, die Saaten verheert, die Wälder und Obstbäume abgehauen sehe und auf den Schlachtfeldern den Jammer der hingemähten Blüte aller Nationen? Ich habe nichts gegen Deutschland; ich führe nur Krieg gegen seine abgelebten, eigennütigen, gespenstisch gewordenen Fürstendynastien, und weil ich Europa seinem Würgengel entreißen muß, der von seinem Herzblut lebt, England, das so üppig emporgeschwoll, daß seine höchst angemachten Ansprüche auf die Weltherrschaft geradezu als Gottesgebote vor der Welt stehen. Ich werde in keine Friedensverhandlung ohne die Zuziehung der Amerikaner einwilligen. Ich habe mich mit einer Tochter des größten deutschen Fürstengeschlechts verbunden; mein Sohn

ist halb Deutscher; ich kann das deutsche Volk nicht hassen. Ich bewundere es und will es als Nation unter meinem Zepter einigen, das das fruchtbringendste der Welt ist, und Sie wollen mich ermorden?“

Während er sprach, beruhigte sich Karls Herz. Er dachte: Es kann ja sein, daß er den Haß gegen sich wirklich nicht begreift. Aber ich kann mich doch nicht mit ihm auseinandersetzen. Und warum falle ich nicht viel lieber über diesen Napoleon her und würge und prügle ihn? Warum kann ich so etwas nicht tun, der ich nicht das geringste mehr zu verlieren habe? Nicht die drei Männer Wache um Napoleon hinderten ihn, so glaubte er.

Warum redet er das alles, gegen mich? Ich bin doch nur Karl Röper, Infanterieleutnant, ein Wurm im Staube, und selbst das weiß er nicht einmal. Für mehr hält er mich sicher nicht.

Wie es wirklich auf Schlachtfeldern aussieht und wie es zugeht, dabei und hinterher, könnte er schon wissen. Er hat ja viel mehr Schlachten als ich mitgemacht. Aber es ist ihm alles nichts, und nun hält er eine Rede darüber. Und das ist alles ganz zwecklos, und so ist dennoch sogar um ihn Zweckloses. Aber nur, weil er jetzt schon verfallen ist, und er kann es nicht ertragen und auch noch nicht begreifen, so greift er nach Hilfe, nach gar so armer. So spricht er sogar zu mir.

Karl war keinen Augenblick in Versuchung zu antworten.

Napoleon blieb vor Karl stehen und sagte: „Würden Sie mich nochmals töten wollen, ließe ich Sie frei?“ und sah Karl an und lächelte und wurde auf die erschütterndste Weise menschlich zugänglich und lebenswürdig. Aber Karl begriff und es war ihm in diesem Augenblick nur zu tiefem Schmerz um das Menschengeschöpf: Dieser Mann ist erledigt oder er würde zu mir, einem kleinen deutschen Ideologen und Phän-

taften, nimmermehr so sprechen. Und er bittet um mich und nicht ich bitte um seine Gnade.

Würde Friedrich so gehandelt haben? dachte Karl blitzschnell noch. Auch Friedrich hatte als Königsfeldherr in Dresden gestanden. Aber seinen Fall hätte er anders ertragen. Er, der Königsgeborene, und einmal erfüllte sich Bestimmung geborenen Königsdaseins.

Napoleon forderte: „Antworten Sie mir.“

Da wußte Karl, daß er nicht antworten konnte: Ich brauche Sie nicht mehr zu töten. Sie sind verfallen.

Er sagte stoßweise und mit Anstrengung: „Es bleibt mir doch gar nichts anderes übrig, als Euer Majestät immer austilgen, töten zu wollen.“

Napoleon wurde dunkelgrau von Enttäuschung. Er schoß einen wütenden Blick, ballte seine kleine Hand. Er wandte Karl den Rücken: „Weg.“

Der Mann am Fenster rückte sich zusammen, auch der am Schreibtisch staunte verächtlich. Karl wurde in grenzenloser Verwirrung herausgeführt.

Er sah nicht rechts noch links, stolperte durch die Gänge und wurde in den Wagen geschoben. Er kam ins Gefängnis und in seine Zelle zurück.

Zu Ende, nur zu Ende, wenn nur schon alles vorüber war!

Er wunderte sich, als ihm noch Essen gebracht wurde. Warum ließ man nicht einfach bössartige Gefangne verhungern und verdursten? Die Welt war sehr gutmütig, daß sie ihren Abhub auch noch füttern wollte.

Er wurde am Abend wieder in einen Wagen gepackt und weiter geführt, aber diesmal aus Dresden heraus. Man machte keinerlei Umstände mit ihm. Er fiel von Wut in Gleichgültigkeit und von Gleichgültigkeit in Wut zurück. Sobald er in Stille kam, begann er sich rastlos und unermüd-

lich mit Napoleon auseinanderzusetzen, hielt ihm Reden und rang sich mit ihm ab.

Und wenn er die ungeheuerste Kraft war, die diese Welt jezt gebären konnte, so war sein Genie doch Verderben. Friedrich begnügte sich, als er die Grenzen seiner Unmöglichkeit einsehen mußte, hielt sie heilig und wandte das Übermaß seiner Kraft auf seinen Staatskörper, richtete ihn auf und heilte ihn. Wohltäter der Menschheit ward er durch sein Beispiel. An ihm erhob sich die neue Idee eines Herrscher- und Menschenzweckes, an der alles bis dahin verging. Was würde von Napoleon bleiben, fiel er nun, als das Andenken an neue Kriegführung? Um ihn war weiter gar kein Geheimnis, als daß er so gut Krieg führen konnte und am besten auf der Welt Schlachten schlagen. Deshalb tat er es fortwährend. Aber wenn seine Kriegsleidenschaft nicht mehr in die Welt gehörte, so mußte er fort. Deshalb würde ihn nun endlich die Welt beseitigen.

Aber der Geist beruhigte sich nicht dabei. Wenn nun Napoleon wie Friedrich einst auch einer neuen Art von Menschen entsprach? Wenn solche Nur-Zweckmäßigkeit nun an die Reihe kam? Wußte er, Karl Röper, welcher Art von Menschen die kommende Zeit gehörte?

Napoleon war das Idol seiner Jugendtage gewesen. Fanatisch hatte er ihn geliebt, hatte ihn geliebt als den, der er sich da vor einer Stunde selbst proklamiert hatte, vor ihm, dem kleinen, deutschen Ideologen. Und er würde sich damals in jeder Stunde für ihn haben töten lassen.

Aber Napoleon hatte die tiefsten Hassesquellen der Völker gegen sich aufgerufen und sie waren echt.

Scharnhorst! betete Karl zum verklärten großen Geist. Du durftest Dich niemals der Welt in Deiner ganzen Größe offenbaren. Nur Deine Jünger wissen, daß Du unsere

deutsche Größe darstellst. Du warst sein Widersacher. Ich nehme Deine Sache an.

Tritt zu mir, verkürter Geist. Erlöse mich vom Zwiespalt, daß ich wieder fest werde im Widerstand.

Gewiß war Napoleon Bonaparte gottgesetzt, sonst war er nicht. War die gottgesetzte Notwendigkeit der Welt. Als was würde er einst für die Welt erkannt werden? Vielleicht als Letzter aus großer antiker Zeit? Vielleicht als Anfang neuer Menschenart?

Gewiß würde der rasche Tod dieses Menschen, jetzt vollzogen, Hunderttausenden tüchtiger, liebenswerter und geliebter Menschen wertvollstes Leben erhalten. Und solches Leben hatte den höchsten Wert, mußte bedacht und geschont werden, oder alles auf diesem armen Stern war sinnlos. Aber er, Karl Röper, konnte nicht entscheiden, ob Kampfes= tod, um diesen Menschen Napoleon zu überwinden, ob alles Herzeleid und aller Jammer dieses Krieges nun wieder auf deutschem Boden nicht dennoch in Weltenordnung eingesetzt war. Er konnte nur, Geheimnis der Weltenordnung verehrend, sich selbst, sein Leben anbieten und darbringen. Das hatte er getan. Sein Leben war verfallen. Er hatte es andern, fürchtbarerem Tode als dem in der Schlacht angeboten und dargebracht.

Napoleon würde ihn schon jetzt, in dieser Stunde, vergessen haben, seine Art. Für ihn nichts. Aber seine Demütigung: Ich nehme mein Leben von deiner Hand an, — sie hätte er nicht vergessen. Und so hatte er mit Einfaß seines ganzen Lebens als ein Deutscher nur so vor ihm stehen dürfen.

Da hatte ihm Napoleon seinen Haß gegen die verrotteten Gespensterdynastien Europas angesagt. Als diesen Reiniger hatte er ihn einst geliebt. Was war er aber geworden? Das Genie der Zweckmäßigkeit. Das war nicht genug, das wollten die Völker nimmermehr. Er reinigte die Fürstenverderbnis

durchaus nicht, wie er, paßte es in seinen Vorteil, vor ihren Untertanen log, sondern päppelte sie, wo er sie nur brauchte, bis zu jedem Vaterlandsverrat auf. So hatte dieser Mensch Napoleon Bonaparte alle tapfern und ehrliebenden Völker gegen sich aufgerufen. Er wollte nicht erziehend, aufmunternd und beschirmend beherrschen, sondern nur, indem er zertrat. Der grimmigste und verhärtetste und dümmste Despot, solch einer wie der verruchte alte Hessekurfürst, erschien noch immer als moralischer, weil er seinem Volk eingeboren war und seinen Untertanen die eignen Laster verkörperte. Den Fremden ertrugen sie nicht, sollten auch nicht. Er verdarb sie ganz, weil er ihre urreigne Art brechen wollte. Gewiß ging keine großartige Herrschaft ohne Gewalttat ab. Aber in dieser korsisch-französischen erkannten sich die Völker nicht. Und weil Napoleon Bonaparte den Haß, den er gegen sich entfesselte, gar nicht begriff und nur für die Ballung verletzter Einbildungen hielt, deshalb mußte er vertilgt werden. Er hatte die Leidenschaft, auf der Welt Staatsordnung machen zu wollen. Neue Staatsordnung, in seinem Sinn. Aber nur Staatsordnung will die Menschheit nicht. Um ihretwillen ließen sich die Völker nicht von den unordentlichen Schergen dieser Ordnungsleidenschaft vergewaltigen und quälen.

Da Karl nicht mehr im verschloßnen Wagen, sondern auf einem Karren fuhr, so wußte er, daß er über Leipzig, Halle, Magdeburg und immer weiter gebracht wurde. Er wunderte sich über den weiten Weg. Wie einfach war es, ihn in Dresden abzutun und zu verscharren, auf dem Gefängnis- hof und danach auf dem Kirchhof. Aber die Franzmeier hatten nun einmal die Gewohnheit, ihre ausländischen Staats- verbrecher durchs Land zu schleifen. Die in Stralsund ge- fangenen Schillschen Offiziere nach der Erhebung 1809 waren in Braunschweig und der Rest in Wesel am Rhein erschossen worden. Und vielleicht sollte er zu längeren Ver-

hören aus dem Kriegsland heraus und nach Frankreich geschleppt werden.

Er kam nach Kassel, erschöpft, verwildert und abgezehrt. Er dachte nur flüchtig, nun kam er also wirklich während des Krieges nach Kassel, und er hatte mit diesem Gedanken gespielt und sich einen stolzen Einzug ausgemalt. Er war aber nun allzu stumpf geworden, um noch sehr viel zu empfinden. Eine Welt mit Erscheinungen gleich denen der Prinzessinnen Georgette und Sophie gab es nicht mehr für ihn. Er fühlte an seiner fortgesetzten Behandlung als grober Verbrecher auch wieder die Bequemlichkeit des Nieder-tauchens in Schmutz und Niedrigkeit so wie einst in Königsberg.

Er wurde nicht sofort wieder aus Kassel herausgeschafft. Wahrscheinlich sollte er in diesem Königreich abgeurteilt werden. Er erschraf, aufgerissen aus gestaltlosem Brüten, als er am zweiten Tag eine größere und ganz gut eingerichtete Zelle bekam, schonender behandelt und vom Schließer mit Herr angeredet wurde. Er erhielt auch bessere Kost. Verhört wurde er nicht mehr, bis er nun vor seine Richter kam. Sie waren ausschließlich französische Offiziere, fünf an Zahl, von höherm Rang, aber ältlich und anscheinend abgetan. Die Verhandlung wurde geheim geführt.

Von Anfang an wurde Karl mit seinem vollen richtigen Namen und Stand, als Offizier und vormaliger preußischer Beamter angeredet, richtig in sein Regiment und in seine Kompagnie eingereiht. So war alles verraten und am Tage.

Ihm war grausam enttäuscht. Dennoch war alles viel leichter geworden. Die wenigen Zeugen traten nur auf, um sofort nach ihrer Aussage abgeführt zu werden.

Erkannt hatte ihn Erich von Haffelde bei der Einbringung in Kassel auf dem offenen Karren, an dem Erich zufällig vorübergeritten war.

Erich trat im vollen Glanz seiner königlichen Adjutantenuniform und seiner rucklosen und üppigen Schönheit zur Bestätigung seiner Aussage auf. Er war ganz heiter. Er hatte sich, als ihm Karl aufgefallen war, bei der Militärpolizei nach ihm erkundigt und so seine Persönlichkeit offenbart. Nein, da war kein Irrtum möglich. Dieser Mann dort, Karl Röper, war ihm, Flügeladjutanten Seiner Majestät des Königs von Westfalen, seit früher Jugendzeit genau bekannt.

Über die Ermittlung von Karls Offiziersstand mit allen Einzelheiten, von denen Erich nichts wissen und daher auch nichts offenbart haben konnte, verlautete nichts. Karls Aufenthalt in Kassel, seine Teilnahme an dem Dörnbergischen Aufstand, am Zuge des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig, sein Aufenthalt in England, sein Kämpfen in Portugal, sein Leben unter falschem Namen in Berlin, sein Eintreten in Breslau sofort ins preußische Heer als ein Freiwilliger, alles wurde ausführlich dargetan. Nun, so war er allerdings für die Franzmeier ein höchst gefährlicher Mensch. Karl wunderte sich selbst, wie ganz stattlich sich seine Laufbahn in der Gedrungenheit solcher Aufzählung machte. Eine Nachforschung nach Mitwissern und Verschwörungen war allem Anschein nach fallen gelassen worden. Karl wurde in dieser Richtung nur ganz kurz befragt.

Während der Verhandlung war in ihm das Gefühl unaussprechlich wütender Genugtuung vorherrschend, daß wenigstens Erich Haxfelde sofort nach seiner Aussage auch fortgehen mußte und nicht als Zeuge dieser Schmach, grimmi-gen Verzweiflung und Hilflosigkeit da stand. In Karl quoll hoch, um sich zu schlagen, zu brüllen und diesen hochmütigen und eiskalten Erpressern am deutschen Volk über die Schranken hinweg an den Hals zu springen. Die französischen Richter behandelten ihn überaus höhnisch und sprachen von preußischen

Staatsangehörigen nur als von ehrlosen, meuchelmörderischen Verrätern.

Aha, sie können York nicht verschmerzen! dachte Karl jubilierend und bezwang sich zur Ruhe. Aber welche Verrätere! ist nicht diesen Kerls nur Butterbrotessen, wenn einmal ihr Vaterland im Spiel ist! Sie aber sind den andern nur Fußtritte schuldig. Gott sei gelobt, daß nun sie an der Reihe sind, um sogenannten Verrat auszuhalten.

Er ließ sich auf keine Erörterungen ein. Er betrachtete sich diese sorgfältig herausgeputzten Männer, die sicherlich nur als die Überbleibsel des Heeres zur unumgänglichen Bewachung dieses westfälischen Königreiches zurückgelassen waren und in wahrhafter kleiner Schüchternheit sich immer doch noch als Vertreter der größten Nation der Welt aufspielten.

Karl wurde nach zweistündiger rascher Verhandlung — die Dresdner Bezeugungen wurden nur in schriftlicher Darlegung verlesen — zum Tode durch Erschießen, weil er Offizier sei, verurteilt. Der Zeitpunkt der Hinrichtung wurde nicht mitbestimmt.

Zurückgeführt in seine Zelle, überfiel ihn plötzlich: Da war doch noch Krieg! Ja, wie stand nur der Krieg? War noch Waffenruhe? Ging es Preußen schlecht? Wurde wieder gekämpft? Dieser Urteilstag war der vierte August.

Alle Leidenschaft für seinen Kriegerberuf erwachte, schrie ihn ins Leben zurück, ins Getümmel seines Regiments, zu seiner Kompagnie, in die Beschäftigung seines Tages, in alle Anstrengungen, Placereien, Zerstreungen. Alles an seiner verlassenen Truppe liebte er. Den Ärger mit dummen, ungeschickten und bei den Übungen nur halbwilligen Mannschaften. Seine Mißgeschickte mit bössartigen und verderbten Unteroffizieren. Seine Herzensfreude über die tüchtigen Leute. Den ganzen, immer aufreibenden Kampf mit den

in diesem Kriege nie ordentlich zu beschaffenden Kleinigkeiten, seine Entrüstung und Mut über die stets völlig unzureichende, lumpige Soldatenkleidung, die schlechten Stiefel, das elende Riemenzeug, die ganz nichtswürdigen und veralteten Waffen, die mangelhafte Ernährung der Truppen. Diese Leute sollten doch fechten, in die Schlacht ziehen. Gegen Napoleon! Wer kein Heer ausrüsten kann, soll keinen Krieg führen, war schon der Grimm in ihm hochgekommen. Und seine Herzenrührung über den guten Willen zum Vaterland bei allen. Die Einheit, die endlich auch die Bösen mit den Guten verband, und gegen dieses Fraßherpaß wollten alle ziehen.

Er hörte die Hörner blasen und schmetterern, die Signale, das Getrappel der benachbarten Reiterei. Der Dampf der Kochtöpfe auf der Beiwacht war ihm in Geschmack und Geruch.

Er wollte wieder hin, wollte dabei sein, teilnehmen, kämpfen, mittöten, mitsterben, sich in Gemeinschaft hinopfern. Was hatte sein eignes, wahnsinniges, vereinzeltes Unternehmen genügt? Nur wieder Napoleons Kugelfestigkeit dargetan.

Gottesherrlichkeit war, zum Weinen und für jede Begeisterung schön, wie dieses preußische, ganz unvollkommene, mit allen Mängeln jeder Einrichtung, die nur denkbar waren, behaftete, verarmte Heer dennoch schlagfertig und kriegsfurchtbar gegen einen der größten Feldherren aller Zeiten und Welten aufstand. Diese dumpfen, so vielfach älteren deutschen Männer, von so vieler Verwirrung in ihrer Erkenntnis und der Gefühle umtaumelt, sie, die aus ihrer Hantierung und von ihrem Eigentum in Stadt und Land fortgegangen waren, würden die behenden, geübten, kriegserfahrenen und schlachterprobten Feinde dennoch schlagen, und ihre Kraft gebundener Unklarheit war machtvoll und gottgewollt.

Karl wollte jetzt, zum Tode verurteilt, durchaus leben und rang um Pläne, um seine Freiheit durchzusetzen und zu entkommen. Wo konnte die Gelegenheit günstiger sein? Er kannte die Wege. Die Bevölkerung war nicht feind-freundlich. Die Flucht war ihm von hier aus schon einmal geglückt. Frazertruppen konnten nur in ganz geringer Anzahl da sein. Die Regierung war immer schlapp.

Nur wie, wie fliehen? Er war so todesgleichgültig gewesen, daß ihm nun die wilde Leidenschaft, seine Flucht nur zu wollen, als die Hauptsache für ihr Gelingen erschien. Aber er hatte keine Handhabe und keinen Angriffspunkt. Morgen früh oder schon heute nacht konnte er hingerichtet werden. Alle Fluchtpläne eilten! Das Leben!

Wüßte er nur, war überhaupt noch Krieg? War nicht der Waffenstillstand schon zu Ende? Die kleinliche Feindseligkeit seiner Richter ließ schließen, entscheidend besiegt hatten sie noch nicht.

Warum wurde er nicht sofort erschossen? Dieses Herumgeschleppe in Deutschland! Er wollte sterben. Seine Fluchtpläne waren nur Seelenbetrug und Zeitvertreib.

Das Grauen kam doch auch. Er hatte gewußt, womit zu rechnen war. Dennoch, nun. Er wandte sich der genauesten Beobachtung seiner Zelle zu. Die beiden Fenster, vergittert und fest, gingen in einen dunklen Hof, den er nicht kannte und von dem er keine Ecke übersehen konnte. Der Gefängnis-schließer war ein Frazer.

Alles war vergeblich; er mußte sterben. Er sagte mühsam und nach Atem ringend, im Kampf um Fassung, als ob Beobachter da wären: „Es ist ja nicht um den Tod. Es ist um den Weg.“

Er malte sich aus: Da werden die Posten stehen am Morgen oder am Abend oder wann es ist. Sie werden in die Zelle

eintreten und stehen nun da und ich gehe zwischen ihnen hindurch. Unten im Hof lauern die schon, die mich erschießen sollen. Wenn ich ankomme, sind ihre Gewehre schon geladen.

Er lachte verächtlich. Ich kann ja immer daran denken, daß sie mich nicht sogleich treffen werden, und habe bis dahin die Spannung darauf, und schnell geht es auf jeden Fall.

Ja, und hinterher ist alles aus.

Er fand es sonderbar, daß er als ein schlapper Körper daliegen sollte. Was war er dann?

Zu Ende sein.

Er rang mit sich. So schwer kann es nicht sein. Er lächelte: Klein Anna erduldet es auch.

Er sprang auf, stand am Fenster, ballte seine Hände: „Guter Gott, Du gibst mir ein festeres Herz!“

Befehl an Gott.

Er wandte sich gefaßter vom Fenster ab.

Die Stunde, die galt, würde ihn würdig finden. Ihm wurde ruhig und reif.

Im Schlachtenkampf war immer die Gewißheit einer überirdischen Welt, die alle an sich riß. Darum war Krieg dennoch so schön, als die felsenfeste Zuversicht, daß in einem Augenblick des Getötetwerdens im Kampf wirklich jeder sein ganzes Leben und zwar voll des höchsten Lohnes erlebte.

Er faltete seine Hände. In jeder Minute, sofort, ginge ich in die Schlacht, in der immer tausend Tode auf mich zielen.

Ich werde als Preuße vor diesen Trägern sterben!

Er kniete lange vor seinem Bett, fuhr aber doch hoch, in Entsetzen, als es an seiner Tür rasselte. Aber nur Erich von Haffelde kam, um ihn zu besuchen.

Karl schrie ihn zitternd vor Empörung an: „Du kommst zu mir, der Du mich verraten hast!“

„Ich Dich verraten? Aber woher in aller Welt konnte ich denn ahnen, daß Du Deinen Namen geheim gehalten hattest? Was ist denn da zu verraten gewesen? Ich finde“, sagte Erich, der ohne weiteres auf dem Stuhl Platz nahm, und Karl saß auf dem Bett, „daß ich als Adjutant des Königs mich nach Dir erkundigt habe und jetzt sogar zu Dir komme, ist außerordentlich viel. Ich habe auch nicht kommen wollen, jetzt. Aber der König, als ich ihm die ganze Sache auseinandersetzen mußte, — zu verschweigen war da doch nichts mehr, — wollte durchaus, ich sollte zu Dir hingehen. Und er hat mich sogar gedrängt, ungefähr sofort. Denn da kann keiner wissen. Aber helfen kann ich Dir weiter nicht.“

„D“, antwortete Karl, „Dein König langweilt sich immer noch? Will er mich am Ende auch sehen? Nun, Langeweile wird Napoleon ja wohl nie haben!“

„Nein, wie soll Dich der König sehen wollen? Warum? Er hat Dich doch kaum gekannt.“

Karl dachte höhnisch, wüßtest Du, daß ich vor Napoleon stand! Und freute sich, Erich und seinem König ein solches Abenteuer zu unterschlagen.

Erich wiederholte: „Helfen kann ich Dir ja weiter nicht, aber vielleicht hast Du noch irgendwelche Wünsche? Ich meine, das da ist doch nun einmal nicht zu ändern. Wie kamst Du nur darauf? Hast Du wirklich keine Mitwisser?“

„Vielleicht Deinen Bruder?“ fragte Karl. „Oder Otto von Lössar? Sei unbesorgt, Fritz habe ich seit Monaten nicht gesehen und Otto nicht seit Anno neun. Ich habe keine Mitwisser. Wie steht der Krieg?“

„Der Krieg?“ Erich erstaunte.

„Ja“, sagte Karl, „in Europa war nämlich vor ein paar Wochen einer, ich glaube wenigstens. Vielleicht nicht für diese arkadischen Gefilde.“

Er entsetzte sich. „Ist er schon völlig zu Ende?“

„Nein“, antwortete Erich, „ich fand es nur so komisch, daß Du danach fragst. Der Krieg soll wohl bald wieder anfangen. Kann wirklich sein, es geht wieder los. Mitte August vielleicht. Aber zuletzt kommt es vielleicht auch wieder anders. Ich meine, vielleicht haben sie wieder Angst. Gegen Napoleon. Er lebt ja doch immer noch“, sagte Erich, der auch seine Stacheln haben konnte.

„Ist noch Waffenstillstand? Klipp und Klar.“

„Ja“, sagte Erich. „So viel ich weiß. Unterhandelt wird. Die Rede ging jetzt, in Prag.“

„Gott erhalte Euch im Stande Eurer Unschuld“, sagte Karl, „während es um alles geht, und um Eure ureigene Pracht und Herrlichkeit zu allererst. Ich habe keine Wünsche und danke Dir für Deine Teilnahme. Ich habe außer meinen Eltern niemanden auf der Welt, und mit ihnen setzt sich mein Herz schon auseinander. Ich hoffe nur, daß meine Eltern nicht die Folgen meines mißglückten Versuches zu erfahren haben.“

„Ja“, sagte Erich, „solch ein Einfall. Wie kamst Du nur darauf?“

„Bitte, befreie mich von Deiner Gegenwart“, knirschte Karl, stammelnd vor Wut. „Ich kann die Luft mit Dir nicht atmen. Diese Wände fallen auf mich, wenn Du dazwischensteckst. Ich kann überhaupt nichts mehr ertragen.“

Er schrie: „Töte mich! Wollen wir uns erdrosseln?“ Er faßte sich mit Anstrengung: „Weißt Du, wann ich erschossen werde?“

„Solchen Angelegenheiten stehen wir doch ganz fern“, bedauerte Erich, schon an der Tür. „Wenn ich sonst etwas für Dich tun kann?“

„Geh, bitte.“ Karl fühlte sich ganz schwach. „Grüße Deinen König. Ernstlich. Ihr seid ihn wert. Ich werde verrückt.“ Er griff sich an die Stirn. „Geh.“

Er wandte sich entschlossen von Erich ab, ihm völlig den Rücken drehend. Erich ging klirrend im Metall seiner Sporen und im Knistern der Goldschnüre seiner strohenden Uniform.

„Ja“, sagte er noch im Heraustreten verduzt.

Karl warf sich auf sein Bett. O, noch einmal an freier Luft trunken werden! Er wollte sich nicht töten, weil er noch einmahl Himmelsluft atmen wollte. Sei es denn auf dem Wege zur Hinrichtung. Er gab alle Fluchtpläne auf. Gegen Abend schlief er ein.

Spät, fast schon in der Nacht, wurde er aufgeschreckt und aus seiner Zelle herausgeführt. Soll ich jetzt schon erschossen werden? Aber es wird nicht lange dauern. Er fürchtete sich.

Er wurde aber nur in ein kahles Amtszimmer geführt, das von einem Blechkronleuchter unter der Decke schwach durchleuchtet wurde. Aus den düsteren Schatten erhob sich bei seinem Eintritt eine schwarz gekleidete, verschleierte Frau von einem Stuhl. Sonst war niemand im Raum; die Wache blieb draußen.

„Georgette!“ sagte Karl zu tiefst erschüttert, zitternd und außer sich.

„Es ist unmöglich, so können Sie nicht zugrunde gehen“, sagte sie leidenschaftlich schnell, flüsternd. „Gott, wie konnten Sie nur an ein solches Unternehmen denken! Lassen Sie Napoleon leben, ich beschwöre Sie. Wenn ihn die Völker nicht besiegen können, so verdienen sie ihn auch. Ich will Sie retten und weiß noch keinen Weg und denke Tag und Nacht darüber nach. So dürfen Sie doch nicht sterben, lieber Freund, so geht es nicht um Thretwillen und auch nicht für mich. Ich habe Sie doch so lieb gehabt.“

Sie sagte, während ihr die Tränen stürzten: „Sie waren doch mein guter, guter Freund.“

„Ich bin Ihnen nicht treu gewesen, Georgette“, gestand Karl, sich zu ihr beugend, ihre Hand umklammernd, hingeschmolzen. „Meine Hürigkeit an Sie zerbrach, ja, es war so, mein Sklaventum. Ich habe ein entzückendes, feines Mädchen lieb gehabt, bis in ihre Todesstunde. Sie ist tot. Vor einem Monat. Ich habe sie noch an ihrem Sarg besucht. Sie starb an der Franzosenpest. Ich sah sie nur heimlich. Aber ich habe sie sehr geliebt.“

Georgette antwortete: „Ach, Lieber, Sie sollen doch Ihr holdes Kind weiter lieben, lebend oder, wie es sei, in seinem Tode. Aber so sterben sollen Sie nicht. Ich zermartre mir den Kopf um ein Rettungsmittel. Ich wollte die Königin anflehen; ich bin Palastdame und allein von meiner Familie hier. Mein Vater und alle andern sind wieder in Biederitz. Der König erzählte uns beim Frühstück alles. Aber die Königin, die arme Kreatur, vermag auch nichts in solchem Fall. Ich würde sie mit meinem Drängen nur ängstigen und versperrte mir die weiteren Wege. Seien Sie nicht hoffnungslos. Vor allen Dingen müssen Sie Geld haben. Hier ist welches, großes Gold, das überall genommen wird, französische Franken, und Silbergeld aus dem Lande hier. Auch Groschen. Es kann am ganz Kleinen hängen, am Wechseln müssen, daß Sie nicht fortkommen. Hier ist auch ein Messer und eine Pistole. Hoffentlich werden Sie nicht nochmals untersucht. Hier werden Sie nicht erschossen werden, ich glaube kaum. Solche Hinrichtungen werden nicht mehr gern in Deutschland vollzogen, auch im Verborgnen nicht. Vielleicht können Sie auf dem Weiterschub entspringen. Ich will Versuche machen. Da Sie noch nicht erschossen worden sind, so will man Sie vielleicht gar nicht töten. Napoleon hat seinen Mörder, der ihn zweimal töten wollte, einen jungen Menschen mit Namen Sahla, zweimal begnadigt. Er lebt noch. Das ist gewiß.“

„Ich sprach Napoleon“, berichtete Karl und erzählte fliegend von seiner Vorführung vor Napoleon.

„Ein gutes Zeichen“, sagte Georgette. „Der Kaiser wird Sie doch nicht haben sehen wollen, um Sie nicht zu begnadigen. Allerdings, ein gewisser Stabs aus Schönbrunn ist 1809 erschossen worden und Napoleon hatte ihn auch gesehen. Persönlich ist der Kaiser nicht blutdürstig.“

„Sie sind immer noch keine Deutsche?“ fragte Karl schmerzlich.

„Wie sollte ich sein?“ fragte sie. „Die Verhältnisse hier, von beiden Seiten erregt, passen schließlich noch am besten für mich. Aber noch eins, es ist mir sehr wichtig. Wenn Sie entkommen sollten und Sie sehen den Bruder des Hatzfelde hier — der Bruder soll aber ganz anders und sehr angenehm sein —, so sagen Sie ihm, meine Schwester Sophie — ich glaube, er dürfte hoffen, und ich sähe sie gern in liebevollen Händen. Es ist mir, als ob da von einem Wunsche gesprochen werden könne? Sie ist wirklich ein Engelswesen und ihre Geburt und meines Vaters Stand sollen ihn nicht abschrecken. Mein Vater wird Zuverlässigkeit zu schätzen wissen — er hat es gelernt — und mein Zustand dauernden Unvermähltseins, der ihn sehr quält, ebnet meiner Schwester Wünschen den Weg.“

„Wenn ich entkomme!“ sagte Karl. „Ich verspreche Ihnen, muß ich sterben, so tue ich es getrost. Seien Sie unbesorgt, ich werde gern sterben.“

„Sie sollen leben.“

„O ja, ich will.“ Er beteuerte: „Napoleon würde ich nicht nochmals zu töten versuchen. Ich werde alles wagen, um zu entfliehen. Auf der Flucht erschossen zu werden, ist nicht so schlimm.“

Er hatte das Geld und die Waffen eingesteckt.

„Mehr als daß ich zu Ihnen gelassen wurde, konnte ich fürs erste nicht durchsetzen“, sagte sie. „Ich durfte auch nicht zu viel versuchen. Vielleicht aber verschafft die Tatsache dieser Unterredung doch Erleichterung in diesen Verhältnissen. Leben Sie.“

Sie küßte ihn, der glühend vor ihr fast in die Knie sank, bewegt auf die Stirn. „Leben Sie wohl. Vor allem, Sie müssen leben!“

Sie schlug ihren Schleier nieder. An der Tür drückte sie seine Hand.

Karl wurde in der Frühe des zweitens Morgens danach fortgeschafft. Seine Bedeckung waren ein westfälischer Kutscher und zwei Soldaten. Am Abend auf der Straße wurde er mitten im dicken Wald befreit. Bei einer Biegung des Weges um eine Waldecke sperrten drei Reiter mit geschwärzten Gesichtern die Straße. Der Kutscher schrie sofort auf: „Herr Jesus!“ warf die Zügel hin, kletterte eiligst vom Boß, rannte die Straße zurück und war um die Ecke verschwunden. Die beiden Soldaten waren zuerst wie versteinert. Da schossen die geschwärzten Männer, wenn auch an ihnen vorbei, und nun sprangen auch die Soldaten ab und rannten davon. Die Retter kamen lachend näher.

Alles war selbstverständlich. Karl, der seiner Fußfesseln wegen nicht gehen konnte, blieb auf dem Wagen. Aus dem Walde kamen noch zwei Männer, die aufstiegen, und alle jagten im Galopp auf Schneisenwegen tief in den Wald hinein. In einem Jagdhaus mitten im Wald wurden die Fesseln abgefeilt und zerbrochen. Die Befreiung war für diese fünf Jünglinge ein verwegenes lustiges und leichtes Abenteuer. Alle sechs Männer durchzechten die Nacht. Von der Bedeckung würde sie keiner aufspüren, und durchsucht, etwa auf Meldung, würde der Wald auch nicht werden.

„Es ist ja kein Schwanz mehr zum Suchen da“, sagten die Befreier. Jeder verfügbare französische Mann sei beim Heer. Alles sei nur noch so: Nun, in vierzehn Tagen ist hier alles aus. Niemand fürchte mehr die Franzosen, noch gehorche ihnen.

Der Anführer der jungen Männer hatte vom Grafen von Buchlau, einem Hofmann des westfälischen Königs und immer glühenden Franzosenfeind, die Weisung erhalten, so und so sei ein wichtiger Deutscher zu befreien. Die Jünglinge, ein junger Sohn des Grafen selbst, seine Kameraden, zwei Studenten, ein Freibauernsohn und ein Gutsaufseher, hatten sich sofort auf den Weg gemacht. Alles stimmte. Sie hatten sogar kaum eine Stunde warten müssen.

Nach der Ursache seiner Gefangenschaft fragten sie Karl überhaupt nicht. Sie wollten sich über die beiden Wacht= soldaten totlachen. Und der Kutscher habe noch im letzten Augenblick nach seiner Peitsche gelangt. Mit der werde er nun wohl im Walde von Kassel herumknallen. Die beiden Soldaten könnten ja ihre Büchsen zur Hasenjagd anwenden.

Sieg

In Wieseneinsamkeit dämmernder Morgenfrühe stieg Karl aus seinem Kahn zum rechten Elbufer hin. Er watete durchs tautriefende Gras, das ihm die Kleider bis zu den Knien durchnäßte, und wandte sich zwischen dem Weidengebüsch nach dem Flusse und seinen rauschenden, freundlichen Wassern um. Lächelnd winkte er dem Freund, der ihn rettend herübergeführt hatte.

Als er sich freudig aller Freiheit zuwandte, kam ihm auf dem schmalen Pfade zwischen den Weiden aus der Richtung, die er einschlagen wollte, ein uniformierter Mann, ein westfälischer Offizier, ein dicker Hauptmann in vollen Waffen entgegen.

Und gilt es mir, so soll auch er seine letzte Stunde erlebt haben.

Guten Morgen, bot der Hauptmann freundlich an, der Herr habe wohl denselben Weg? Oder gestatte er, daß er ein bißchen mit ihm umkehre? Jedenfalls heftete er sich an Karls Ellenbogen an, bekümmerte sich nicht, woher dieser Morgenvogel komme, ob gradenwegs aus den Elbwellen oder aus diesem Weidengebüsch, und erzählte betrübt und offenherzig, ja, er habe am Abend vorher an einem kleinen Vergnügen mit den Herren preußischen Grenzoffizieren teilgenommen. Es kam heraus, daß er sich einfach bis zur Besinnungslosigkeit betrunken hatte, und wie er auf diese Wiese gekommen war, wußte er nicht im geringsten; er hatte nur am Morgen sanft auf ihr gelegen. Ja, und wie solle er nun in sein eignes Land zurück?

„So?“ antwortete Karl, der im ersten Augenblick in Ver-
suchung gewesen war, seinem Rahn nachzurufen. Aber dieser
Herr Rheinbündler! Und in voller Uniform sei er auch noch!

Ja, er könne sich hier nirgends sehen lassen, sagte der
Mann bestürzt. Und ob ihn die Herren preußischen Grenzer
vielleicht mit Absicht hier ausgesetzt hätten? Sei es möglich?
Er weinte fast.

Er solle sich der nächsten preußischen Wache gefangen
geben, schlug Karl vor. Bis dahin sei es nicht mehr weit; er
könne gleich mit ihm kommen.

Nun kollerten dem Dicken die Tränen. Er habe Weib
und Kinder, viele, sechs, und sie . . . „Lieber Herr, was wird
aus ihnen! Sonst herzlich gern.“ Und den westfälischen
Dienst habe er fürchtbar satt, und wenn die Russen und
Preußen auf Rheinbündler träfen, so würde jeder Napoleons-
deutsche als Vaterlandsverräter sofort totgeschlagen. Und
in diesen Schlachten werde nie Pardon erteilt, sondern
einfach nur totgeschlagen.

Karl sagte: „Ja, das ist wahr“, und erzählte, er könne
da manches Lied singen. So habe er zum Beispiel in der
Schlacht bei Bauken mit angesehen, wie eine Kompagnie
sächsischer Infanterie in einem Hause hinter den Fenstern
lag, um einen Trupp Preußen, der in kurzer Entfernung
davor still wartend stehen mußte und auf keinen Fall schießen
sollte, gemächlich einen nach dem andern abzuknallen und
noch Witze dazu zu machen und die Preußen zu verhöhnen.
Aber dann kam für sie der Befehl zum Vorrücken, und nun
stürzten sie zuerst in dieses Haus, und da lagen die Sachsen
händeringend oben im ersten Stock auf den Knien, aber es
nützte ihnen alles nichts, und die Preußen in ihrer fürchtbaren
Schlachtenwut schwenkten sie aus den Fenstern heraus
und unten spritzte ihr Gehirn auf die Steinfliesen vor dem

Hause in die Höhe, und nicht einer von den Sachsen kam mit dem Leben davon.

Der Hauptmann antwortete klappernd und totenblaß: „Ach Gott, ach Gott, und was soll unsereins tun!“

„Napoleon setzt Euch immer an den bösesten Stellen ein“, sagte Karl zitternd vor Zorn, „und dankt Euch nie. Aber wie könnte er Euch auf die gefährlichsten Posten setzen, wenn er nicht ganz sicher wäre, bei den Deutschen schießt jeder auf Befehl seines Landestodfeindes auf den andern Deutschen und tut immer nur mit allen Mitteln seine Pflicht. Pflicht zum Mord am deutschen Bruder, weil es der Landestodfeind haben will! Mann, bleibt hier zurück und laßt mich allein. Ihr seid in Gefahr. Sucht Euer Gewissen und Euer bißchen erbärmliches Leben und was Ihr Freiheit nennt zu retten, so wie Ihr es vermögt. Ich will nichts mit Euch zu tun haben.“

Er sprang rasch durch die Weiden ins Freie, und vor ihm lagen Dörfer und gelbreife Felder, auf denen Menschen die Erntearbeit in vollem Fleiß verrichteten.

Auf seiner Reise zu seinem Heer, so schnell er konnte, mit der Post und zu Fuß, faßte ihn das starke Leben an. Im ganzen Lande konnte von nichts anderm mehr als nur vom neuen Kriegsbeginn gesprochen werden. Die Zaghaften schwiegen oder es gab keine mehr. Ja, Rußland und Preußen hatten furchtbar und unwiderstehlich gerüstet. Und Napoleon hatte gar keine neuen Bundesgenossen mehr gefunden, und England würde diesen ganzen Krieg für die Verbündeten vollständig bezahlen, und Oesterreich würde auch noch dazu kommen.

Karl ward trunken an diesem Reden, weil endlich immer alles so war, wie er es sein ganzes Leben hindurch gehofft hatte, und nie hatte er denken dürfen, so werde einst Wirklichkeit sein. In seiner Aufregung sprach er aber dagegen, als ihm die Sage von der nur als tot verkündeten, aber doch noch

lebenden Königin, die nun glorreich wiederkommen werde, allenthalben entgegengetragen wurde. Er fuhr im Wirtshaus hoch: „Sie ist tot und bleibt tot und kommt nie wieder. Und wir müssen unsere Schlacht ohne sie hienieden schlagen.“

Er erregte Murren und Entrüstung, und ein dicker Mann riet ihm, die Pfeife aus dem Munde nehmend, da möge dieser Herr getrost nur zu seinen Franzosen gehen, wenn er nicht einmal ihrer Königin das Leben gönnen wolle.

„Liebe Leute, ich möchte ja so gern“, sagte Karl. „Es ist nur zu schön, als daß ich glauben kann.“

Er hatte aber die Stimmung ganz gegen sich, und alles in diesem Wirtshaus rückte von ihm ab und ließ ihn verfehmt sitzen. Der Hitze wegen wollte er in der Nacht wandern. An der Haustür nahm ihn die Wirtin beiseite. Die Burschen hätten sich in den Hinterhalt gelegt, um ihn durchzuprügeln, wenn er des Weges komme. Sie zeigte ihm einen andern Weg durch den Wirtsgarten.

Niemand verzieh auch nur Zurückhaltung. Karl wurde scheel angesehen, bis er sich kurzerhand in die brausende Flut der Allmitteilung, des Alles=eins=fühlens stürzte. Er begann vom Zuge des schwarzen Herzogs und vom Krieg in Spanien zu erzählen. Da war er fortan der große Held, dem Blumen ins Knopfloch gesteckt wurden und Gläser zum wadern Anstoßen dargeboten. Er wußte nun, nein, nichts Trostreiches und Aufrichtendes durfte vorenthalten werden. Jetzt wurde ihm auch erzählt, daß sicherlich der schwarze Heldenherzog Friedrich Wilhelm bald mit seiner Totenkopfschar wieder erscheinen und im Norden als der Befreier auftreten werde.

Ein älterer Mann nahm ihn im Posthaus beiseite: Wie es im Norden in Wahrheit mit dem Kriege und auch mit dem schwarzen Herzog stehe, wolle er ihm anvertrauen.

Er stamme selbst aus Hamburg und habe alle Schreckenstage dort miterlebt.

Der russische Oberst Tettenborn hatte die Stadt Hamburg von der französischen Zwingherrschaft befreit. Aber die Franzosen zogen belagernd unter ihrem schrecklichen General Baudamme heran. Da hörten die Hamburger, daß der schwarze Herzog Friedrich Wilhelm auf Helgoland gelandet sei und nach Kriegsteilnahme dürste, und der Oberst Tettenborn war für Verteidigung gegen eine Belagerung nicht geeignet. Herzog Friedrich Wilhelm folgte auch dem Ruf der Hamburger und konnte in ihre Stadt einschlüpfen. Aber nun wollte der Oberst Tettenborn nicht gemeinschaftlich mit ihm wirken, und Herzog Friedrich Wilhelm zog wütend wieder ab. „Und unsere Stadt fiel“, sagte der Hamburger Bürger, „und Schweden und Dänen sind bei uns ein- und ausgezogen; jeder versprach hochheilig Hilfe, und Hamburg müsse gerettet werden. Aber danach zog jeder doch wieder ab, denn Hamburgs Rettung lag nicht im Plan der Schwedischen oder der dänischen Politik. In dem der englischen auch nicht, denn England hätte sehr leicht Hilfe bringen können. Die Russen machten sich davon und die Dänen rückten auf die französische Seite, und Frankreich hatte ihnen als Preis für ihre Hilfe Norwegen als dänisch zugesichert. Aber der schwedische Kronprinz Bernadotte, der ein Verbündeter von Rußland-Preußen war, ließ seinen schwedischen General Döbbeln, weil er auf eigne Hand Hamburg zu Hilfe in die Stadt eingerückt war, sofort mit seiner ganzen Truppe abberufen und sogar vor ein Kriegsgericht stellen. So ist Hamburg dann erbarmungslos der Spielball und nur der Spielball der teuflischsten Politik gewesen. Aber über ihm liegt nun das Strafgericht Napoleons. Napoleon selbst hat befohlen, daß Hamburg achtundvierzig Millionen Franken Strafe zahlen soll. Alle Hamburger haben zuerst gedacht, daß eine solche Summe niemals gezahlt

werden kann, und sie wird nur zum Schein und zur Einschüchterung gefordert. Und bis Hamburg diese Summe aufbringen könne, hätten die Verbündeten längst gesiegt. Aber die Summe ist sofort über Nacht eingetrieben worden, und bis gezahlt war, wurden alle Lagerhäuser vollständig geplündert, an allen Vorräten, Tuch und Baumwollenzug, Leinwand, Holz, Kohlen, an allen Nahrungsmitteln und an allem Schiffsbauholz. Das alles mußten nun die Hamburger mit schwerem Geld wieder auslösen. Weil aber nun in der Festung zu viel Mäuler waren, die gestopft werden mußten, wurden alle Armenhäuser und die Krankenspitäler ausgeleert und die Armen und Kranken einfach zur Stadt hinaus ins Elend getrieben. Der Prinz von Cämühl, Davoust, ist aber Hamburgs Folterknecht, und unsere Stadt vergiftet niemals, was ihr dieser Name bedeutet. Ich, mein lieber Herr, stehe auf der Liste der Geächteten, die erschossen werden, wenn man uns fängt. In Bremen sind die Bürger Berger und Finkh erschossen worden, nur, weil sie wahre Leute waren, und aus Blutdurst und um der Abschreckung willen, trotzdem Bremen nie von Frankreich abgefallen war, weil es gar keine Gelegenheit dazu hatte. Aber die Franzosen wollen noch schnell Deutschland völlig zugrunde richten.“

Dann kam die Kunde: Die Lüthower Freischar war vernichtet worden, sie, die Blüte und der Stolz des Volkes, seine besten Jünglinge. Die jungen Männer der gebildeten Stände hatten sich in ihr zusammengeschlossen; sie bekleideten und bewaffneten sich selbst. Nun war ihre Schar durch Verrat vernichtet. Einer sagte zum andern: „Der Napoleon hat sie zu vernichten ausdrücklich befohlen, und er verfolgt sie mit seiner schlimmsten Wut, weil die Lüthower nicht bloß Preußen, sondern die Franzosenfeinde aus dem ganzen Deutschland sind, und sie sind das Wahrzeichen für das geeinte Deutschland.“

Sachsen und Westfalen, Bayern und Württemberger und viele Rheinländer sind dabei. Napoleon aber hatte befohlen, sie zusammenzuhauen, und ihre Vernichtung seinen Generalen besonders eingeschärft. Weil sie aber zu Beginn des Waffenstillstandes in Bayern waren, denn sie wollten sich gerade auf die Stadt Augsburg werfen, so hatten sie nun einen weiten Weg zurück durch feindliches Land bis in die Mark zum General Bülow, bei dem sie den Waffenstillstand abwarten sollten. So mußten sie auch durch Sachsen, und in Sachsen sollten sie vernichtet werden. Die Franzosen haben aber nicht gern selbst an die Blutarbeit gewollt; doch der württembergische General Normann hat sich bei Rixen vor der Stadt Leipzig auf sie gestürzt, und der französische General Arrighi hatte ihn gestachelt und aufgeheßt. Alle Lühower, die nichts ahnten und sorglos auf die Rückkunft ihres Unterhändlers warteten, daß sie an Leipzig friedlich vorbeizögen, sind überrascht worden. Sie haben noch, als der General Normann anrückte, gerufen: ‚Bringt Ihr Frieden?‘ und der Normann erwiderte: ‚Auf mein Ehrenwort, ich tue Euch nichts.‘ Aber als er ganz nahe bei den Lühowern heran war und ihre Flanke erspäht hatte, schrie er plötzlich: ‚Drauf!‘ und die Lühower wurden alle niedergehauen und gefangen oder getötet. Nur der Oberst Lühow ist von seinen Getreuen aus dem Gefecht herausgerissen worden, weil er doch nimmermehr verlorengelassen durfte. Sonst haben sich höchstens noch hundert Lühower retten können. Alle übrigen sind dahin, die Blüte und der Stolz und die Herrlichkeit von ganz Deutschland. Aber für diese Freveltat wird Napoleon noch ganz besonders vor den Richterstuhl Gottes gerufen und schon hienieden in die Acht erklärt werden. Und dann kann ihn jedermann todschlagen, wer ihn findet, und wenn nun er Widerspruch gegen die Acht erklärt, dann wird auch ihn niemand hören.“

Karl setzte über die Oder, um die französische Waffenstillstandslinie zu umkreisen, umfuhr Breslau und kam über den Fluß zurück, um zu seinem Heer zu gelangen. In Frankfurt hatte er sich eine Uniform beschafft.

Breslaus Türme ragten als stolzes Siegesversprechen; diese Stadt hatten die Franzosen wiedergeben müssen. Für Karl waren die Türme nur schmerzliches Wahrzeichen, und alles Leben war wunderbar und unbegreiflich. Er saß am Ufer, um auf die Fähre zu warten, rührte den Erdboden an und betete: Du meine heilige deutsche Erde, werde frei! Ich habe dir nicht dienen können, so wie ich wollte. So will ich nun als dein treuester Sohn gern für dich sterben.

Die Soldaten, die mit ihm über den Fluß wollten, sangen freudig: Frisch auf, Kameraden! und waren alle mit Sträußen an den Hüten und Mützen bekränzt.

Jenseits des Flusses traf Karl sofort auf Kameraden, die erstaunt standen; sie hatten ihn längst aufgegeben. Er sagte ihnen nun, er sei damals von den Franzmeiern gefangen worden; aber nun sei er ihnen endlich entwischt.

Sein Regiment quartierte ein paar Stunden von der Oder entfernt. Karl ging zuerst zu Alexander Nienburg, dessen Wohnung an seinem Wege lag. Er war daheim.

Ja, diesmal war alles wahr, die großartigen preußischen und russischen Rüstungen, die österreichische Bundesgenossenschaft und das englische Geld! Morgen sei der Waffenstillstand zu Ende und der Krieg hebe wieder an, und der Waffenstillstand sei schon feierlich aufgekündet worden. Auch aus Spanien waren die Franzosen vollständig und schon über die Pyrenäen zurück vertrieben worden. Und die Verbündeten zogen mit einer halben Million von Streitern zu Feld und hatten damit endlich die entschiedene Übermacht. Das französische Heer sei tief entmutigt, aber das preußische des Jubels voll.

„Nun“, sagte Alexander, „was ist Ihnen widerfahren? Freund, erzählen Sie.“ Er war strahlend in Freude; nun leuchtete sein weißes Gesicht.

Karl sah erregt auf ihn, und wie er nun seine Geheimnisse mitteilen sollte, wurde ihm jede Offenbarung schwer, und sein Sinn klagte: Wäre ich doch gestorben oder stürbe jetzt an diesen Freudennachrichten! Es kommt nicht auf mich an, und ich bin dennoch ein gerichteter Mann.

„Was ist Ihnen?“ fragte Alexander erschrocken.

„Es geht vorüber“, sagte Karl, der sprechen wollte und ansetzte und wiederum versuchte und endlich eine Form fand. Da Alexander schon von seiner Schwester die Hergänge erfahren würde, so wollte er ihm nur sofort alles erzählen und ihn um seine Wiedermeldung bei der Truppe um Rat fragen.

„Ich habe Napoleon töten wollen und es ist mißglückt. Ich bin gefangen und zum Tode verurteilt worden, aber ich bin entkommen, das heißt, befreit worden, und ich habe vor Napoleon gestanden, und er hat mich befragt.“ Er sagte das Ganze an.

Alexander war erschüttert der Meinung, die auch Karl gehabt hatte, daß Gneisenau entscheiden solle.

Karl sagte: „Ich war doch Deserteur.“

„Und nun“, sagte Alexander, „müssen Sie an meiner Freude teilnehmen, daß meine Frau bei mir ist. Sie wagte die Reise und setzte einen Paß für sich nach Breslau durch, und heute und morgen ist sie bei mir.“

„Erzählen Sie ihr alles, später, aber heute nicht, bitte, nicht in meiner Gegenwart. Mir ist so wirr.“

Alexander fragte gütig: „Wollen wir lieber erst zu Gneisenau?“

Karl erwiderte hastig: „Nein, nein.“

Lisma, die von Karls Eintreffen gehört hatte, kam selbst. „Daß Sie uns wiedergekommen sind! Kann uns ein schöneres Zeichen für unsern Wiederanfang werden?“

„Ich war gefangen“, sagte Karl gepreßt, und Lisma sah schnell ihren Gatten an, verstand und wechselte liebenswürdig den Gesprächsgegenstand. „Ich habe in Breslau gespielt, denken Sie, sonst hätte ich keinen Paß bekommen. Wenn sich jezt alle liebenden und sehnsüchtigen Ehefrauen auf den Weg machen wollten! Ich hatte auch Gewissensbisse und habe noch immer welche, aber ich wollte durchaus hierher und wurde verwegen und wagte es, weil ich es tun konnte, und weil es mir glückte. Guter Gott, was ein Herz aushält! Aber zulezt doch nicht mehr allzu viel; es wird auch sehr abgenüht. Ach, Lieber, wenn wir jezt nicht siegen, so bricht es entzwei. Aber das ist auch ein großer Trost.“

Sie war verklärt und großartig, sehr glücklich; doch in ihrem inneren Sein nur zart anzufassen. Sie war sehr schön, trug kostbare und vornehme Kleidung, sah fürstlich aus. Alle warme Zärtlichkeit von einst kam Karl für sie wieder; er liebte sie voller Teilnahme und innig; er dachte, daß sie noch viel an Qual und Verwirrung erleben könne. Alexander mochte fallen, und lebte er und sie mit ihm, so war ihr Leben auch nicht leicht. Karl dachte, wenn eine Frau hochherzig sein wollte gleich einem Mann, so war ihr Leben sehr schwer.

Lisma sagte: „Ich habe nun in Breslau die Iphigenie und die Maria Stuart und die Prinzessin in Tasso gespielt, aber schon die Jungfrau von Orleans ging wegen der französischen Kampfesverherrlichung nicht an. Wir haben nur den Tell, der von deutschen Freiheitskämpfen spricht, und damit ist es auch eine mißliche Sache. Denn es handelt sich um Deutsche gegen Deutsche und um den Abfall der Schweiz vom Deutschen Reich. Aber das merkt niemand bei uns. Für unsern eignen Freiheitskampf haben wir nichts.“

Karl sagte betrübt: „Wir hatten Kleist, aber sein Werk ist tot. Seine Stücke sind nicht einmal gedruckt, und sein großes Werk vom Freiheitskampf gegen den Eindringling auf deutschem Boden, die Hermannschlacht, kennt kein Mensch, daß sie nur da ist. Aber sie müßte nun von allen Bühnen rauschen.“

Lisma antwortete herzlich: „Wir kämpfen nun, damit einmal auch große deutsche Dichter von deutschem Leben künden.“

Alexander empfand sich als verantwortlich für Karls Unruhe und erhob sich, um Pferde zu bestellen. Karl nähme wohl sein zweites. Sie könnten nun sofort zu Gneisenau. Er ging.

Lisma sagte: „Es steht uns Außerste mit jedem von uns; diese letzten Jahre waren sehr viel. Gott sei Dank, wir müssen nicht mehr lange leben.“

Sie wandte sich unwillkürlich immer der Tür zu, durch die ihr Geliebter gegangen war und wiederkommen würde. Karl wußte nicht recht, wie er sie anreden sollte, und half sich mit dem Vornamen aus. Sie würde ja doch nicht Fürstin oder Prinzessin sein und sollte auch nicht, vor seinem Gefühl. Sie war ganz für sich.

Alexander kam wieder. „Wir können aufsitzen.“ Heiterkeit kam über ihn: „Freund, es ist ja wahr, daß Sie uns wiedergeschickt sind!“ Er wandte sich an seine Frau. „Liebchen, wir kommen leider erst in der Nacht zurück.“

„Ich nicht“, sagte Karl hastig, „ich will sofort zu meiner Truppe, sobald ich nur darf. Lassen Sie mich nur; ich finde mein Unterkommen.“

Erst im letzten Augenblick wurde er befreit auch Lisma und des Anspruchs, den sie an sein Gefühl erheben durfte, wirklich gerecht. „Ich will Sie nochmals sehen, und wenn es nicht mehr dazu kommt, liebe, so hochverehrte Frau Lisma,

es kann ja das letzte Mal sein, daß ich vor Ihnen stehe, — — ich danke Ihnen von Herzen. Es war so schön, daß ich Sie kennen durfte und daß Sie sind, wie Sie sind.“

„Ach, ich wünschte, Sie sollen ganz glücklich sein“, sagte er noch. „Nehmen Sie mein Glück, das sich mir nie ergab. Ich schenke es Ihnen gern.“

Lisma antwortete: „Sie sollen glücklich sein; ich helfe mir schon. Wir wollen noch manche Zeit als gute Freunde miteinander gehen.“ Ihre Lippen zuckten; er küßte ihr die Hand.

Alexander rief schon von draußen: „Na, lieber Freund?“

Er kam und sie saßen auf. Sie ritten zuerst schweigend. Dann sagte Alexander: „Freund, wenn wir fallen, — was uns das Leben bieten konnte, haben wir doch gehabt.“ Karl hatte ihm kurz von Anna erzählt. Karl konnte nichts erwidern; er sehnte sich zum Herzerzpringen nach seiner toten Liebe.

Sie fanden Gneisenau nach langem Ritt und traten zu ihm ins Zimmer, wo er jetzt noch, fast in der Nacht, arbeitete. Er gab den Freunden Gehör. Er war umstrahlt, sicher und siegesfroh und wie der schönste Deutsche. Er war der Bringer des neuen Preußens.

Karl erzählte von seinen Erlebnissen, die Gneisenau bewegten. Vor allem die Tatsache seiner Vorführung vor Napoleon, die Karl mit allen Einzelheiten ausführlich darstellen mußte. Gneisenau sagte, ja, auch die Österreicher, vor allem ihr bevollmächtigter Minister, Metternich, der mit Napoleon eingehend zu tun gehabt hatte, behaupteten nun, er greife jetzt nach allen Seiten nach Stützen um sich, auch innerlich.

„Ja“, sagte Karl, „aber als ich vor ihm stand, war es doch gewaltig.“

„Lassen Sie uns noch gelten“, bat Gneisenau lächelnd.

„Herr General“, antwortete Karl feurig, „wir sind doch Deutsche und ich bin doch hier!“

Er senkte das Haupt und murmelte beschämt: „Ich wollte es auch um Scharnhorsts willen tun.“

Gneisenau stützte an Karls Darstellung von der Einheitlichkeit alles Lebens um Napoleon. „O, allerdings! Diese Glücklichen! Da befiehlt nur einer. Er, der es kann.“ Er hob sein schönes Haupt. „Wir müssen dennoch siegen. Nicht der Befehlende siegt, sondern die unausdentbare Volkskraft. Sie ward uns endlich frei.“

Karl sprach davon, wie sein Herz nicht zur Ruhe kommen könne, daß Napoleon immer Deutsche gegen Deutsche heße, und nur mit ihnen könne er seine Kriege führen. Das sei sein Fluch.

Gneisenau sagte leidenschaftlich: „Aber beten wir, beten wir wie um nichts sonst in der Welt, daß dieser Krieg nicht zu lange dauert. Denn sonst mag Gott wissen, was aus uns allen werden soll. Das Blut der Männer, die den Dreißigjährigen Krieg fochten, steckt ganz gewiß noch in uns allen, und wenn der Krieg jahrelang dauert, so wird es daselbe Grauen und dieselbe Ermordung sein, nur noch aus Stumpfsinnigkeit und Wildheit so wie damals, und unser Erbfeind sieht wieder hohnlachend zu. Wir haben dazu auch noch Rußland.“

Er seufzte: „Wann kommt Deutschland über sich ins Reine? Da fließt noch sehr viel Blut. — Aber diesmal schaffen wir es“, sagte er mutig.

Die schwebende persönliche Frage tat er kurzerhand ab. Karl solle sich ohne weiteres wieder bei seinem Regiment melden. Niemand werde Fragen stellen. Er gab Karl sogleich die Befehle mit. Jetzt habe auch zu Fragen niemand Zeit.

Karl ging beruhigten und freudigen Herzens durch die Augustnacht seinem Regiment zu, das ihm wie Heimat

leuchtete. Er lächelte. Napoleon hatte gemeint, ihn mit einer Rede von einigen Minuten zu seinem Sendboten zu machen!

Seine Qual, die ihn so verstieß, um seines Willens zum Unmöglichen, fiel von ihm ab. Er wollte leben und war Deutscher.

Er kam erst mit dem andern Morgen in Nimptschen an. Beim Einschwenken in die Straße zu seinem alten Quartier traf er seinen rangältesten Unteroffizier, denselben, den er in Böhmen mitgehabt hatte. „Herr Leutnant!“ Der Mann stand in voller Aufregung sofort stramm, sofort meldend, was sich damals mit dem Transport und mit den Nachforschungen nach dem Herrn Leutnant zugetragen hatte. Karl nahm die Meldung an, war wieder Offizier und sagte heiter: „Ja, ich bin von den Franzmeiern gefangen worden. Aber hinter Kassel bin ich ihnen wieder entwischt. So weit hatten sie mich schon geschleppt.“

Er trat in seinem Regiment sofort wieder an die alte Stelle zurück, hoch willkommen beim Mangel an geübten Offizieren.

Schon tags darauf geriet das Heer an den Feind.

Seinen ersten großen und ganz schweren Tag erlebte das schlesische Heer unter Blücher, Gneisenau und York und mit den Russen unter Sacken und Langeron am sechsundzwanzigsten August an der Raabach, zehn Tage nach Wiederbeginn der Kämpfe. Napoleon hatte zuerst selbst die Unternehmungen hier geleitet, bis er, gegen das von Böhmen her anrückende Hauptheer der Verbündeten nach Dresden abberufen, seinen Marschall Macdonald als Oberbefehlshaber einsetzte. Gerade Macdonald sollte seinen Untergebenen York, der ihn bei Tauroggen aufs schmachlichste verraten und im Stich gelassen habe, nun schlagen, fangen und ein-

liefern. Aber Yorks Heer stürzte das Macdonaldische in die vom Unwetter zum reißenden Strom angeschwollene wütende Reihe. Diese Schlacht wurde um dieses Unwetters willen, das aber für die Preußen stritt, nur mit Kanonen ausgefochten und im fürchterlichsten Nahkampf. Denn die Gewehre versagten; da rasten die Männer von beiden Seiten mit äußerster Wut mit den Bajonetten ineinander ein, oder um die Kolben der unnütz gewordenen Gewehre auf den Köpfen der andern zu zerschmettern.

An der hier in die wütende Reihe einströmenden Raibach fochten die Russen tapfer und hingebungsvoll unter ihrem General Sacken. So wurde ihnen zu Ehren die Schlacht genannt. Der zweite russische General, Langeron, ein französischer emigrierter Graf, hatte an diesem Tage schon die Kanonen weggeschickt, um den Rückzug vorzubereiten. Er wurde von den Franzosen geworfen. Aber der Sieg war dennoch entscheidend. Allein an Gerät fielen den Siegern einhundertunddrei Kanonen, zweihundertundfünfzig Munitionswagen und alle Lazarette und sämtlicher Proviant des Feindes zu. Dessen Scharen, was davon noch übrig war, flüchteten zersprengt und abgemattet nach Dresden.

Vor dieser Stadt war aber am gleichen Tage, am sechs- undzwanzigsten August, das verbündete Heer, Preußen, Russen und Oesterreicher, von Napoleon geschlagen worden. Er schickte ihm zur Verfolgung seinen General Vandamme nach. Er hatte selbst die Verfolgung leiten wollen, als ihn Unwohlsein anfiel. So fuhr er nach Dresden zurück. Sein General mochte wohl dieses verwirrte, kopflos fliehende geschlagene Feindesheer vollends auseinandersprenge.

Aber Vandamme widerfuhr das beispiellose Geschick, daß sein siegreiches, verfolgendes Heer von diesen abgematteten, aufgelöst fliehenden Feinden in den Kesseln von Kulm und Rollendorf gänzlich umstellt wurde. Nur ein

einziges französisches Reiterregiment rettete sich durchbrechend noch. Der preußische König selbst hatte die Schlachtentscheidung erkannt; sein General Kleist führte sie durch. Aber so wunderbar war dieser Tag, daß Kleist in Verzweiflung nur noch daran dachte, sich zu erschießen, weil alles verloren sei, als ihm gemeldet wurde, der Feind sei vernichtet.

Um Preußens Hauptstadt Berlin aber ward in drei großen Schlachten gekämpft. Am dreiundzwanzigsten August bei Großbeeren. Am sechsundzwanzigsten, dem Tage der Raabach und Dresdens, bei Hagelsberg. Am sechsten September bei Dennewitz. Napoleon hatte zu seinem Marschall Ney gesagt, er solle sich die preußische Krone in Berlin holen. Aber sie war nicht mehr zu haben.

In diesen drei Schlachten bei Großbeeren, bei Hagelsberg und bei Dennewitz siegte die ungeheure losgebundene Tapferkeit des preußischen Heeres, auch der Landwehr, die nun Schlachten zu schlagen gelernt hatte. General Bülow's großartige und nie versiegende Tapferkeit befehligte bei Großbeeren und Dennewitz. Bernadotte, der schwedische Kronprinz, Oberbefehlshaber über die Nordarmee, kam erst zur Vollendung der Siegesarbeit. Die Franzosen hatten in bedeutender Überzahl gekämpft.

Hagelsberg, dessen Entscheidungstag sich auch unter den losgelassenen Regenschürmen dieses aufgewühlten Sommers vollzog, war nur wütendes Hinschlachten. Hier versagten sogar die Kanonen. Nur die Totschlägerarbeit verrichtete ihr Werk ohne Gnade. Über die Pyramidenstufen der Leichen kletterten die Sieger zur besetzten Stellung der französisch befehligten Eindringlinge. Die Racheschlachten auf deutschem Boden waren alle in diesem Kriege entsetzlich.

Jedes der verbündeten Heere aber sollte, so war der Kriegsplan, dessen Entwurf dem preußischen Generalfeldmarschall von Ansebeck zugeschrieben wurde, immer stets

vor Napoleon selbst zurückweichen. Er würde sich dann zur andern Seite wenden, von wo ein andres verbündetes Heer bedrohte. Dann zog ihm das erste nach. Nur war die Voraussetzung dieses Plans, daß er nie zermalmend auf ein Heer fiel, wie sich beinahe bei Dresden zugetragen hatte, und daß auch keiner seiner Unterfeldherrn die Flügel dieser berühmten Zwickmühle zerbrach. Aber die Verbündeten meinten, daß sie die napoleonischen Unterfeldherren als nur tapfere Truppen Soldaten ohne strategische Bildung, ohne das Wunder des Genies überwinden könnten. Geschick bestätigte die Meinung.

Der September ging furchtbar unter Kämpfen hin. Viele Menschenöhne fielen täglich, damit diese Erde endlich doch nicht mehr wie in den letzten zwanzig Jahren ohne Unterlaß Menschenblut trinken sollte, wenn sie nicht an ihren Unterdrücker hinsinken wollte. Das schlesische Heer achtete aller Hilferufe nicht, die seine Kraft ans Hauptheer in Böhmen ziehen wollte. Es rückte ins nördliche Sachsen ein und riß mit dem furchtbaren Elbübergang bei Wartenberg das Nordheer unter dem schwedischen Bernadotte sich nach. Das Hauptheer war im Kulmer Kessel in Sicherheit. Napoleon selbst ritt zweimal hin um einzusehen, daß dieser Schlachtplatz nicht zu bezwingen sei.

Endlich zogen sich sämtliche verbündete Heere um Napoleon zusammen. Er mußte Dresden aufgeben; die verbündeten Heere hätten ihn hier zerdrückt.

Alle Teile bereiteten sich, in der großen deutschen Schlachtenebene von Leipzig die Entscheidung zu schlagen.

Am Abend vor der Schlacht bei Leipzig, die aufrollte wie die große Vorstellung im Erd- und Himmelsdämonentheater, lag Karl am Feuer der Beiwacht, schlaflos, trotzdem

ihm müde und abgeschafft war wie jedem Mann im schlesischen Heer nach diesen verzweifelten Märschen.

Immer brannten die Nächte hindurch ringsum am Horizont Dörfer ab. Karl war dieses Unblicks gewohnt. Er hatte nun zu allen Stunden, Zeiten und Heiligkeiten diese Flammenburgen von nahe und fern gesehen. Soldatenfeuer sollten nicht anzünden, so behaupteten die Soldaten; sie taten es nur immerzu. Heute hob sich nach den endlosen Güssen und Unwettern dieses aufwühlenden Spätsommers feierlich auch der Himmel in Vorbereitung klar zum Dome auf.

Jeder in allen Heeren, die sich hier schlagen wollten, und außer dem türkischen waren hier alle Heere Europas zusammengekommen, wußte, was diese Schlacht galt. Die Gebildeten unter den Soldaten sprachen von der Schlacht auf den katalaunischen Gefilden zwischen Attila und den Franken und jeder Soldat der verbündeten Heere davon, daß Napoleon in den folgenden Tagen gefangen genommen werden müsse. Nun, nachdem ihn einzuschließen geglückt war, konnte er nur noch besiegt werden. Denn die Heere, die er einzeln nicht hatte besiegen können, mußten ihn vereint nun zerbrechen.

Die Preußen glaubten schon deshalb an Sieg, weil sie nun an Siegen gewöhnt waren.

So schone des Einen nicht mehr, betete Karl. Unsere Prüfung war übermenschlich groß.

Neben ihm vergruben zwei seiner Soldaten ihre Spielkarten. Spielkarten sollten Kugeln anziehen. Aber sie mußten sich diese Stelle für nachher merken. Karl lächelte. Wo waren diese beiden Musketiere morgen, und was würde sich über diese Stelle hingewälzt haben? Karl kannte zu genau Schlachtfelder nach der Schlacht.

Alexander Nienburg, der 1809 bei Wagram mitgekämpft hatte, hatte Karl von diesem Schlachtfeld erzählt. Kaiser

Franz von Osterreich sei mitten hindurchgefahren, als er sich nach der Schlacht zur Unterredung über den Waffenstillstand zu Napoleon begab. Die Schlacht hatte sich über hohe reife Kornfelder hingewälzt, deren zerstampftes Korngestrüpp sich von den Kanonenkugeln entzündete und vollständig mit den Toten und Verwundeten in ihm verbrannte. Der Anblick dieser verkohlten Greuelfelder habe des österreichischen Kaisers Mut zerbrochen, so daß er sich sogleich allen Bedingungen Napoleons unterwarf und fortan nichts mehr von Krieg hören wollte. Jetzt, für diesen Kampf, sei er nur mit äußerster Mühe zur Teilnahme zu bringen gewesen.

Ja, dachte Karl, und mit seinem schnellen Frieden damals gab er uns in Franken und seine treuen Tiroler preis.

Er stand auf und ging zwischen den Schlafenden umher. Viele außer ihm wachten; manche still, manche redeten mit den Kameraden. Andre summten das Lied dieses Feldzuges: Frisch auf, Kameraden, und dann und wann auch ein geistliches Lied.

In der Beiwacht 1809 war Otto Vossar zu ihm gekommen, und sie hatten in die Sommernacht hineingeredet und geplaudert. Karl wandte sich rasch um, als müsse Ottos lange Gestalt durchaus von den Bäumen dort herübergestakt kommen. Aber Otto war tot, an der Raßbach gefallen. Karl hatte ihn noch getroffen. Spät bei der Verfolgung rief ihn ein russischer Reiter lachend an: „Karle!“ Karl fuhr herum und hatte den Ton sofort erkannt und hatte immer auf Otto gewartet und nun war er da. Otto winkte noch mit dem Säbel, da tötete ihn eine Kugel, daß er umsanf und es war, als habe er nicht dem Freunde, sondern dem Tode zugewinkt. Karl konnte auch nachher nicht zu ihm.

Friedrich Haßfelde stand im Stabe Bülow's. Karl hatte ihn auf der Reise nach seiner Flucht treffen können und hatte den Umweg gemacht, vor allem, um ihm zu sagen: „Ich bin

in Kassel gewesen und habe mein Versprechen gehalten, und, Lieber, du lieber Freund, gehe zu deiner holden Prinzessin, und sie wird dich lieben, und ihr Vater wird deine Werbung erhören und ihr sollt sehr, sehr glücklich sein.“ Er sagte ihm ruhig, seine Gewähr sei das Wort der Prinzessin Georgette, und Friedrich in seiner Überseligkeit verwunderte sich nicht.

Jetzt dachte Karl, vielleicht könnten die Götter diesen verschonen, auch, um die beiden schönen und guten Menschen, ihn und seine Sophie, als ein Beispiel und zur lieblichen Nützlichkeit für diesen armen Stern aufzuheben, und vielleicht gaben sie sich auch mit dem Opfer Otto Lossars zufrieden und daß auch er, Karl, zu gleichem so willig war. Karl glaubte in seinem Gemüt, daß auch Alexander in diesem Feldzug fallen werde.

Er war auch bei den Eltern gewesen. Der Vater war in seine gläubigen Grübeleien ganz versunken, die ihn schon hienieden erdentrückend einhüllten. Er hatte sich aus dem Amt zurückgezogen. Er verwunderte sich nicht, daß der Sohn zu ihm ins Zimmer trat. Die Mutter war körperlich zum Hauch geworden. Sie sagte ihm: „Ich habe oft gedacht, Du könntest einen solchen Gedanken fassen. Aber er konnte nicht ausgeführt werden. Wir müssen nun alle unser Schicksal zu Ende gehen.“

So sann Karl dahinwandelnd. Ein Kamerad kam zu ihm. Da könne mancher nicht schlafen, aber es sei doch am besten, sich einzuwickeln und hinzulegen. Sie würden morgen wieder das schwerste Stück Arbeit bekommen.

Sie besprachen ruhig, selbstverständlich bitter wie gewohnt, was von der schwedischen Hilfe unter dem Kronprinzen Bernadotte zu halten sei, der keinem Franzosen gern ein Haar krümme, in der Hoffnung auf den französischen Kaiserthron nach Napoleon. Der Zar habe ihm die französische

Kaiserkrone auch fest zugesagt. Auch Langeron sei natürlich mit seinen Truppen und Kanonen nicht heran.

„Wer darf sagen, ob wir siegen?“ meinte Karl. „Napoleon kann noch durchbrechen. In die Flucht schlägt er uns freilich nicht mehr. Wenn wir an unsere Fehler denken, so möchte einer immer nur stracks verzweifeln. Schon, weil so viele Menschen, nach Tausenden, durch Klugheit gespart werden könnten. Aber Kriege können nicht fehlerlos geführt werden. Im obersten Befehl stellen sich immer die Irrtümer von allen dar. Er ist wie die Masse und die Masse ist wie er. Aber der französische Sinn ward besiegt.“

Sie saßen am Feuer, der Stadt zugewandt, deren Türme schweigend der furchtbaren Entscheidung entgegenharrten. Über ihre Lippen kam nun nichts mehr wie das gewöhnliche Lagergespräch.

Karl streckte sich aus, suchte mit den Händen die Erde, streichelte und betete: „Segne, segne Du mich.“

Er ward im Sturm auf Mäckern in seiner linken Seite verwundet. Den ganzen Tag hindurch hatten die Franzosen in den fürchterlichsten Kämpfen um das Dorf Mäckern die Stellung zuletzt doch immer wieder gegen das schlesische Heer erobert. Da setzte York am Abend seine letzten Reserven ein. Nach diesen allerletzten Kräften hatte er nichts mehr. Diese letzten errangen den Sieg.

Die Franzosen wurden aus dieser Schlachthauptstellung endgültig geschlagen und aus Mäckern vertrieben.

Das Yorksche Heer war zerfegt.

Am Abend des achtzehnten Oktobers neigte sich Karls Leben. Es war um die Abendstunde, zu der Kaiser Napoleon auf einem Holzschemel am Wachtfeuer in der Nähe der Tabaksmühle zu Thonberg saß, die Hände zwischen den Knien herabhängend, vor Erschöpfung leicht eingeschlummert. Im Halbkreise standen stumm seine Generale um ihn; das

Wachtfener beschien den Kaiser und auch sie. Sie wußten, daß dieses Kaiserreich nun aus war, und dachten, daß aber sie sich jedenfalls zu retten wissen würden.

Napoleon fuhr aus seinem Schlaf auf, warf einen dunklen Blick scheu um sich, erhob sich und gab halblaut noch einige Befehle für den Rückzug morgen aus der Stadt Leipzig und aus Deutschland heraus. Die Stadt sollte, um den Rückzug zu decken, noch für einige Stunden des nächsten Tages gehalten werden. Die Straße nach Westen, über Merseburg, sei offen.

Napoleon hob sich auf sein Pferd und ritt nach der Stadt zurück.

Karl lag hinter Birkengebüsch an einem Wässerchen, zu dem er hinabgekrochen war. Die Schlacht hatte sich von ihnen, den Toten und Verwundeten, fort bis dicht an Leipzig herangezogen. Die Toten und Verwundeten lagen unverorgt. Manche schrien, und von Zeit zu Zeit brachen Röcheln, Stöhnen und solche Jammerrufe bis zu Karl durch oder Hilfesgeschrei, wenn sich Gestalten, die plündern oder helfen wollten, übers Schlachtfeld bewegten. Die meisten Verwundeten lagen geduldig still, auch halb oder ganz benommen.

Karl hatte sich die Nacht und den Tag hindurch und wieder Nacht und Tag gequält. Hunger hatte er nicht empfunden, nur Durst, und darum war er auch zu diesem Wässerchen hinabgekrochen. Regen hatte ihn erquickt und durchschauert, und danach war die Oktobernacht eiskalt. Karl hatte gefühlt, wenn er sich hier herunterwälzte, als zerreiße die Kugel in seinem Innern bei jeder Bewegung Blut und Leben. So konnte ihn nur der schreckliche Durst verführen, seine völlige Ruhe aufzugeben. Jetzt war ihm ganz geborgen und wohl.

Am Bach lagen noch mehr still gewordene oder stöhnende französische und deutsche gegnerische oder verbündete Soldaten.

Sie hatten den Tag über viel immer ferner hinziehendes Hochrufen gehört, und zu Mittag gestern in der Stadt Leipzig Glockenläuten, das sie nicht deuten konnten. Allerdings war Sonntag gewesen. Aber der Sieg mußte für die Verbündeten gewonnen sein, denn die Schlacht schnürte sich unzweifelhaft um Leipzig enger und enger.

Die Dörfer brannten alle ringsum und schlossen dieses gewaltigste Lohe- und Kampfesfeld als Dämonenschlachtplatz von der stillen Nachtruhe der weiten Welt draußen ab. Karl hörte auch Knistern und Sausen von Flammen, denn hinter hohen und schönen Bäumen und zwischen ihm und der Stadt brannte in der Nähe stark und unbeirrt ein großes Gehöft nieder. Die Bäume standen schwarz noch unangegriffen und sehr feierlich in ihren schönen Formen vor der grellen Lohe. Karls Sinn mühte sich damit ab, daß diese Bäume durchaus nicht anbrennen sollten. Ihm war nicht mehr klar; zumeist verfiel er in Bewußtlosigkeit. Wachte er auf, so tastete er in der schneidenden Kälte nach Mantel und Zudeck, nur etwas Stroh. Aber da war nichts, und er ließ alle Versuche sein. Fieber schüttelte ihn; er verdämmerte und erwachte neu. Vielerlei kam und ging durch sein Herz.

Er erwog: Müssen immer Heimstätten brennen und fleißige Menschen zur Verzweiflung kommen, und baut die menschliche Kraft Deutschland wieder neu auf, und diese furchtbare Zerstörung wird doch einst Sage?

Krieg! Krieg! Wird Krieg immer höchstes Entzücken der menschlichen Herzenswildheit sein, und sie zu haben ist niemals aufzugeben, und sie ist immerdar des Menschen heißestes Gut? Gott, warum hast du die Menschen nicht gut geschaffen und forderst nun immer Gutsein von ihnen?

Er legte sich still lächelnd zurecht. Jedes Körpergefühl von Kälte und Schmerz verschwand; ihm ward ganz leicht. Der Sinn der Welt war doch nicht schwer zu enträtseln;

nun brauchte er seine Klarheit nur noch zu formen. Da war die Schwierigkeit.

Er war aber doch froh und beglückt.

So war Deutschland frei und die Schlacht geschlagen, nach der er sich so sehr gesehnt hatte. Gott, du hast mich gewürdigt, mein Schicksal zu schauen und Deutschlands, und was ich konnte, durfte ich tun.

Fernes Schießen da und dort von einigen Kanonen oder was es war, dröhnte dumpf auf in der Luft, und der Erdboden schien zu zittern. Für Karl wallte da von fern der Wagen des deutschen Geschicks näher, von Geistern besetzt, und da waren Mühsal und schweres Leid immerdar und viel Kampf und heißer Sieg. Und Notwendigkeit für die Welt, daß Deutschland sein mußte. Und rang es sich in seinem schweren Kampfesgeschick ab, so tat es so um seiner Bestimmung willen in der Welt.

Aber die Engel riefen seiner armen Seele das Jubellied, daß er Deutscher sein durfte. Und so sank seine Seele ihrem Geschick hin.

Von Margarete Kurlbaum-Siebert erschienen ferner:

Im Verlage R. Piper & Co., München:

Kampf und Liebe der jungen Maria Stuart

Roman. In Ganzleinen Rm. 7,—

Aus dem Leben des jungen Martin Wigelandt

Roman. Geheftet Rm. 1,80, Leinen Rm. 3,60

Rahel Hafe

Roman. Geheftet Rm. 1,80

Im Verlage Georg Müller, München:

Karlutz, Raugraf zu Pfalz

Bergriffen

Im Verlage J. F. Steinkopf, Stuttgart:

Aufrehr für Gott

Krieg der Schwarzhemden gegen den großen König
Ludwig von Frankreich

Roman. In Ganzleinen Rm. 4,80